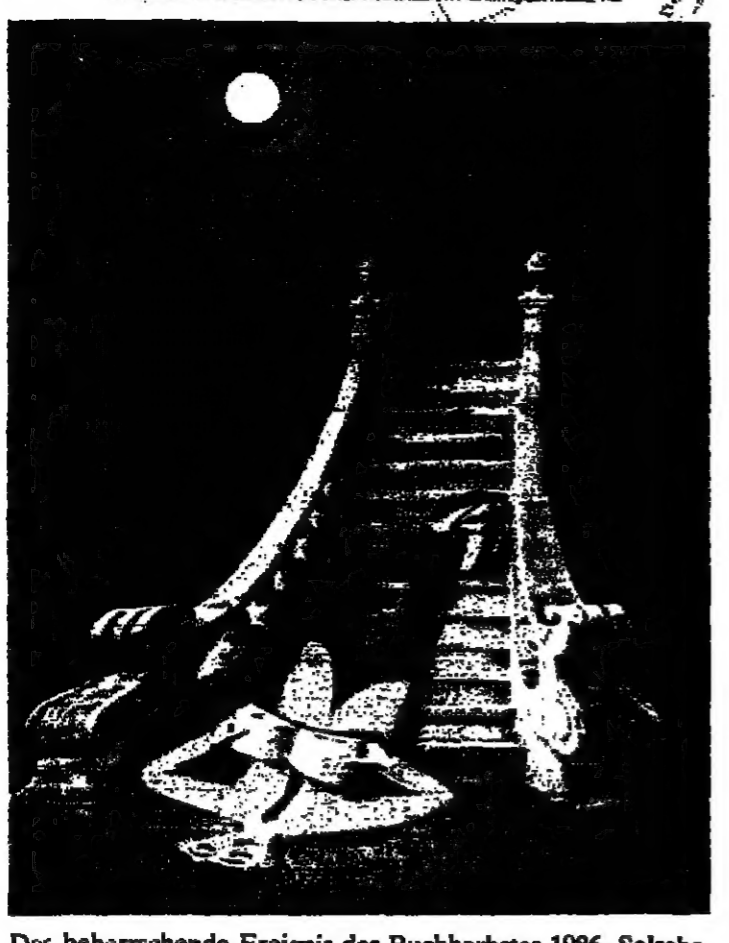


Heute in der WELT

WELT DES BUCHES

EINE WERLTREISE DER WELT IN INTERNATIONALEN TRANSMITTIERTE BÜCHER



Das beherrschende Ereignis des Bucherbstes 1986, Solschenizyns großes Werk „November Sechzehn“, führt die Liste der Rezensionen an. Auf 30 Sonderseiten stellt die WELT Neuerscheinungen der Buchproduktion vor. Gabriele Wohmann schreibt über John Updike, Robbe-Grillet über Claude Simon, Tournier über Marguerite Yourcenar, Luft über Dürrenmatt, Holthausen über Meckel und Bracher über die neue Adenauer-Biographie von Schwarz. Dazu ein Interview mit Astrid Lindgren und ein Porträt der größten Buchhandlung der Welt. Der Leitartikel zum Bucherbst auf Seite 2.

Martin Walsers nächste Projekte

Am liebsten wäre er Lyriker, sagt Martin Walser, der als Erzähler internationalen Ruf genießt. Im zweiten Teil seines WELT-Gesprächs. Wohin orientiert sich künftig sein Schaffen? Was denkt er über seine nächsten Buchprojekte? Ein Problem, dem er viel Zeit, lesend und nachdenkend, widmet: „Wie erzählen wir die deutsche Geschichte?“ Seite 7

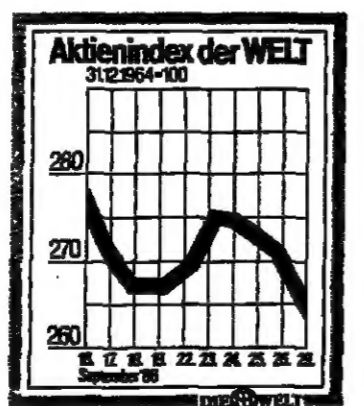
POLITIK

Pressefreiheit: Besorgt über eine zunehmende Beschränkung der Pressefreiheit in aller Welt hat sich der Bundesverband deutscher Zeitungsverleger geäußert. „Erschreckende Beispiele“ seien das Verbot der nicaraguanischen Zeitung „La Prensa“ und Maßnahmen gegen Zeitungen und Journalisten in Südafrika. (S. 4)

Revirement: Die UdSSR hat ihren Botschafter in Syrien ausgewechselt. Zum Nachfolger von Felix Fedotow wurde nach Angaben der Nachrichtenagentur Tass Alexander Dschonow bestimmt. Seit Gorbatschow im März 1985 Parteichef wurde, hat die Sowjetunion in mehr als 30 Ländern die Botschafter ausgetauscht.

WIRTSCHAFT

Bundesfinanzen: In den ersten acht Monaten gingen die Ausgaben des Bundes im Vergleich zum Vorjahr um 0,5 Prozent auf 174,4 Milliarden Mark zurück. (S. 11)



Börse: Mit Schwächeneigung begann der Aktienmarkt die neue Woche. Auch die Renten lagen schwächer. WELT-Aktienindex 266,71 (271,63). BHF-Rentenindex 106,812 (106,935). BHF-Performance-Index 106,927 (107,050). Dollar-Mittelkurs 2,0273 (2,0413) Mark. Goldpreis je Feinunze 427,00 (+33,00) Dollar.

KULTUR

Denkmäler: Von ihnen wird eine Sprache verlangt, die ohne Dolmetscher verständlich ist. Die Gestaltungsmittel der zeitgenössischen Kunst sind für diese Sprache durchaus geeignet. - Politische Denkmälerkultur im modernen Israel. (S. 23)

Helmut Qualtinger: Der österreichische Schauspieler und Kabarettist („Der Herr Karl“), der sich nie richtig erholen ließ, ist im Alter von 56 Jahren gestorben. Er war an Geisteskrankheit im Sommer hatte er einen Herzinfarkt erlitten. (S. 22)

SPORT

Fußball: Der Nationalspieler Matthias Herget will nun doch seine Karriere bei Bayer 05 Uerdingen fortsetzen. Der 30 Jahre alte Libero wird bei seinem Verein einen neuen Zwei-Jahres-Vertrag unterschreiben. (S. 8)

Tennis: Der Amerikaner John McEnroe gewann innerhalb von acht Tagen nun schon das zweite Grand-Prix-Turnier. In San Francisco besiegte er seinen Landsmann Jimmy Connors in zwei Sätzen klar mit 7:6 und 6:3. (S. 8)

AUS ALLER WELT

Disney-World: Ein einst subtropischer „Hinterhof“ in Zentral-Florida ist rasch zu einer internationalen „Spielwiese“ und einer Attraktion geworden. Mickey Maus hat die Region um Orlando völlig verändert. Doch das alles ist nur ein Beginn, denn Größeres ist noch geplant. (S. 24)

Wer ist wer? Die Frage wird in der neuen deutschen Ausgabe auf 1566 Seiten mit Kurzbiographien von 40 000 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport beantwortet. In das Nachschlagewerk sind rund 3000 Biographien von Frauen aufgenommen worden. (S. 24)

Umwelt - Forschung - Technik Seite 8
Leserbriefe und Personalien Seite 9
Fernsehen Seite 22
Wetter: Im Norden wolkg Seite 24

Daniloff reist aus Moskau ab. Ist der Weg zum Gipfel frei?

„Ich gehe eher mit Kummer als im Zorn“ / Treffen Shultz-Schewardnadse

DW. Moskau/Washington
Die Affäre um den in Moskau der Spionage beschuldigten Journalisten Nicholas Daniloff ist beendet: Gestern nachmittag bestieg der Korrespondent in der sowjetischen Hauptstadt eine Lufttransmaschine nach Frankfurt am Main. Der Fall Daniloff galt als eines der entscheidendsten Hindernisse auf dem Weg zu einem zweiten amerikanisch-sowjetischen Gipfeltreffen. US-Außenminister George Shultz und sein sowjetischer Kollege Schewardnadse haben sich in den vergangenen Tagen in New York bei insgesamt vier Treffen um eine Beilegung der Angelegenheit bemüht. Zuletzt hatten die beiden am Sonntagabend fast drei Stunden miteinander konferiert.
Der Journalist, der seit dem 30. August unter Spionageanklage in Moskau festgehalten wurde, berichtete, er sei erst am Nachmittag von seiner bevorstehenden Ausreise unterrichtet worden. Die sowjetischen Behörden hätten ihm seinen Paß mit einem Ausreisevisum sowie seinen weiterhin gültigen Presseausweis zurückgegeben.
Wichtig für die USA war es, daß nicht der Eindruck entsteht, Daniloff sei durch einen Austausch gegen den in New York der Spionage angeklagten sowjetischen UNO-Mitarbeiter Gennadi Sacharow freigekommen. Nach Meinung der USA wurde dem unschuldigen Daniloff vom KGB eine Falle gestellt, während Sacharow ein Spion sei.
Das Arrangement zwischen Washington und Moskau könnte nach den in den vergangenen Tagen bekannt gewordenen Informationen so aussehen, daß Sacharow demnächst gegen mehrere sowjetische Dissidenten ausgetauscht wird. Auf diese Weise wäre jede direkte Verbindung der Fälle Daniloff und Sacharow vermieden.
Wie das Problem um die von Washington verfügte Ausweisung von 25 Mitarbeitern der sowjetischen UNO-Mission in New York gelöst werden könnte, war zunächst noch unklar. Sowjetische Regierungsvertreter hatten in den vergangenen Tagen mehrfach betont, diese „völlig ungerechtfertigte“ Ausweisung sei für sie ebenso schwerwiegend wie für die USA.
Der Fall Daniloff. Der US-Senat hatte noch am Wochenende dafür plädiert, ein geplantes Gipfeltreffen zwischen Präsident Ronald Reagan und dem sowjetischen Parteichef Michail Gorbatschow abzusagen, falls Daniloff nicht ausreisen könne.
Die Behörden in Moskau hatten angegeben, der Journalist sei verhaftet worden, als er Geheimmaterial über die Stationierung sowjetischer Truppen in Afghanistan habe entgegennehmen wollen. Der amerikanische Präsident Ronald Reagan und Außenminister George Shultz erklärten hingegen wiederholt, Daniloff sei kein Spion.
Die amerikanischen Behörden beschuldigten hingegen die sowjetische Geheimpolizei KGB, Daniloff als Vergeltung für die Festnahme Gennadi Sacharows verhaftet zu haben, der der ukrainischen UNO-Mission in New York angehört, aber keinen Diplomatenstatus hat. Der UNO-Angestellte war am 23. August festgenommen worden, als er von einem Doppelagenten Pläne für ein Flugzeugstrickwerk kaufen wollte.

Kohl hofft auf gemeinsames Programm

Biedenkopf führt den Alleingang der CSU auf den bayerischen Wahlkampf zurück

GÜNTHER BADING, Bonn
Der CDU-Vorsitzende Helmut Kohl will die Absicht der bayerischen Schwesterpartei CSU „respektieren“, in einem eigenen Wahlprogramm „in einigen Punkten unterschiedliche Akzente zu setzen“. Vor dem Bundesvorstand der CDU sagte Kohl gestern in Bonn, es bleibe aber das Ziel der CDU, zu einer gemeinsamen Fassung des Wahlprogramms zu kommen.
Nach der bayerischen Landtagswahl am 12. Oktober solle noch einmal mit der CSU über dieses Thema gesprochen werden. Der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß hatte in einem Interview mit der „Welt am Sonntag“ angekündigt, daß die CSU sich nicht am gemeinsamen Wahlprogramm mit der CDU beteiligen werde.
In der Bundesvorstandssitzung hatte Kohl darum gebeten, das Für und Wider eines gemeinsamen Wahlprogramms „nicht auszudiskutieren“. Der CDU-Vorsitzende verwies auf den Umstand, daß die CSU sich nicht am gemeinsamen Wahlprogramm mit der CDU beteiligen werde.
In der Bundesvorstandssitzung hatte Kohl darum gebeten, das Für und Wider eines gemeinsamen Wahlprogramms „nicht auszudiskutieren“. Der CDU-Vorsitzende verwies auf den Umstand, daß die CSU sich nicht am gemeinsamen Wahlprogramm mit der CDU beteiligen werde.
In der Bundesvorstandssitzung hatte Kohl darum gebeten, das Für und Wider eines gemeinsamen Wahlprogramms „nicht auszudiskutieren“. Der CDU-Vorsitzende verwies auf den Umstand, daß die CSU sich nicht am gemeinsamen Wahlprogramm mit der CDU beteiligen werde.

Chirac triumphiert bei Senatswahlen

Sozialisten auch im Departement erfolglos / Schwere Verluste für Kommunisten

pr/DW. Paris
Frankreichs Regierungsparteien, die neogaullistische Sammlungsbewegung für die Republik (RPR) von Premierminister Jacques Chirac und die liberale Union für die Demokratie (UDF), haben sowohl bei den Wahlen für die Nationalversammlung in einem Departement als auch bei den Teilwahlen zum Senat die Linke geschlagen. Im Senat, der zweiten Kammer des Parlaments, konnten sie ihre Mehrheit sogar zu einer Zweidrittel-Mehrheit ausbauen.
Bei den Wahlen im Departement Haute-Garonne hatten die Sozialisten (SP) ihren Ersten Parteisekretär Lionel Jospin ins Rennen geschickt. Sechs Monate nach den Parlamentswahlen hatte die Regierungswahl herbeigeführt, was es ihr taktisches Ziel, die Wähler zu einem Urteil über die Arbeit der Koalition von RPR und UDF in Paris zu bewegen. Deshalb das ungewöhnliche Angebot in diesem kleinen Departement - ein Kräftemessen, auf das sich auch die Bürgerlichen einließen.
Jacques Chirac stellte sich an die Spitze des auf der gemeinsamen Liste von RPR und UDF kandidierenden Bürgermeisters von Toulouse, Dominique Baudis. Gewählt wurde noch nach dem alten Verfahren, im Proportional.
Die Resultate entsprechen den Ergebnissen von 16. März 4 Sitze für die Bürgerlichen, 4 für die Sozialisten. Allerdings legte die Regierungsmehrheit um 2,8 Prozent zu, die Sozialisten verloren 0,6 Prozent. Die beiden Flügelparteien, die Kommunisten (KPF) und die Nationale Front (FN) wurden mit 6,3 Prozent bzw. 5,9 Prozent weiter zurückgedrängt.
Bei den Teilwahlen zum Senat gewann die RPR 18 Mandate hinzu und ist nun mit 78 Sitzen erstmals stärkste Partei. Die KPF büßte neun von 24 Sitzen ein. Um eine Fraktion bilden zu können, ist sie jetzt auf den Vertreter einer Liste der Vereinigten Linken aus dem Übersee-Departement Guadeloupe angewiesen. Die Sozialistische Partei verlor fünf von 69 Mandaten. Die Bewegung der Linken Radikalen mußte zwei ihrer 13 Sitze abgeben. Die UDF (Giscardisten) verbesserte sich um einen auf 152 Sitze.
Am deutlichsten wurde der Rechtsruck in Paris. Elf der zwölf Senatsnennungen gingen an die Bürgerlichen. Die Sozialisten stellen den einzigen linken Senator. Die Kommunisten entsandten erstmals seit Kriegsende weder einen Abgeordneten noch einen Senator aus Paris in eine der Kammern. Dagegen wurde Admiral Philippe de Gaulle, der Sohn von General Charles de Gaulle, in den Senat gewählt. Er hatte sich bisher aus der aktiven Politik herausgehalten.
Im Gegensatz zu den Abgeordneten der Nationalversammlung werden die nunmehr 319 (bisher 317) Senatoren indirekt durch ein Wahlmännergremium aus den Mandatsträgern (Abgeordnete, Regionalräte und Vertreter der Gemeinderäte) der 52 Departements gewählt. Alle drei Jahre wird etwa ein Drittel der Senatsitze entschieden; diesmal waren es 120 Mandate. Die Amtszeit eines Senators dauert neun Jahre.

Rau: Polen nicht abschieben

DW. Bonn

Gegen eine Änderung der Praxis, Polen abzuschieben, hat sich SPD-Kanzlerkandidat Rau ausgesprochen. Einige Bundesländer - unter anderem Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein - hatten bei der Asyl-Runde im Bundeskanzleramt entsprechende Überlegungen angestellt (WELT v. 27./28.9.).
Rau erklärte, er stimme der Auffassung zu, daß bei Polen und Ungarn nicht generell von politischer Verfolgung gesprochen werden könne. Es sei jedoch interessant, daß es die jetzige Bundesregierung sei, die zu dieser Auffassung komme. Das sich jetzt abzeichnende Abdrücken der Union von der Asyl-Praxis bei Polen, die seinerzeit mit der dortigen Menschenrechtslage begründet worden war, hatten nach dem Treffen beim Bundeskanzler auch SPD-Vorsitzende Brandt und SPD-Fraktionschef Vogel „mit Erstaunen“ registriert.

Brokdorf geht bald ans Netz

HH. Bonn

Das Kernkraftwerk Brokdorf wird voraussichtlich in Kürze ans Netz gehen. Es ist die erste Inbetriebnahme eines Atomreaktors seit der Katastrophe in Tschernobyl. Umweltminister Walter Wallmann (CDU) wird heute seine entsprechende Empfehlung an die Landesregierung in Kiel als der zuständigen Genehmigungsbehörde bekanntgeben. Wallmanns bundesaufsichtliche Stellungnahme stützt sich auf das Votum der Reaktorsicherheitskommission, das dem Vernehmen nach positiv ausgefallen ist.
Der schleswig-holsteinische Ministerpräsident Uwe Barschel (CDU) hatte Ende Mai dieses Jahres für alle in Schleswig-Holstein gelegenen Kernkraftwerke diese abermalige Prüfung durch die Reaktorsicherheitskommission im Lichte von Tschernobyl gefordert. Barschel wollte nach der Empfehlung Wallmanns seine Entscheidung „zügig treffen“.

Wallmann-Papier wird verabschiedet

HH. Bonn

Das Bundeskabinett wird heute den Entwurf von Umweltminister Wallmann für ein „Gesetz zur Überwachung der Radioaktivität in der Umwelt“ verabschieden. Zur Abklärung der Beratungsfrist wird der Entwurf am Donnerstag als Fraktionsinitiative von Union und FDP im Bundestag eingebracht. Das Gesetz schafft bundeseinheitliche Regelungen zur Radioaktivitätsüberwachung, auf deren Grundlage bei einem technischen Unfall oder einem Ereignis mit ähnlichen radiologischen Auswirkungen bundeseinheitliche Schutzmaßnahmen getroffen werden können. In Wallmanns Referatentwurf wurden die Kosten für den Ausbau der Meßkapazitäten auf 200 Millionen Mark geschätzt (WELT v. 23.9.). Diese Zahl ist aus der Kabinettsvorlage verschwunden, da sie noch nicht belegt werden konnte. Das soll in den parlamentarischen Beratungen nachgeholt werden.

DER KOMMENTAR

Auch zwei Lager

PETER RUGE

An diesem Wochenende beherrscht Frankreich die Frage: Wie würde sich die Koalition von Sozialisten und Bürgerlichen in der Staatsführung auf die Parlamentswahlen im Departement Haute-Garonne auswirken? Die Antwort der Wähler muß als Zeichen verstanden werden. Mehr als ein Drittel enthielt sich der Stimme, die Umwähler aber haben das gegenwärtige Kräfteverhältnis der gaullistisch-liberalen Mehrheit und der oppositionellen Linken bestätigt.
Das ist ungewöhnlich, da sich das Wahlverhalten eigentlich immer an den Schließungen einer Regierung zu orientieren pflegt und daher die erste Gelegenheit - nach sechs Monaten Amtszeit der Regierung Chirac - nutzt, um Enttäuschung über die Nichterfüllung zu hoher Erwartungen auszudrücken. Insofern kann die Regierungsmehrheit der Bürgerlichen in Paris befriedigt über dieses Votum in Haute-Garonne sein.
Die aber doch recht deutliche Absage an Kommunisten und die rechtsextreme Nationale Front läßt freilich noch eine andere Antwort zu, die über den Rang dieser Departementswahl hinausreicht: Frankreich scheint auf dem Weg zum Zweiparteienstaat.
Die Neigung zum Dualismus ist ein Charakterzug der Franzosen, der eine Grundauffassung des politischen Handelns reflektiert: Jede Politik lasse letztlich immer zwei Möglichkeiten zu. Dieser Dualismus durchzieht ihre Geschichte: Katholiken - Protestanten, Königsleute - Demokraten, Konservative - Linke.
Eine Polarisierung der Parteienvielfalt der V. Republik in zwei klare Fronten ginge aber einher mit dem Verlust einer politischen Mitte in Frankreich. Das bedeutet, daß die Sozialisten weiter nach links abrücken und die Bürgerlichen bald die rechten Flügel erreichen. Die Wiedereinführung des Mehrheitswahlrechtes, die noch von François Mitterrand durch Blockade der künftigen Wahlkreiseinteilung behindert wird, dürfte diese Entwicklung verstärken - sie entspricht aber dem französischen Wählerwillen.

Wirtschaftsgipfel: Rom für Juni 1987

DW. Rom

Die italienische Regierung hat den anderen sechs wichtigsten westlichen Industrienationen den 7. bis 9. Juni als Termin für den nächsten Wirtschaftsgipfel vorgeschlagen, der 1987 in Venedig stattfinden wird. Neben Italien nehmen an diesen jährlich stattfindenden Treffen der Staats- und Regierungschefs die USA, Frankreich, Großbritannien, Japan, die Bundesrepublik und Kanada teil. In diesem Jahr hatte der westliche Weltwirtschaftsgipfel in Tokio stattgefunden.

Kartellamt läßt NH-Verkauf zu

DW. Berlin

Das Bundeskartellamt in Berlin hat gegen den Verkauf des Wohnungsbaukonzerns Neue Heimat an den Berliner Brotfabrikanten Schiesser keine Einwände. Die Behörde teilte gestern in Berlin mit, aus der Anmeldung der Übernahme und den vorgelegten Kaufverträgen hätten sich keine Hinweise dafür ergeben, daß Schiessers Unternehmen, die Neue Gesellschaft mbH für Vermögensbildung, den Gewerkschaftskonzern als Treuhänder für Dritte erwerbe. Seite 4: Aktenherausgabe angeordnet.

Hu Yaobang reist nach Polen

DW. Peking

Mit dem Treffen zwischen dem polnischen Parteichef Jaruzelski und dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chinas, Hu Yaobang, hat die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei gestern nach 25jähriger Unterbrechung die Beziehungen zur KP Chinas wieder aufgenommen. Aus ideologischen Gründen herrschte zwischen den beiden Staaten lange Eiszeit. Nach einer Meldung von „Neues China“ nahm Hu eine Einladung nach Polen an.

Egert will zurücktreten

D.D. Berlin

Der Vorsitzende der Berliner SPD, Jürgen Egert, hat gestern nach nur 15monatiger Amtszeit seinen Rücktritt angekündigt. Wie SPD-Sprecher Wiegand mitteilte, sind „allein gesundheitliche Gründe“ für den Entschluß ausschlaggebend. Als Nachfolger für Egert, der dem linken Flügel angehört, sind der frühere Bausenator Harry Ristock und der ehemalige Stadtrat von Charlottenburg, Erhard Körting, im Gespräch. Seite 16: Wird Ristock SPD-Chef?

Özals Partei verliert Stimmen

DW. Ankara

Die „Vaterlandspartei“ des türkischen Ministerpräsidenten Turgut Özal hat bei Nachwahlen sechs der elf zu vergebenen Parlamentsmandate erhalten. Allerdings schrumpfte ihr Stimmenanteil von 44,3 Prozent im Jahre 1983 auf 32 Prozent. In vielen Zeitungen wurde deshalb Süleyman Demirel, der die konservative Partei des rechten Weges „inoffiziell“ führt, als Wahlsieger gefeiert. Seine Partei (24 Prozent) erhielt 4 Sitze. Seite 2 und 5: Weitere Beiträge

Illegaler Handel mit West-Computern

DW. Warschau

Mindestens zehn Studenten und Dozenten der polnischen Universität Krakau müssen sich wegen Handels mit westlichen Computern demnach vor Gericht verantworten. Sie erwarben in West-Berlin mit Devisen Computern, die sie ohne Wissen der Steuerbehörden mit großem Gewinn an polnische Unternehmen weiterverkauften. Zwischen Oktober 1985 und Februar 1986 machte die Gruppe angeblich umgerechnet 1,5 Millionen Mark Umsatz.

„Prawda“ beklagt Engpaß in der Stromversorgung

Verschwendung vergrößert Rückstand im Energie-Programm

DW. Moskau
Die Sowjetbürger verbrauchen zu viel Energie, während die Stromversorgung in einem Engpaß steckt. Mit dieser Feststellung hat die „Prawda“ eine Kampagne zum Energiesparen gestartet. Für die gegenwärtige Versorgungsschwierigkeiten macht die Parteizeitung neben der Katastrophe von Tschernobyl die zu geringe Leistung der Kernkraftwerke Kalinin, Zaporoschje und Rowno sowie den für Kraftwerke zu niedrigen Wasserstand zahlreicher Flüsse verantwortlich.
Hinzu kämen Verzögerungen beim Energie-Programm, das für die ersten neun Monate dieses Jahres die Inbetriebnahme von 28 Kraftwerken mit einer Gesamtkapazität von 6500 Megawatt vorgesehen hatte. Bislang sei aber erst ein Teil der Kraftwerke mit einer Leistung von zusammen 3500 Megawatt fertiggestellt worden. „Wie in den vorangegangenen Jahren werden die Arbeiten nun im vierten Quartal beschleunigt werden müssen, was sich negativ auf ihre Qualität auswirkt“, rügte die „Prawda“. Für die Verzögerungen seien die „schlechte Organisation auf den Baustellen“ sowie Mängel bei der Lieferung von Baustoffen, vor allem Stahl und Zement, verantwortlich.
Die Zeitung forderte eindringlich zum Energiesparen auf. Beispielsweise könnten die Arbeitszeiten geändert werden, um die vorhandenen Kapazitäten nachts besser auszunutzen. Auch sei zu überlegen, ob nicht in einigen Gebieten das arbeitsfreie Wochenende verlegt werden könnte.
Insgesamt werde viel zu viel Energie verschwendet, heißt es. Dies gelte für die Verwaltung und die Eisenbahn ebenso wie für Privathaushalte und soziale Dienste.
Bereits in der Vergangenheit hatten Einblendungen im Fernsehen die Bürger ermahnt, das Licht in unbenutzten Räumen auszuschalten. Strom ist für sowjetische Haushalte verhältnismäßig billig, und deshalb wird damit ziemlich großzügig umgegangen. Es gibt zum Beispiel keine Zeitschalter, und in vielen Wohnblöcken brennt das Licht im Treppenhäus die ganze Nacht.

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Syrien bloßgestellt

Von Jürgen Liminski

Es war ein Putschversuch, als die von dem ehemaligen Milizführer Hobeika angeführten fünfhundert Schiiten, Syrer und Christen unter dem Feuerschutz der syrischen und schiitischen Artillerie in West-Beirut in das Christengebiet eindrangen. Die Radiostation „Stimme Libanons“, das militärische Hauptquartier der Forces Libanaises (antisyrische und prowestliche christliche Milizen) lagen griffbereit. Wäre der Handstreich gelungen, wäre der Weg zum nahen Präsidentenpalast in Baabda frei gewesen.

Präsident Gemayel sah die Gefahr und ließ die Armee eingreifen. Allerdings erst, als die Kämpfe fast schon beendet waren. Mit Grund: Er konnte sich auf die an der Demarkationslinie stationierte fünfte Brigade seiner Armee nicht mehr verlassen, da diese die feindlichen Milizen passieren ließ. Bis die zehnte Brigade zur Stelle war, war die Schlacht schon entschieden. Sie forderte mehr als sechzig Tote.

Der Waffengang ist für alle Beteiligten lehrreich. Gemayel hat gesehen, daß er auf die Forces Libanaises angewiesen ist. Diese wiederum haben erkannt, daß sie in der gegenwärtigen Lage an der Levante mit demokratischer Toleranz nicht weit kommen. Sie müssen die prosyrischen Aktivisten aus der christlichen Region verbannen, wenn sie künftig vor Attentaten und Heckenschützen einigermaßen sicher sein wollen.

Die Syrer, Drahtzieher des Putschversuchs, werden über die Brauchbarkeit ihrer Verbündeten (Amal-Miliz, Hobeika) nachdenken. Für sie ist der gescheiterte Versuch aber auch eine diplomatische Ohrfeige. In Frankreich glaubt keiner mehr an die Unschuld des syrischen Regimes in Sachen Terrorismus und Diplomatie, nachdem das Fernsehen einen Amal-Kämpfer präsentiert, der enttäuscht erzählte, daß die Syrer ihnen leichtes Spiel und fette Beute versprochen hatten. Die Reaktion auf diesen TV-Streifen folgte auf dem Fuß. Gestern wurde ein französischer Fernsehjournalist in Beirut entführt.

Gedanken wird man sich auch in Moskau machen. Wie unbescholten und effektiv ist der Partner in Damaskus noch? Vielleicht wird der sowjetische Botschafter in Beirut den Chef der Forces Libanaises wieder einmal zum Dinner einladen.

Andersrum in der Türkei

Von Evangelos Antonaros

Über die Türken schrieb der Engländer Davis Hotham in seinem Standardwerk „The Turks“, sie pflegten in ungewöhnlichen Situationen das Gegenteil des Erwarteten zu tun. Bei der demokratisch fragwürdigen Parlamentswahl von 1983 entschieden sie sich für den Außenseiter Özal, den sich das Militär ganz bestimmt als Regierungschef am wenigsten wünschte. Bei den Nachwahlen vom letzten Sonntag wandten sich viele türkische Wähler von Özal ab und gaben ihre Stimme dem vom Militär zum Nichtstun verurteilten früheren Ministerpräsidenten Demirel.

An der Parlamentsarithmetik ändert dieses Ergebnis kaum etwas. Es ging ja nur um elf Mandate. Dennoch ist der Vorgang hochbedeutsam. Nicht nur muß sich Özal jetzt den Vorwurf gefallen lassen, daß seine solide Parlamentsmehrheit nicht mehr repräsentativ ist. Wichtiger noch ist, daß mehr als sechzig Prozent aller Stimmen an Gruppen gingen, die Querverbindungen zu den Parteien vor dem Putsch im Jahre 1980 haben.

Dadurch ist der Versuch der Militärs gescheitert, mit der alten Politikergarde abzurechnen und ein neues Parteienspektrum zu schaffen. Die Protagonisten der chaotischen Situation von 1980, mit Demirel an der Spitze, sind offenbar nicht niedergelungen. Selbst der Rechtsextremist Oberst Türkeş, dessen berüchtigte „Graue Wölfe“ auch in der Bundesrepublik nicht unbekannt sind, feiert die knapp fünf Prozent der Stimmen für eine von ihm diskret unterstützte Partei.

Von einem Rückfall in die Situation vor dem Putsch der Generäle kann zwar noch nicht die Rede sein, obwohl der Eindruck vorherrscht, daß die Politiker in den letzten sechs Jahren nicht viel dazugelernt haben. Dennoch gibt es frappierende Ähnlichkeiten: Das Wahlergebnis vom Sonntag, in Prozentzahlen ausgedrückt, zeigt konkret, daß die Türkei instabiler geworden ist. Würden nämlich morgen Wahlen stattfinden, so würde keine der drei über der Zehnprozent-Sperre liegenden Parteien allein regieren können. Die Bildung einer Koalition wäre daher notwendig. Doch gerade am Zustandekommen von brüchigen Bündnissen ging die türkische Demokratie 1980 zugrunde.

Von Lydien bis Libyen

Von Hans-Jürgen Mahnke

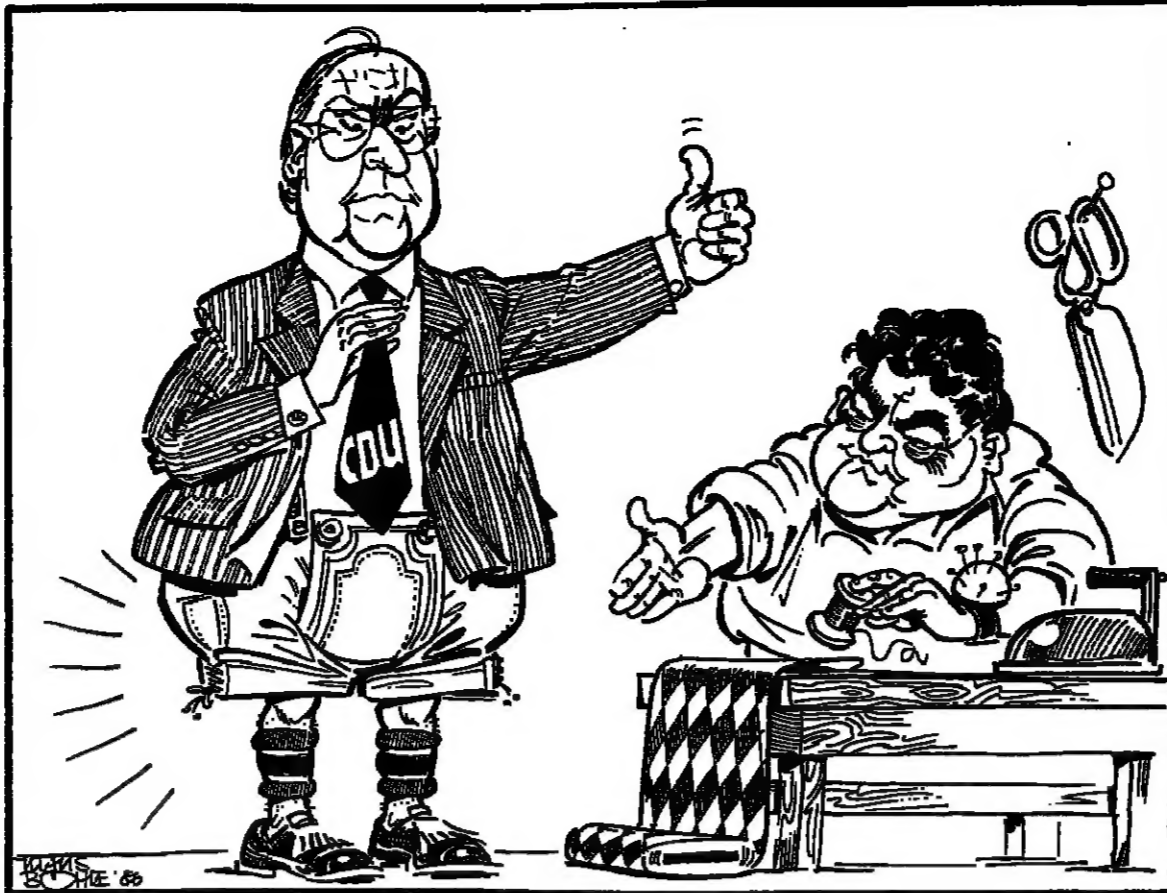
Vorwärts, wir müssen zurück – am besten gleich in die Steinzeit. Der Revolutionsführer Khadafi handelte nach der alten Landser-Parole, als er jetzt stolz verkündete, in Libyen solle das Geld als Zahlungsmittel abgeschafft und ein Tauschgeschäftssystem eingeführt werden.

Wie das nun genau aussehen soll, sagte er zwar nicht. Aber der „Fortschritt“ wird kommen. Immerhin hat er bereits 1981 die Lebensmittel- und Kramläden abgeschafft und dafür staatseigene Supermärkte eröffnet. Jetzt soll nach Angaben der amtlichen Agentur Jana „der Gebrauch des Geldes“ enden, es soll künftig nur noch Berechnungseinheit sein.

Geld ist, um die handlich-verkürzte Deutung in Meyers Enzyklopädischem Lexikon heranzuziehen, „eine unentbehrliche Einrichtung des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens in arbeitsteiligen Gesellschaften“. Geld gibt es in irgendeiner Form seit dem Altertum; es gab sogenanntes Primitivgeld wie Muscheln, Nahrungsmittel oder Zahngeld. Die alten Ägypter berechneten Gebrauchsgüter in Deben (etwa 91 Gramm) Kupfer, die Azteken hatten, bevor die Spanier kamen und ihr Gold zu Acht-Real prägten, goldgefüllte Federn, Kakaobohnen und Tücher als „Geld“. Im siebenten Jahrhundert „erfanden“ die Lydier in Kleinasien die gestempelte Münze. Ihr König Krösus wurde ein Inbegriff des Reichtums. Das hat ihn, könnte Khadafi antworten, auch nicht vor den persischen Imperialisten bewahrt.

Daß die Sowjets, die nach der Oktober-Revolution auch nichts vom Geld wissen wollten, sich die Sache inzwischen anders überlegt haben, könnte der südliche Revolutionsführer als Rückfall in die Frühformen des Kapitalismus abtun. Wo die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, ist die unentbehrliche Einrichtung entbehrlich. Dann benötigt auch niemand ein gesetzliches Zahlungsmittel, um seine Steuern zu bezahlen, die sind abgeschafft.

Für Fiat und einige Banken wird die Sache jetzt ernst: Wie sollen sie die Beteiligung des Wüstenstaates an dem Autokonzern zurückzahlen? Mit Kamelen und juwelenbesetzten Dolchen? Aladdin, hilf!



Die neue Offenheit

Von Alfred Starkmann

Seit die Troika zerfallen ist – durch den Tod von Böll, das Nirwana von Grass in Kalkutta und die nun spürbare Distanz von Siegfried Lenz –, hat das literarische Klima in der Bundesrepublik Deutschland sich entscheidend geändert. Martin Walser, der heute kreativste und fleißigste, hatte ohnehin nie die Troika zur Quadratur erweitern wollen. Nicht nur spielen die Schriftsteller keine Rolle mehr im Wahlkampf. Geändert hat sich das Klima auch insofern, als zur Mitte dieses Jahres kein Augur mehr wie früher die Frage stellen konnte: Was bescheiden die drei uns zur Buchmesse?

Es pflegte ein gewisser Gradmesser zu sein, weil die neuen Werke der „übrigen“ schon mit einem leichten Hauch der Zweiklassigkeit umgeben waren. Nicht im Sinn von literarischer Qualität, sondern von Erfolgsfähigkeit auf den Bestseller-Listen und von Redestoff auf den Empfängnissen, die nach wie vor auf dieser internationalen Veranstaltung in Frankfurt am Main Legion sind.

Das veränderte Schema spiegelt auch eine Wandlung, wenn nicht eine Wende des Geistes. Die Wandlung deshalb, weil viele Belletristen, die bislang unter dem Schatten der Troika litten, endlich zu gebührendem Recht kommen. Von Peter Handke etwa oder Thomas Bernhard kann man das weniger behaupten, weil sie immer unter dem Rubrum der Exzentrikität liefen; aber Autoren und Autorinnen wie Gerhard Roth, Margarete Hannsmann, Christoph Meckel oder gar Debütanten wie Flurin Specha werden diesmal freier in ihren Konturen wahrgenommen – von mehr Lesern als zur Zeit der Dominanten.

Das wäre sozusagen der technisch bedingte Wandel. Es deutet sich aber auch eine Wende in thematischer Hinsicht an, wenn Geschichtliches noch mehr als in den Jahren zuvor gepflegt und Zeithistorisches in sehr differenzierter Weise aufgearbeitet wird. Die einst von Grass und Böll inspirierte VS-Gewerkschaftseligkeit, dann die Ausklammerung bestimmter, von SPD-Ostpolitik tabuisierter Themen scheinen durchbrochen. Die literarische Szene und ihre kriti-

sche Rezeption bieten sich offener dar. Das hatte sich bereits bei der jüngsten VS-Tagung in Berlin angedeutet.

In der politischen Literatur setzt unter anderen der bedeutsame Adenauer-Band von Hans-Peter Schwarz neue Akzente. Karl Dietrich Bracher schreibt dazu: „Diese Biographie ... gibt uns einen Schlüssel zum Verständnis der deutschen historischen Entscheidungen vor und nach 1949.“

Hier wird aufgrund von vielen Zeitgenossen noch bewussten Tatsachen ohne überbordendes Schuldgefühl geurteilt. Dies kann zwar bei der Monumentalität von Schwarzes Arbeit keine direkte Frucht der viel jüngeren Auseinandersetzung zwischen Nolte und Habermas und dem anschließenden Historikertreit sein. Aber es zeigt, daß der Wind objektiver weht.

Helmut Diwald unterstreicht die „Wende“, wenn er die „Deutsche Geschichte“ des verdientvollen Gerhard Herrmann zum Anlaß für ähnliche Anmerkungen nimmt. Diwald beklagt mit dem Autor, daß wir Deutschen alles tun, um die liberalen Seiten unserer Vergangenheit einzuschwärzen – was gut bekäme es unserem politischen Klima, wenn etwa in den sowjetischen Geschichtsbüchern daran erinnert würde, daß auch Städte wie Minsk oder Kiew eingangs des 17. Jahrhunderts das deutsche Stadt-



Mehr Buchmesse, weniger Beckmesser: Frankfurt

recht übernehmen. – Und schließlich die Ausländer: Zu Zeiten der Troika wurden sie ebenfalls im unmittelbaren Messe-Umkreis auf zweiter Ebene gehandelt. Jetzt geschieht es, daß Alexander Soltschenezyns gewaltiger „November Sechzehn“ zum beherrschenden Werk des Buchherbstes 1986 avanciert. Der Amerikaner John Updike, der Franzose Claude Simon, der Brasilianer Autran Dourado – um nur einige Namen zu nennen – werden uns so sichtbar, wie sie es verdienen.

Es war gewiß der reine Zufall, daß die Messeleitung für dieses Jahr (was sie nur alle zwei Jahre tut) als Hauptthema „Indien – Wandel in Tradition“ gewählt hat. Zufall insofern, als man bei der Festlegung des Themas noch gar nicht wissen konnte, daß die Dinge sich hierzulande zu einer neuen Offenheit entwickeln würden; für Indien, aber auch für Wandel in Tradition.

Daß rund fünfzig US-Verlage abgesagt haben, weil einer der Ausstellungstage mit einem hohen jüdischen Feiertag zusammenfällt, will man bei der Frankfurter Messeleitung nicht recht wahrhaben; daran sei „wahrscheinlich“ der schwache Dollarkurs eher schuld als die allgemeine Terroristenangst in den USA. Dies allerdings muß bezweifeln, wer in New York rechtzeitig mit Agenten und Verlegern gesprochen hat.

Bei alledem wird, das versteht sich von selbst, der Kommerz nicht zu kurz kommen. An den Ständen der Verlage, wiederum mehr als je zuvor, wird man verhandeln über Rechte zur Übersetzung und zu ausgiebigem Abdruck in den Printmedien, über die Verwertung in Film, Fernsehen und Funk. Dabei werden alte Feindschaften erneuert und Freundschaften geschlossen, die vielleicht bis zum nächsten Jahr halten.

Man wird essen und trinken und reden und Verträge abschließen. Denn das war schon immer so. Die Offenheit nach innen und zur Welt hin, das scheinen die neuen Merkmale des Bucherfestivals 1986. Man darf sicher sein, daß ein wenig von dieser Atmosphäre bis in seine letzten Treffen dringt.

IM GESPRÄCH H.-J. Mann

See-Mann aus dem Süden

Von Rüdiger Moniac

Hans-Joachim Mann, dem jetzigen Befehlshaber der Flotte in Glücksburg an der Ostsee, fällt die reizvolle wie gleichzeitig schwierige Aufgabe zu, vom 1. Oktober an als Nachfolger von Dieter Wellershoff, der zum Generalinspekteur avanciert, das Amt des Inspektors der Marine zu übernehmen. Der einundfünfzigjährige Vizeadmiral, ein Bruder des früheren Staatssekretärs im Bundesverteidigungsministerium, Siegfried Mann, trägt damit zwar „nur“ die Verantwortung für die kleinste Teilstreitkraft der Bundeswehr. Doch bei wachsenden Anforderungen an die Truppe allgemein durch schrumpfendes Personalpotential und immer teurer werdende Technik muß der Admiral hütlich darauf achten, daß die bislang vielgerühmte „Ausgewogenheit“ im Ausrüstungsstand der Marine in den kommenden Jahren erhalten bleibt.

Dabei hindert jeden Marineinspekteur das in weiten Kreisen der Bevölkerung, auch in denen, die wirtschaftliche oder politische Verantwortung tragen, fehlende Verständnis für seestrategische Fragen. Denn daß zum Beispiel die „Vorverteidigung“ der NATO ganz wesentlich vom Nachschub „hinten“ über den Nordatlantik abhängt, zählt zu den Einsichten, die die Marine immer neu um sich herum erschließen muß. Als Befehlshaber der Flotte war Mann für die Operationen der Marinesinheiten verantwortlich, soweit sie unter nationaler Verantwortung liefen. Damit hatte der Admiral noch, wenn auch nicht direkt und unmittelbar, den Kontakt zu den Soldaten auf den Schiffen, Booten und Flugzeugen der Marine.

Das wird nun alles anders. Und man kann den Seeoffizier verstehen, wenn er bedauert, künftig nur noch „von fern“ als Planer die Truppe se-



Begann mit der Flugsicherung: Neuer Marine-Inspekteur Mann

FOTO: DIE WELT

hen zu können. Der gebürtige Stuttgarter sagt zwar, er sei durch den Dienst in der Marine zum „leidenschaftlichen Schleswig-Holsteiner“ geworden; idiomatisch ist an ihm dennoch das Süddeutsche unverkennbar. Nach dem Abitur bewarb er sich 1956 bei der Bundeswehr. Er hat in der Marine die üblichen Ausbildungsstationen durchlaufen; sein spezielles Fachgebiet war dabei die Flugsicherung.

Der Admiral gilt als Teamarbeiter. Zwar zögert er nicht mit der Entscheidung, wenn alle Gedanken und Vorschläge beisammen sind, aber es macht ihm als Vorgesetzten beliebt, daß er jedem im Team Raum läßt. Mit dieser Einstellung fällt es ihm auch leicht, die Verantwortlichen in der Marine an den Grundsatz vom „Staatsbürger in Uniform“ zu mahnen und alles zu tun, damit die Wehrpflichtigen begreifen, wie wichtig ihr Dienst ist.

DIE MEINUNG DER ANDEREN

SÜDKURIER

Er kündigt an, den Währungs-Daggen in Washington

Bundesfinanzminister Stoltenberg und Bundesbankpräsident Pöhl haben in ihren Gesprächen mit den amerikanischen Partnern – so mit Baker und Volcker – doch mit einigem Erfolg auf die positiven Wirkungen der Bonner Stabilitätspolitik hingewiesen. Eine wirtschaftspolitische Konfrontation zwischen Washington auf der einen, Bonn und Tokio auf der anderen Seite wegen der starken Ungleichgewichte im Handel wurde fürs erste vermieden.

STUTTGARTER NACHRICHTEN

Die rüchende eine internationale Stimmung

Am Wochenende flüchtete ein DDR-Grenzsoldat in der Nähe des Brandenburger Tors unbemerkt nach Westberlin. Vor ein paar Tagen schon schwammen drei junge Ostberliner in den Westteil der Stadt und erzählten hier, die Grenzschützer hätten sie gesehen, aber nicht geschossen. Meldungen dieser Art häuften sich in den letzten Wochen. Hat die DDR den Schießbefehl aufgehoben oder modifiziert? ... Es gibt keine Information, die darauf hindeutet.

NRZ/NEUE RUHR ZEITUNG

Die Ruhrzeitung registriert einen

Der DGB (ist) zum Klotz am Bein des Kandidaten der SPD geworden. Da wird nicht mehr sauberlich getrennt zwischen der Skrupellosigkeit einiger Gewerkschaftsfunktionäre und der resignierenden Betroffenheit der Sozialdemokratie. ... Es sind gerade die Betriebsräte, in der Regel die „Treuesten der Treuen“, die enttäuscht und verbittert über „die da oben“ sind. Eine Antwort hat

(Rau) nicht, wenn überall und immer wieder gefragt wird, warum die nordrhein-westfälische Regierung 43 000 Wohnungen für fast zwei Milliarden Mark von den Gewerkschaften kaufen wollte, aber ein cleverer Berliner 190 000 Wohnungen für „lau“ bekommt.

MORGEN

Er kann Strauß nicht verstehen:

Ausflug seiner Unruhe vor der Landtagswahl ist eine gesteigerte Profilierungssucht. Die Absage an ein gemeinsames Wahlprogramm mit der CDU für die Bundestagswahl – angeblich wegen früherer schlechter Erfahrungen – läßt sich kaum mehr nachvollziehen, da man sich über die strittigen Fragen bereits einig war. Sie wirkt deshalb panikartig. Die Furcht, die Strauß gegen Genscher und die FDP schwingt, auch gegen Helmut Kohl, der dem liberalen Außenminister nicht in den Arm fallen will, sie paßt ins Bild. Strauß stellt sich den bayerischen Wählern als trutziger Bannerträger einer durchgängigen konservativen Politik wider Kanzler und Vizekanzler dar.

RHEIN-NECKAR-ZEITUNG

Das Heidelberger Blatt schreibt nach dem

Was ... in Nürnberg beigesteuert wurde, ist nur ein neuer taktischer Winkelzug, um die eigene Unfähigkeit zur praktischen Politik zu verschleiern und die SPD mit dem Thema auf Trab zu halten: das eldäre Grün auf dem gedanklichen Weg zu einer „anderen Republik“. Das müßte niemanden ernsthaft beunruhigen. Nur wird die Protestpartei ein zäher politischer Faktor bleiben. Mit anderen Worten: SPD und Grüne adieren sich zwar nicht als Regierungsgespann, aber als Gegengewicht zu einer Koalition, die an den Rand ihrer Mehrheit geriete.

Zweimal David macht noch keinen Goliath

Die Atom-Ablehnung der Liberalen verdirbt der Allianz die Aussichten / Von Reiner Gatermann

Jetzt, zur Halbzeit der jährlichen britischen Parteikongress-Saison, ist bereits eine wichtige, vielleicht sogar entscheidende Weiche für die spätesten Anfang 1988 anstehende Parlamentswahl gefallen. Die sozialdemokratisch-liberale „Allianz“, bisher als dritte Kraft zwischen Tories und Labour fester Bestandteil jeden politischen Kaliküls, ist durch einen fatalen Mißgriff ihres liberalen Partners in eine zweifelhafte Position geraten. Jetzt scheint es kaum noch möglich, das Vertrauen jener mindestens dreißig Prozent der Wählerschaft zu gewinnen, die erforderlich sind, um im kommenden Parlament das Zünglein an der Waage ausmachen zu können.

Durch den Zusatz, daß der britische Beitrag zur europäischen Verteidigung „nicht nuklear“ sein müsse, hat eine Mehrheit von nur 27 Delegierten bei rund 1300 abgegebenen Stimmen dem bisher unter größten Mühen aufgebauten Einheitsbild der Allianz einen tiefen, wahrscheinlich auf Jahre nicht zu heilenden Riß versetzt. Die Be-

merkung des Liberalen-Führers David Steel in seiner glänzenden Abschlusrede, daß ein Wahlsieg „vorübergehend und unnötig riskiert“ worden sei, muß als Understatement bewertet werden.

Die Allianz hatte Erfolge bei kommunalen und regionalen Wahlen; wäre es den beiden Partnern gelungen, ihre (getrennt veranstalteten) Kongresse hinter einer einheitlichen Verteidigungspolitik zu sammeln, wäre ihr Vertrauenskonto beim Wähler ganz bestimmt erheblich aufgewertet worden.

Daß dies nicht erreicht wurde, zeigt, daß der Verschmelzungsprozeß, von den beiden Davids (Steel von den Liberalen und Owen von den Sozialdemokraten) intensiv und zielstrebig betrieben, wahrscheinlich von einem Großteil des Fußvolkes noch nicht in seinem vollen Umfang registriert und verarbeitet worden ist. Dies trifft vor allem für die Liberalen zu, die – in ihrer heutigen Form vor genau fünfzig Jahren gegründet – bis heute offenbar noch nicht „erwachsen“ sind. Diese Partei war nie in der

Position, Regierungsmacht beanspruchen zu können. Ihre Liberalität kam in erster Linie darin zum Ausdruck, daß sich unter ihrem Dach hauptsächlich politische und ideologische Gruppchen und Cliquen sammelten, die bei den beiden „alten“ Parteien keine Heimstatt fanden.

Daraus erklärt sich der lockere organisatorische Aufbau der Partei. Erst jetzt in Eastbourne wurde beschlossen, daß die Parteikreisverbände künftig der Zentrale ihre genaue Mitgliederzahl melden müssen. Als Delegierter kann jeder zum Parteitag gehen, der Zeit hat und die rund 105 Mark Eintragsgebühr aufbringt. „Delegiert“ wird hier nicht viel.

Ideologisch steht die Partei in dem Ruf, die Hausmacht der Kernenergie- und Kernwaffengegner zu sein. Sie bietet auch gern skurrilen Ideen eine Diskussionsplattform. Keine andere Partei produziert so viel Bedrucktes über ein dermaßen breites Spektrum.

Ein Wandel trat erst vor fünf Jahren ein, als sich die „Vierer-Ban-

de“, bestehend aus Roy Jenkins, David Owen, Shirley Williams und Bill Rodgers, von der Labour Party lossagte. Die Sozialdemokratische Partei (SDP) gründete und wenig später die Allianz mit den Liberalen einging. Von da an mußte sich die Steel-Partei größere Disziplin auferlegen und so etwas wie Strategie und Taktik entwickeln. Daß es hier noch erhebliche Mängel gibt, erwies in der vorigen Woche die vertheidigungspolitische Debatte. Die meisten Redner taten so, als ob die Kleingarten-Welt der Liberalen das Spiegelbild des Globus sei.

David Steel glaubte, seine Partei habe bereits vor zehn Jahren, als er ihre Führung übernahm, ihre Angewohnheit abgelegt, „in der Ecke zu sitzen und dort ihre Politik zu polieren, damit sie hübsch und rein in eine ideale Welt paßt“. Nur sieht die Wirklichkeit ganz anders aus. Wie Steel sagte: „Ich bin an einer Politik ohne Prinzipien nicht interessiert, aber mich reizen auch kaum Prinzipien ohne Macht.“

Die Sozialdemokraten schufen sich einen neuen politischen Stil,

aber sie leugnen ihr Streben nach Macht nicht. Sie sind eine politische Partei, während die Liberalen sich noch gern in der Rolle des Diskussionsklubs gefallen.

Das liegt nicht nur daran, daß die SDP erst fünf Jahre alt ist und einen hochambitiosen, zielbewußten Führer hat; ihre Anhängerschaft scheint auch durch große Disziplin, politisches Engagement und eine Mischung aus mutigem Reformwillen und nüchternem Blick für Realitäten geeigneter für das Erreichen des höchsten Zieles zu sein, im neuen Parlament zur ausschlaggebenden Kraft zu werden.

Die SDP hat neues politisches Potential entwickelt; immerhin gehörten über 60 Prozent ihrer Mitglieder bisher keiner Partei an. Um aber an die Macht zu gelangen, setzt sie auf die Zusammenarbeit mit den Liberalen. Doch wenn auch David Steel sich von der Abstimmungsniederlage nicht beeinflussen lassen will – statutenmäßig ist er an sie nicht gebunden –, wissen beide Partner, daß das Ziel in die Ferne gerückt ist.

Zwischen Zinsen und Schulden etwas Kaviar und Kultur

Offiziell geht es um die Weltkonjunktur, Zinsen, Defizite und Schulden, doch die Tagung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank in Washington wird immer mehr auch zu einem gesellschaftlichen Ereignis.

Von HORST A. SIEBERT

Es gibt verschiedene Formen des Wettbewerbs. Normalerweise gilt es als Gewähr dafür, daß die Verbraucher mit besseren Erzeugnissen zu niedrigeren Preisen beliefert werden. Aber zu registrieren sind auch Leistungskämpfe im Überbieten - zum Beispiel, wenn sich Damen mit immer wertvolleren Schmuckstücken, um die Konkurrenz auszustechen.

Vor allem letzteres wird zur Zeit in der amerikanischen Hauptstadt praktiziert, wo seit Freitag die Finanzminister und Notenbankchefs der großen Industrienationen beraten und heute offiziell mit einer Ansprache von US-Präsident Ronald Reagan die Jahrestagung des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank beginnt. Es ist die Woche der Cocktails, Partys sowie großen und kleinen Essen.

Geschätzt wird, daß rund 10 000 Personen nach Washington geeilt sind, um dabei zu sein, wie über Weltkonjunktur, Zinsen, Defizite oder Schuldenkrisen geredet wird. Etwa 2500 gehören den Delegationen aus 151 Mitgliedsstaaten an, 900 sind Wirtschaftsjournalisten, und der große Rest besteht hauptsächlich aus Bankiers und anderen Beobachtern. In ihren Hotelzimmern fanden sie schon bei der Ankunft stoffweiche Einladungen vor, die mit dem Frühstück beginnen und mit Imbissen im Mittagsessen enden. Kulturelles wird ebenfalls geboten.

In nur kurzer Zeit ist dieser Jahrmarkt der Eitelkeiten eskaliert. Früher dominierte das Gespräch in den Gängen des Sheraton-Hotels oder man lud ein zu einem schnellen Steak. Heute sind Abendessen, die 200 Dollar je Gast kosten, eher üblich. Gerecht werden dort Kaviar auf Eis, gedünsteter Lachs und Ente in Limonessence. Die Speisekarten sind so ganz unmerklich; das meiste, was auf den Tisch kommt, hat französischen Touch. Aus deutscher Küche werden besonders Nachspeisen angeboten.

Ein Dinner für mehr als 50 000 Dollar

Für diese Art Ringelplatz steht in Washington eine kräftig gewachsene Industrie bereit: die Hotels, die Caisers, die Party-Planer sowie die Limousinen- und Bussgesellschaften. Niemand weiß, wie häufig zum Lunch oder Nachmittagstee gebeten wird. Aber die Schätzungen gehen bis zu 700, wobei der Aufwand stark schwankt. So kann ein Dinner durchaus mehr als 50 000 Dollar verschlingen. Vermutlich übersteigt der Gesamtumsatz der Branche in dieser Woche zehn Millionen Dollar. Da Washington keine königlichen

Paläste kennt, finden die Empfänge und Essen auch in Museen, Gemäldegalerien und an historischen Plätzen statt. Mit dem Glas in der Hand lehnen die Geladenen an den Marmorsäulen der National Gallery of Art oder speisen im Woodrow-Wilson-House. Deutlich festzustellen ist ein Trend weg von den Hotels in die nobelsten Georgetown, wo Henry Kissinger wohnte und John F. Kennedy seine Senatorenjahre verbrachte. Deutsche Banken entdeckten die Attraktionen des alten Stadtteils und stellen auch Bussen für den Transport bereit.

Das Wandern ist des Müllers Lust

Begehrte sind Einladungen der Commerzbank, die von den deutschen Geldinstituten diesmal wieder den Reigen eröffnete, und zwar am Freitag mit schon traditionellen Begegnungen mit hohen Beamten der Reagan-Administration und der US-Notenbank. Nach Informationen aus erster Hand über amerikanische Exportkontrollen für strategisch wichtige High-Tech-Güter saßen die Angereisten nachmittags im Konferenzraum des Federal Reserve Board, wo sonst die Gouverneure über Zinsen und Geldmenge beraten. Gesprächspartner war Paul Volckers Stellvertreter Mervyn D. Carver. Das Abendessen ließ die Commerzbank bei einer Kreuzfahrt auf dem Potomac mit dem Mississippi-Dampfer „Cherry Blossom“ servieren.

Die Westdeutsche Landesbank Girozentrale lud ins stilvolle Pardoehaus in Georgetown Q-Strasse. Nicht weit davon entfernt, bittet heute abend die Dresdner Bank zum Dinner. Der Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes, Helmut Geiger, empfing seine Gäste im Four-Season-Hotel, wo Gerhard Stoltenberg und Karl Otto Pöhl wohnen.

Etwas Besonderes bot Sonntagabend auch die Deutsche Bank. Sie präsentierte im Terrassen-Theater des Kennedy-Center den Windescher Knabenchor, der Bach, Schütz und deutsche Volkslieder sang. Natürlich schmetterte er „Kein schöner Land“ und „Das Wandern ist des Müllers Lust“, was die Amerikaner so gerne hören. Anschließend wurde zum kalten Buffet gebeten. Schnell vergessen war der Riesenempfang des IWF und der Weltbank mit nahezu 6000 Gästen im Sheraton Washington Hotel.

Die Sängerinnen, direkt aus Norwegen eingeflogen, wo sie die Staatsvisite des deutschen Bundespräsidenten verschönt hatten, sorgten für eine Bombenstimmung. Aufgekratzt drückte Henry Kissinger, an einem mit Schinken belegten Brötchen nagend, ausnahmsweise auch Journalistenstühle. Auch andere große Namen waren in Washingtons Kulturtempel geeilt, um nach dem Ohrenschmaus Austern von der Chesapeake Bay und Hummerstangen aus Alaska zu testen. Verdingt wurde die Schuldenkrise - ein Thema, das aus der Sicht der Banker bisher zu kurz gekommen ist.



Schlüsselfiguren im chilenischen Drama: Luftwaffen-Kommandeur General Fernando Matthei, Präsident General Augusto Pinochet, Polizeichef General Rodolfo Stange

„Wir tun das, was wir für richtig halten“

Sie haben manches gemeinsam - nicht nur die deutschen Verfahren, auch politische Vorstellungen. Man sagt ihnen nach, daß sie zurück zur Demokratie in Chile wollen. Doch Kritiker über Pinochet ist den beiden Junta-Mitgliedern Fernando Matthei und Rodolfo Stange nicht zu entlocken.

Von WERNER THOMAS

Die zwei Männer verbinden viele Gemeinsamkeiten. Sie sprechen fließend Deutsch, ihre Vorfahren waren aus Hessen und Hamburg eingewandert. Sie wurden im Süden Chiles als Söhne lutherischer Familien geboren, der eine in Osorno, der andere in Puerto Montt. Ihre Freundschaft reicht zurück in die Jugendzeit. Damals wählten beide eine militärische Laufbahn, die schließlich ganz nach oben führte.

General Fernando Matthei (61), Kommandeur der Luftwaffe, und General Rodolfo Stange (60), Chef der Carabineros-Polizei, spielen eine Schlüsselrolle in dem chilenischen Drama. „Wir kennen die große Verantwortung“, sagt Matthei. „Wir werden das Land nicht enttäuschen“, versichert Stange.

Sie gehören der Junta an, dem legislativen Gremium der Militärregierung, in deren Händen das Schicksal Augusto Pinochets liegen kann. Der Marine-Befehlshaber José Toribio Merino und der Armee-General Julio Canessa sind die anderen Mitglieder. Während Canessa immer die Position Pinochets vertritt, soll der kühnste, von einem Diabetiker und Leberleiden geplagte Admiral in der kritischen Demokratisierungsfrage zu den Ansichten Mattheis und Stanges tendieren.

Wir treffen die deutschstämmigen Junta-Vertreter nach zwei ereignisreichen Wochen. Der Attentatsversuch

auf Präsident Pinochet, der Belagerungszustand und die Ermordung von vier linksgerichteten Personen, unter ihnen der Journalist José Carrasco, durch bisher unbekannte Killer-Kommandos hatten Chile wieder in die Schlagzeilen gerückt. Die Festnahme der Deutsch-Chilenin Beatriz Gudrun Brinkman erregte in der Bundesrepublik zusätzliches Aufsehen. Sie wird beschuldigt, mit der KP und der kommunistischen Guerrilla-Gruppe „Frente Manuel Rodríguez“ zusammengearbeitet zu haben.

Fernando Matthei empfängt uns im 19. Stock des Regierungsgebäudes Diego Portales. Sein Dienstzimmer eröffnet einen schönen Blick auf den Berg San Cristobal, der mit einer Christus-Figur auf dem Gipfel Santiago beherrscht. Der Luftwaffen-Chef ist ein hagerer, energischer Mann. Er läuft während des Gesprächs oft auf und ab, wirkt rastlos. General Stange, den wir einen Tag später im Hauptquartier der Carabineros gegenüber dem Präsidenten-Palast La Moneda sprechen, macht dagegen einen ruhigen, fast schon lässigen Eindruck. Er lächelt leicht. Der hochgewachsene Polizei-Kommandeur, ein Meter neunzig groß, klagt jedoch über die Arbeitsbelastung: „Das geht an die Gesundheit.“

Kritik an den „lieben Politikern“

Matthei vertritt die Meinung, daß das Ausland die erregte Chile-Diskussion falsch führe. „Eine wichtige Frage wird kaum berücksichtigt: Warum regieren wir Militär?“ Die Militärs würden regieren, weil die „lieben Politiker“ Anfang der siebziger Jahre versagt hätten. „Ein politisches Vakuum war entstanden, das die Militärs nutzen wollten. Alente hat uns nicht belogen. Er hat uns immer erklärt, daß er eine irreversible Revolu-

tion plane, eine Revolution nach kubanischem Vorbild.“

Auch Stange blickt zurück, wenn er an die Zukunft denkt. „Wir werden alles tun, um eine Wiederholung der Vergangenheit zu verhindern.“ Die drei Volksfrontjahre (1970 bis 1973) lasteten noch „wie ein Trauma“ auf dem Offizierskorps.

In den ersten drei Monaten des kommenden Jahres möchte die Junta die politischen Parteien wieder legalisieren, aber die Marxisten bleiben verboten. „Wir können uns eine KP genauso wenig leisten wie die Deutschen eine Nazi-Partei“, erläutert Matthei.

Ein tiefes Mißtrauen herrscht nach wie vor gegenüber den Christdemokraten, die beide Kommandeure verantwortlich machen für „den Zusammenbruch des demokratischen Systems“. Matthei: „Viele chilenische Christdemokraten sind sozialistisch ausgerichtet.“ Stange wundert sich: „Haben sie nicht gelernt aus den bitteren Erfahrungen?“

Der christdemokratische Führer Gabriel Valdes verurteilte gerade die Gewaltanwendung der marxistischen Linken und versicherte, seine Partei habe alle Kontakte zur KP gebrochen. Dennoch bleibt Valdes ein rotes Tuch für die Militärs. Sowohl Matthei als auch Stange lassen durchblicken, daß sie diesem Mann nicht zur Macht verhelfen wollen.

Wann erfolgt der Machtwechsel? „Wir halten uns an die Verfassung“, betont Matthei. Danach muß die Junta bis Dezember 1988 einen Präsidentschaftskandidaten nominieren, den das Volk per Referendum akzeptieren oder ablehnen kann. Wird er abgelehnt, finden offene Präsidentschaftswahlen statt. In Santiago kursieren Gerüchte, daß Matthei und Stange ein Ende der Pinochet-Ära wünschen. Merino denke ähnlich. Die beiden Generale wollen diese Spekulationen nicht kommentieren. „Die Entscheidung über den Präsidentschaftskandidaten steht noch

aus“, sagt Matthei. Hätte Pinochet Interesse? „Ich weiß nicht, was Pinochet will.“

Er weiß allerdings, daß die laufende Amtsperiode des Präsidenten bis zum 11. März 1990 dauert und daß die Junta den General so lange unterstützen wird. „Wir haben einen Eid auf diese Verfassung geleistet.“

Spekulationen um einen Übergangs-Präsidenten

Fernando Matthei und Rodolfo Stange genießen ein hohes Ansehen bei der Bevölkerung. Selbst christdemokratische Funktionäre betrachten die beiden Generale als Garant für eine Rückkehr zur Demokratie.

Matthei scheint über den größeren politischen Einfluß zu verfügen. Er fungiert als stellvertretender Junta-Vorsitzender. Wenn Admiral Merino ausscheiden würde, wäre er der Vorsitzende. Schon fällt sein Name im Zusammenhang mit Spekulationen über eine Verfassungsänderung und einen Übergangs-Präsidenten nach dem 11. März 1989.

Stange mußte sich dagegen seit seiner Berufung zum Polizeichef im August vergangenen Jahres hauptsächlich um die Carabineros kümmern. Die Polizei-Organisation mit dem besten Ruf in Lateinamerika lief Gefahr, in Verfall zu geraten. Sie wurde sogar mit der brutalen Ermordung von drei kommunistischen Oppositionspolitikern in Verbindung gebracht (die Täter hatten ihren Opfern die Kehle aufgeschlitzt). Der Verdacht bestätigte sich nicht, 14 festgenommene Beamte sind wieder frei. Stange verfügte jedoch umfangreiche organisatorische und personelle Veränderungen. „Unser Image ist wieder besser“, berichtet er. „Das sehe ich daran, daß mir die Leute winken, wenn sie mich im Auto erkennen.“ Der General fährt einen kugelsicheren BMW.

Der Kampf gegen zwei marxistische Untergrund-Bewegungen, die in den letzten fünf Jahren 48 Carabineros getötet haben, beschäftigt Stange ständig. Trotz des Attentats-Versuchs gegen Pinochet, trotz der Bombenanschläge, trotz der riesigen Waffenfunde, 80 Tonnen insgesamt, bleibt der Polizeichef gelassen: „Wir kontrollieren die Situation. Wir kennen heute unsere Feinde besser als 1983“, zu Beginn der Protestwelle. Er befürchtet keinen blutigen Krieg wie in Uruguay oder Argentinien während der sechziger und siebziger Jahre.

Die beiden befreundeten Junta-Vertreter, die miteinander deutsch sprechen, stehen fast täglich in telefonischem Kontakt und treffen sich jeden Dienstag bei den Junta-Sitzungen. Sie kennen die scharfe Chile-Kritik des Auslandes. Sie reden viel darüber. Stange war seit drei Jahren nicht mehr in der Bundesrepublik, er meidet das Land seiner Vorfahren. „In Chile fühle ich mich wohler“, bekenn er lächelnd. Als Matthei vor einigen Monaten mit einem wichtigen Bonner Politiker in Frankfurt konferierte, mußte die Unterhaltung auf Wunsch seines Gesprächspartners geheim bleiben.

Matthei liest regelmäßig die deutsche Presse und beklagt „die oberflächliche und einseitige Berichterstattung“, der auch die Bonner Politiker zum Opfer gefallen seien. Er entgegnet: „Wir tragen die Verantwortung für Chile, nicht Herr Genscher.“ Der Außenminister, den Matthei „persönlich schätzt“, könne ihn nicht beeinflussen. Stange urteilt ähnlich: „Wir tun das, was wir für richtig halten.“

Wir fragen Fernando Matthei, ob ihn die ausländischen Attacken gegen das Militärregime belasten. „Aber schon, belasten nicht.“ Der Flieger-General erinnert an ein Albers-Lied: „Wie heißt es das? Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern.“

BERLIN FÜR KAPITALANLEGER

Die Wirtschaftsmetropole Berlin bietet auf der Basis des Berlinförderungsgesetzes die erforderliche Sicherheit für Kapitalanleger. Gezielte steuerliche Vorteile, teilweise in Kombination mit staatlichen Förderungsprogrammen, bilden die Grundlage für die von der Berlin-Anlagen-Agentur initiierten Produktlinien. Sie beinhalten Wirtschaftlichkeit, steuerliche Sicherheit und ein hohes Maß an Kontinuität für den Kapitalanleger.

BERLIN-DARLEHENS-FONDS

Breit gestreut nach §17 Abs. 2 Bundessteuergesetz die Besteuerung der Zinsen auf 25% begrenzt. Der Zinssatz liegt bei 10% bis 12% p.a. Der Fonds ist in 100 Anteile unterteilt. Der Kurs liegt bei 100,- DM. Der Fonds ist in 100 Anteile unterteilt. Der Kurs liegt bei 100,- DM.

BERLIN-IMMOBILIEN-FONDS

Ziel ist es, Kapitalanlegern die Möglichkeit zu geben, in der Hauptstadt Berlin Immobilien zu erwerben. Der Fonds ist in 100 Anteile unterteilt. Der Kurs liegt bei 100,- DM.

BERLIN-NEUBAUTEN

Neubau von Eigentumswohnungen in der Hauptstadt Berlin. Der Fonds ist in 100 Anteile unterteilt. Der Kurs liegt bei 100,- DM.

BERLIN-ALTBAUTEN

Neubau von Eigentumswohnungen in der Hauptstadt Berlin. Der Fonds ist in 100 Anteile unterteilt. Der Kurs liegt bei 100,- DM.

INFORMATIONSCOUPON

Wissenswertes in Sachen Steuerersparnis 1986. Bitte informieren Sie mich kostenlos und unverbindlich über:

☐ BERLIN-DARLEHENS-FONDS

☐ BERLIN-IMMOBILIEN-FONDS

☐ BERLIN-NEUBAUTEN

☐ BERLIN-ALTBAUTEN

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ/Wohnort _____

Vorwahl/Telefon _____

BERLIN-ANLAGEN-AGENTUR

Bassmann & Partner GmbH

Lepsiusstraße 110

1000 Berlin 41

Telefon 030/79 10 71

Anfragen von Anlageberatern und Anlagevermittlern beantworten wir gern.

Im luftigen Turmrestaurant über München äugt die Bayern-FDP gebannt gen Bonn

PETER SCHMALZ, München

Bis in die Wolken habe man sich hinauf begeben, erläutert Bundesjustizminister Hans Engelhard im Drehrestaurant des Olympiaturms 189 Meter über Münchner Grund, bemüht sich jedoch sogleich, möglichen Missverständnissen vorzubeugen, weshalb ausgerechnet Bayerns Libérale nach ihrer Wahlschlappe von vor vier Jahren mit kläglichem 3,5 Prozent diesmal so hoch hinaus wollen und ihren zentralen Wahlkreis groß über den Köpfen der drunten flatternden Spaziergänger abblenden: Man sei nicht hierher gekommen, sagte der Minister, um auf andere herabzublicken, sondern um deutlich zu machen, daß wir einen klaren Überblick haben.

Das ist schon gesagt und entspricht weitgehend dem, was seine Vorredner bereits bewiesen: Den Blick weit über Bayern hinaus. Da schweigte Hans-Dietrich Genscher, soeben aus New York in den bayerischen Wahlkampf direkt eingeflogen, in der Kontinuität seiner Außenpolitik, Martin Bangemann wußte nur Positives über seine Bonner Wirtschaftspolitik zu berichten und Manfred Brunner, der 56jährige Chef der weiß-blauen Liberalen, lobte seinen Parteifreund Engelhard für dessen Beharrlichkeit in der Asylfrage. Bayerns FDP hat auch im Landtagswahlkampf Bonn im Blick.

Wo sonst soll sie auch hinschauen, nachdem sie bislang kein landespolitisches Argument präsentieren konnte, das geeignet wäre, größere Wählerscharen für die Liberalen zu mobilisieren. Voller Neid gedenkt man der Parteifreunde in Niedersachsen, die sich als Albrechts Retter erweisen konnten, doch Al-

In knapp zwei Wochen, am 12. Oktober, entscheiden 8,5 Millionen wahlberechtigte Bayern über die künftige Sitzverteilung im bayerischen Landtag, dem in der abgelaufenen Legislaturperiode nur CSU (133 Mandate) und SPD (71 Mandate) angehörten. Nun bewerben sich 15 Parteien, neun davon in allen Wahlkreisen. Doch dem wegen der späten Sommerferien nur kurzen Wahlkampf fehlt die zündende Motivation: Eine Koalitionsfrage stellt sich nicht, da der CSU auch nach 30 Jahren Regierungszeit die absolute Mehrheit sicher ist und die SPD kaum mehr als ein Drittel der Wähler hinter sich bringen kann. Mit dem Einzug der Grünen ins Münchner Maximilianium wird allgemein gerechnet, während die FDP vor einer Zitterpartie steht.

brecht-Kollege Strauß braucht auch künftig keine FDP-Stimmen. Selbst Brunner beschneidet die CSU, sie werde ein „sagenhaftes“ Ergebnis bekommen. Und eine Koalition mit den Sozialdemokraten wäre erstens dem jungen Rechtsanwalt, der im Münchner Stadtrat die Wende zur

Vor der Wahl in Bayern

Union schon lange vor Genscher einleitete, politisch zuwider und zweifellos abseits jeder mathematischen Logik. „Die Frage, ob die SPD 30 oder 35 Prozent kriegt, ist doch etwas für politische Liebhaber, ich würde ihr im Wahlkampf keine Minute“, lautete der einzige Satz mit dem sich Brunner über die politische Bedeutung mit den bayerischen Sozialdemokraten ausläßt.

Dieser Mangel an landespolitischen Argumenten brachte Bayerns

FDP auf den Bonner Trip. Von dieser Wahl, so Brunner, gehe doch ein einziges bundespolitisches Signal aus: „Entweder kann Strauß sagen: Schaut her, man muß mit der FDP nur rotzig genug umgehen und sie ständig vor sich her prügeln, dann kommt sie nicht ins Parlament. Lerne von mir, Helmut Kohl.“ Oder die FDP kann sagen: „Wir haben uns selbst unter härtesten inhaltlichen Kontroversen gegenüber einer übermächtigen CSU ohne Koalitionsstrategie behauptet.“ Bei dieser Konzeption wird jede Strauß-Angriffe gegen Genscher als willkommenes Wahlhilfe entgegengenommen.

Genscher selbst präsentiert sich den Bayern steigernd feindlich wie einer, der die Sitzplatzreservierung fürs nächste Kabinett schon in der Tasche hat. Im „Frankfurter“ im Münchner Nobelpalast Harlaching, wo der liberale Landtagskandidat Dietrich Freiherr von Gumpenberg dem ehemaligen Münchner CSU-Oberbürgermeister Erich Kiesel die Rückkehr ins Parlament erschweren

will, springt Genscher vor 300 Zuhörern (was bei FDP-Veranstaltungen als beachtlich viel gilt, wo doch manchmal Sicherheitsbeamte und Reporter einen stattlichen Anteil der Anwesenden ausmachen) behend und das Treppchen mitschreitend auf Podium und beteuert, er komme immer wieder gerne in dieses schöne Bayernland. Das sei so schön, daß er gar nicht verstehen könne, daß es vereinzelt Bayern gibt, die nach Bonn wollen.

Dankbar nimmt er die „Wahlunterstützung“ durch die Neue Heimat auf. „Als ich gehört habe, daß ein Bäcker die Neue Heimat für eine Mark gekauft hat, da habe ich zu meiner Frau gesagt: Ein Glück, daß der nur eine Mark hatte, hätte er zwei Mark gehabt, dann hätte er den DGB gleich mitgekauft.“

Wie teuer sich die FDP bei dieser Wahl machen kann, steht jedoch noch in den Sternen. Die 3,5 Prozent vom Oktober 1983 werden als Wendepunkt angesehen, als Strafe für den Wechsel der Koalition in Bonn. Aber die Klassenwahl von mindestens fünf Prozent ist noch nicht erreicht, jüngste Umfragen signalisieren 4,8 Prozent. Brunner fordert seine Partei auf, „Millimeterarbeit“ zu leisten, um daraus 5,2 Prozent zu machen. Und selbst Helmut Kohl, Brunner-Brüder, mit Brunner politisch über Kreuz, wirbt mit Farbpunkten.

Wenn um die Rückkehr in den Landtag geht, dann bin ich natürlich dabei“, sagt die streitbare Liberale, die sich im Januar wieder für den Bundestag bewirbt. Sie hat darin Erfahrung: Vor 16 Jahren brachte sie die FDP schon einmal zurück ins bayerische Parlament. Ihr Assistent hieß damals Manfred Brunner.

Kommunisten loben die ‚Veränderung‘ in der SPD

DKP-Vorstandsmitglied begrüßt ein rot-grünes Bündnis

GÜNTHER BADING, Bonn

Nach Ansicht der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) wäre es „unter den gegenwärtigen Kräfteverhältnissen das beste, wenn es zu einer SPD-geführten Regierung käme, die in irgendeiner Form mit den Grünen kooperiert.“ Diese Auffassung hat auf der 3. Tagung des DKP-Parteivorstandes am Wochenende in Düsseldorf die stellvertretende Vorsitzende Ellen Weber in einem Grundsatzreferat vertreten.

Sie griff damit die Äußerungen des DKP-Vorsitzenden Herbert Mies auf, der am 13. September auf dem Bundeswahlkongress seiner Partei sich dafür ausgesprochen hatte, daß die Kommunisten bei der Bundestagswahl am 25. Januar 1987 mit ihrer Erststimme die pro-kommunistische Friedensliste wählen und ihre Zweitstimme entweder der SPD oder den Grünen geben sollten. Mies: „Wir halten beide gegenwärtig für wählbar.“

In der Sitzung am Wochenende in Düsseldorf befaßte sich eine Stellvertreterin Weber ausführlich mit der Vertiefung der SPD bis zu ihrem jüngsten Nürnberg Parteitag im August. „Für uns und für die politischen Prozesse in unserem Land ist es so wichtig wie nie zuvor, daß wir die positiven Veränderungen in der SPD zur Kenntnis nehmen.“

Als „wichtigstes Ergebnis“ des SPD-Parteitag von Nürnberg nannte die Kommunistenführerin, daß es die positiven Veränderungen, die sich in der Politik der SPD, vor allem in der Friedens- und Sicherheitsfrage vollzogen haben, festgeschrieben hat.“ SPD-Kanzlerkandidat Rau habe die Parteitagebeschüsse auch „im wesentlichen“ in sein „Regierungsprogramm“ übernommen. Zwar gebe es noch „Inkonsequenzen und Halb-

heiten“. So sei vermieden worden, „klipp und klar zu sagen, wann bei einer Regierung Rau die Raketen draußen wären“. Dasselbe gelte für einen Termin, wann die „Sozialabbaumaßnahmen“ der Regierung Kohl rückgängig gemacht sein würden. Insgesamt aber bestätige der Verlauf des Parteitag der Sozialdemokraten die kommunistische Auffassung, daß es richtig und notwendig sei, „ohne Wenn und Aber unsere Politik der Aktionseinheit der Arbeiterklasse, des Zusammenwirkens von Sozialdemokraten und Kommunisten fortzusetzen“.

Zur Entwicklung bei den Grünen sagte die DKP-Funktionärin laut einer Pressemitteilung ihrer Partei, es sei gut, daß sich prominente Grüne in den jüngsten Tagen vermehrt für die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit der SPD nach der Bundestagswahl ausgesprochen hätten. Die Kommunistische Partei wolle mit ihrer Politik „des Zusammenwirkens der Kräfte links von der CDU auch dazu beitragen, solche Erkenntnisprozesse bei den Grünen und den Sozialdemokraten zu fördern“.

Auf der DKP-Vorstandssitzung wurde auch dem sogenannten „außerparlamentarischen Kampf“ große Bedeutung beigemessen. Als positive Beispiele wurden der Antikriegstag der Gewerkschaften, die Rockkonzerte gegen die Wiederaufarbeitungsanlage Wackersdorf und gegen das SDI-Programm, die Versammlung der „Ärzte gegen den Atomtod“, die christlichen Friedenswochen ebenso angeführt wie „der Herbst mit seinen Streiks und anderen Arbeiteraktionen wie der Kampagne der Gewerkschaften für die 35-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich“.

Verleger werfen den Sandinisten Willkür vor

dpa, Lüneburg

Die deutschen Zeitungsverleger beobachten mit großer Besorgnis die „zunehmende Beschränkung der Pressefreiheit in aller Welt“. In einer bei der Jahrestagung des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger (BDZV) gestern in Lüneburg-Traraminde verabschiedeten Resolution wird scharfe Kritik an dem Verbot der nicaraguanischen Tageszeitung „La Prensa“ geübt. Als weiteres erschreckendes Beispiel der jüngsten Zeit werden die „im Zusammenhang mit dem Ausnahmezustand in Südafrika verhängten Maßnahmen gegen Zeitungen und Journalisten“ genannt.

Als jedem rechtsstaatlichen und humanitären Handeln widerstrebend“ bezeichnen die Verleger das Verbot von „La Prensa“, des „einzigen unabhängigen Nachrichtenmediums in Nicaragua“. Es sei „ein Zeichen politischer Willkür“ und stelle eine „eklatante Mißachtung von Bürgerrechten“ dar, wenn „unbequeme Meinungen rigoros durch Verbote unterdrückt“ würden. Die Zeitungsverleger erklärten sich solidarisch mit den Verlegern und den 240 Mitarbeitern des Unternehmens und deren Familien, die vor schwere Existenzprobleme gestellt seien.

Engelhard greift Idee des Bundestages auf

AP, Bonn

22 Jahre nach einer entsprechenden einstimmigen Bitte des Deutschen Bundestages will Bundesjustizminister Hans Engelhard (FDP) den Gedanken einer Großen Straßensanktionskommission aufgreifen. Eine solche Kommission aus hochrangigen Rechtspolitikern sowie Juristen aus Wissenschaft und Praxis soll Grundsatzfragen einer Gesamtreform des Strafrechts klären. Der Plan sei zunächst mit den Bundesländern und den Verbänden zu erörtern. Das Justizministerium hat bereits mit den Vorarbeiten für die Einsetzung der Kommission begonnen.

DAG: NH-Verkauf rücksichtslos

DW, Hamburg

Die Deutsche Angestellten-Gewerkschaft (DAG) hat den Verkauf der Neuen Heimat an den Berliner Brotfabrikanten Schiesser verurteilt. Wie der DAG-Bundesvorstand gestern nach einer Sitzung in Hamburg erklärte, „steht sich der DGB mit dem Verkauf aus der Verantwortung für ein Unternehmen“, das unter seiner Aufsicht heruntergewirtschaftet worden sei. Die Mieter der Neuen Heimat würden ebenso wie die Beschäftigten einer „Sanierung“ ausgesetzt, die in ihrer Rücksichtslosigkeit kaum noch zu überbieten sei. Dieses Vorgehen des DGB sei nicht zu rechtfertigen, da er sich an seinen eigenen Maßstäben messen lassen müsse. Die DAG wandle sich aber gegen eine Falschverurteilung der deutschen Gewerkschaften wegen des NH-Verkaufs. Die DAG etwa sei in keiner Weise an der Neuen Heimat beteiligt.

Anschläge nehmen deutlich zu

dpa, Coburg

Die Zahl der Anschläge in der Bundesrepublik - vor allem aus Protest gegen die Kernenergie - ist seit dem Reaktorunfall im sowjetischen Tschernobyl Ende April dieses Jahres deutlich angestiegen. Darauf wies Bayerns Innenminister Karl Hillmeier (CSU) gestern vor dem CSU-Regionalarbeitskreis Polizei in Coburg hin. Das Bundeskriminalamt habe im ersten Halbjahr 1983 im Bundesgebiet 205 Anschläge - 27 Sprengstoff- und 178 Brandanschläge - registriert, bei denen eine politische Motivation erkannt worden oder in Betracht zu ziehen sei. Im Vergleichszeitraum des Vorjahres seien es „nur“ 148 Anschläge gewesen. Der Bau der atomaren Wiederaufarbeitungsanlage in Wackersdorf sei „Vorwand“ für all ein 72 Anschläge gewesen.

Wahlaufbruch der bayerischen Bischöfe

AP, München

Vier Kriterien für die Stimmabgabe haben die bayerischen Bischöfe in einem Wahlaufbruch zur Landtagswahl am 12. Oktober der Bevölkerung des Freistaats an die Hand gegeben. Der vom Erzbischöflichen Ordinariat in München gestern veröffentlichte Aufruf enthält keine Wahlempfehlung für eine bestimmte Partei. Statt dessen werden die bayerischen Wähler ausdrücklich vor Staatsverratsverhalten gewarnt. Als einzige konkrete politische Frage sprachen die Bischöfe den Schutz des ungeborenen Lebens an.

DIE WELT (USPS 403-590) is published daily except Sundays and holidays. The subscription price for the USA is US-Dollar 370.00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 540 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07632 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DIE WELT GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 540 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.

Bonn bezuschußt Geomar-Projekt in Kiel

geo, Kiel

Die ersten Weichen für die Errichtung eines Instituts für geomarine Wissenschaften in Kiel sind jetzt gestellt. Nach Angaben des CDU-Bundestagsabgeordneten Dietrich Austermann wird das Forschungsinstitut in Bonn im kommenden Jahr fünf bis zehn Millionen Mark für den Aufbau des Instituts zur Verfügung stellen. Das sogenannte Geomar-Projekt, für das sich auch die Länder Bremen und Niedersachsen interessiert hatten, soll dem Institut für Meereskunde in Kiel angegliedert werden. Die Mitarbeiter des Instituts sollen sich vor allem mit Forschungs- und Nutzungsmöglichkeiten des Meeres für die Wirtschaft befassen.

Das lange Zeit umstrittene Projekt war für die norddeutschen Länder zur Meeresfrage geworden, inwieweit die Bundesregierung bereit ist, dem norddeutschen Raum beim Aufbau einer Forschungslandschaft zu helfen. Auf der Grundlage der Ergebnisse einer Analyse des Prognose-Institutes (Basel) war Kiel als erste Präferenz für die Ansiedlung des Instituts genannt worden. Mit dem Kauf eines Grundstückes und dem Bereitstellen von 14 Planstellen hatte das Land sein Interesse an dem Vorhaben bekundet. In der Studie kommt aber auch zum Ausdruck, an der Aufgliederung der Meeresforschung mit wissenschaftlichen Einrichtungen in Bremerhaven, Hannover und Kiel festzuhalten.

Wie Austermann weiter mitteilte, verhandelt das Haus Riesenhuber zur Zeit mit Energieversorgungsunternehmen über den Aufbau eines großen Windkraftwerkes mit einer Leistung von bis zu 200 Megawatt. Bei einem Gespräch Mitte September sollen sich dabei Vertreter von Preußen Elektra, RWE und Bayern Werke beteiligen. Die Stromerzeugung soll aus den Energieträgern Wind und Sonne zu gewinnen. Der Norden soll sich dabei auf die Energieträger Wind konzentrieren. Als Voraussetzung wurde jedoch eine Unterstützung durch Bonn genannt. Der Christdemokrat schätzte die Investitionssumme auf rund eine Milliarde Mark. Seiner Meinung nach könnte sie wesentlich dazu beitragen, Arbeitsplätze auf den Werften zu sichern.

Ausschreitungen in Frankfurt

AP, Frankfurt

In der Nacht zum Montag hat es im Frankfurter Stadtteil Bockenheim entlang der nicht eröffneten neuen U-Bahn-Linien U 6 und U 7 Ausschreitungen gegeben. Banken und ein Polizeifahrzeug gegeben. Acht Personen im Alter zwischen 16 und 28 Jahren wurden festgenommen, darunter ein Türke aus Aachen und ein 16jähriger Engländer, der zur Zeit in Frankfurt wohnt. Sie werden beschuldigt, in einem Kaufhaus, einer Niederlassung der Bank für Gemeinwirtschaft und einer Filiale der Landesbausparkasse Scheiben eingeworfen zu haben. Außerdem warfen sie an einem Streifenwagen die Scheiben ein und zerbrachten die Karosserie mit Fußtritten.

Gericht ordnet Akten-Herausgabe der Holding an. DGB erhebt Beschwerde

Breit will vor Untersuchungsausschuß Neue Heimat aussagen / DAG kritisiert Verkauf

DIETHART GOOS, Bonn

Der gerichtliche Streit zwischen dem Untersuchungsausschuß Neue Heimat und der gewerkschaftseigenen Finanzgesellschaft BGAG als bisheriger Eigentümerin des Wohnungskonzerns spitzt sich zu. Nach mehrwöchiger Prüfung hatte das Frankfurter Amtsgericht gestern dem Antrag des Untersuchungsausschusses auf Beschlagnahme von BGAG-Akten stattgegeben. Doch die DGB-Finanzholding ließ sich nicht beeindrucken und legte Beschwerde beim Landgericht ein. Gleichzeitig wurde beantragt, den Vollzug der Beschlagnahme auszusetzen.

Für seine weitere Ermittlungstätigkeit benötigt der Untersuchungsausschuß dringend die Protokolle der BGAG-Aufsichtssitzungen. Die Finanzzentrale des Deutschen Gewerkschaftsbundes wurde 1974 gegründet und steuert seither das DGB-Imperium.

„Guter Wille reicht nicht“

Seit Juni war die BGAG nicht bereit, dem Ausschuß Akteneinsicht zu gewähren. In zwei Verwaltungsgerichtsverfahren unterlag sie mit ihrer Auffassung, der Untersuchungsausschuß sei nicht befugt, die DGB-Holding zu durchleuchten.

Mit Spannung wird die morgige öffentliche Beweiserhebung erwartet. Geladen ist Alfons Lappas, Vorstandsvorsitzender der BGAG. Bis gestern war nicht eindeutig klar, ob

Lappas aussagen wird. Dagegen hat DGB-Chef Ernst Breit zugesagt, sich am Donnerstag vernehmen zu lassen. In der auf sieben Stunden festgelegten Zeugenbefragung geht es um die Rolle des DGB-Vorsitzenden beim Verkauf der Neuen Heimat an den Berliner Fabrikanten Horst Schiesser. Der Kaufvertrag wird heute um Mitternacht rechtskräftig.

Umstritten ist immer noch die Frage, ob die Bonner Parlamentarier die spektakuläre Transaktion der Neuen Heimat in ihre Untersuchungen einbeziehen können. Als der Ausschuß vom Bundestag Anfang Juni mit einem ausführlichen Arbeitsauftrag eingesetzt wurde, war die Zuspitzung der NH-Krise noch nicht voll erkennbar. Um neue gerichtliche Auseinandersetzungen auszuschließen, soll nun der Einsetzungsbefehl auf bisherige und neue Eigentümer der Neuen Heimat ausgedehnt werden.

Für Johannes Gerster, Obmann der Koalition im Untersuchungsausschuß, stellt sich nach dem Verkauf mit aller Dringlichkeit die Frage, ob die Neue Heimat unter Schiesser in einem WELT-Gespräch: Der DGB steht auch nach dem Verkauf unter politisch-moralischem und rechtlichem Zwang. Wer zehn Milliarden Mark öffentlicher Mittel für den sozialen Wohnungsbau der Neuen Heimat kassiert hat, hat sich zu verpflichten, daß diese Gelder nicht in dunklen Kanälen verschwinden. Der CDU-Politiker fügte hinzu: „Ohne diese

Haftung sehe ich keine Zukunftschance der Neuen Heimat und keine Garantie für die Sozialbindung der 190 000 Wohnungen. Da reicht vielleicht vorhandener guter Wille des Herrn Schiesser nicht aus. Denn hier geht es um sehr viel Geld.“

„Klarheit verschaffen“

Scharf rügte auch das FDP-Präsidium die Unternehmenspolitik des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Präsidiumsmitglied Manfred Brunner erklärte nach einer Sitzung in Landshut, was der DGB den Mietern der Neuen Heimat zumute, hätte ein privater Hausbesitzer nie zu tun gewagt. Josef Grünbeck, FDP-Mitglied im Untersuchungsausschuß, wird sich heute in einer Woche mit dem neuen NH-Eigentümer Schiesser treffen. Als Liberaler begrüße er die unternehmerische Initiative des Brotfabrikanten, sagte er der WELT.

Der Präsident des Deutschen Mieterbundes, der SPD-Bundestagsabgeordnete Gerhard Jahn, sagte, die Rechte der Mieter der Neuen Heimat seien zum gegenwärtigen Zeitpunkt „sicher. Eindringlich empfahl Jahn zugleich jedem Mieter, sich jetzt Klarheit über seine Rechte zu verschaffen. Kritik übte der DAG-Vorstand an der Transaktion. Der DGB habe damit dem Gedanken der Gemeinwirtschaft und der deutschen Gewerkschaftsbewegung insgesamt Schaden zugefügt.

Gebremster Eifer in Niedersachsen

Kommunalwahlen: Erstmals Listenverbindungen CDU-FDP / Geringere Wahlbeteiligung befürchtet

MICHAEL JACH, Hannover

Noch kein Vierteljahr lag die Wahl zum Landesparlament zurück, da fanden Niedersachsen Stimmbürger schon die nächste Wahlbenachrichtigung in ihren Briefkästen: Am 5. Oktober wettfeiern 74 000 Kandidaten von vier Landtags- und sieben Kleinstparteien sowie 33 lokalen Wählergruppen um ihre Gunst für die 29 000 Mandate in den Kreistagen, Stadt-, Gemeinde- und Ortsräten des Landes. Exakt auf die Hälfte zwischen Landtags- und Bundestagswahl datiert, fällt die Kommunalwahl mitten in die kurze Atempause der Parteien zwischen den beiden Kampfphasen. Entsprechend gebremst ist der Eifer der landespolitischen Matadore.

Allgemein wird kaum damit gerechnet, daß die Kommunalwahl-Teilnahme des Jahres 1981 von 76 Prozent wiederholt werden kann. Trotz dem rechnet sich jede der vier Landtagsparteien eine Bestätigung, wenn nicht sogar Kräftigung ihrer am 15. Juni errungenen Position aus. Dies würde für die geschwächte Regierungspartei CDU in den Kreis- und Ortsparlamenten einen gelinden Abstieg vom 49-Prozent-Sockel des Jahres 1981 bedeuten, folglich den Verlust einiger damals erst aus SPD-Hand eroberten Landrats- und Oberbürgermeistersessel. SPD-Landtagschef Gerhard Schröder jedenfalls erhofft sich eine Kraftspritze für das oppositionelle Muskelspiel. CDU-Chef Wilfried Hasselmann nennt vor

allem die Universitätsstädte Göttingen und Oldenburg „gefährdet“, hingegen könnten Osnabrück oder Braunschweig wohl verteidigt werden.

Als sicher gelten SPD-Gewinne im gesamten küstennahen Nordwesten des Landes. Ihr altes Hochburg-Dreieck Ostfriesland, Oldenburg, Wesermarsch - das Heimatrevier des Landesvorsitzenden Johann Bruns - hatten sich die Sozialdemokraten bereits zur Landtagswahl zurückerobert. Ungeschädigt der Zuversicht der SPD, ihr Juni-Resultat von 42,1 Prozent nochmals zu steigern und damit ihr kommunales Tief von 1981 (37,5 Prozent) vergessen zu machen, setzen die Christdemokraten auf das ihnen inzwischen wieder günstigere bundespolitische Klima. So gedankt Hasselmann „auf jeden Fall besser als bei der Landtagswahl“ (44,3 Prozent) abzuschnellen und manches „rote Rathaus zu verhindern“. Dazu verheißt sollen unter anderem erstmals eingegangene regionale Listenverbindungen mit dem Regierungspartner FDP - etwa im Raum Wolfsburg, Nordheim, Delmenhorst oder Emsland - die nach dem Wahlgang durch eine größere Anzahl von Sitz-Zählgemeinschaften ergänzt werden sollen. Solche Tandemfahrt mit der 6-Prozent-Partei (FDP-Durchschnitt 1981, bei der Landtagswahl bestätigt) wird zumal ermöglicht durch das Fehlen einer Fünf-Prozent-Hürde im hiesigen Gemeindevahlrecht. Diese nieder-

sächsische Besonderheit bietet ebenso den Grünen die Chance, ihren Wähleranteil (im 15. Juni 7,1 Prozent, 1981 kommunal erst 2,8 Prozent) auch in den Gemeinden flächendeckend zur Geltung zu bringen. Die Zwischenprüfung des 5. Oktober wird Aufschluß darüber geben, ob die bei der Landtagswahl erstmals beobachtete Konzentration ihrer Wähler in Hochschulstädten samt Umland sich fortsetzt oder ob etwa die seinerzeit unerwarteten Verluste in ländlichen Gegenden, selbst im Kreis Lüneburg-Dannenberg mit seinem Atomendlager, wettzumachen sind.

Dem Verzicht der Kommunalverfassung auf die Fünf-Prozent-Schwelle verdankte es 1981 die SPD in der Landeshauptstadt, daß trotz Verlustes der jahrzehntealten absoluten Mehrheit Oberbürgermeister Herbert Schmalstieg wiedergewählt werden konnte. Das einzige DKP-Mandat im hannoverschen Stadtrat verhinderte ein Patt zwischen CDU/FDP einerseits und SPD/Grün-Alternativen Bunter Liste (GABL) mit 28 plus vier Sitzen. Erklärtes Wahlziel der SPD in Hannover ist folglich die Rückkehr zur Alleinregierung. Die CDU in Hannover würde es gern verhindern, doch kaum jemand traut es ihr zu: Seit Jahren verschleißt sich der CDU-Stadtratverband dermaßen in internen Ränkespielen, daß die Hannoveraner dessen Plakat-Werbeproschlein „Fakten statt Fäx“ günstigenfalls als Selbstironie auslegen.

Politik mit Panikmache. Grüner gaukelt Gau vor

CHRISTIAN GEYER, Bonn

Sie kamen in weißen Papiergewändern und entwarfen ein schwarzes Horror-Szenario: „Innerhalb des Kernkraftwerks Gundremmingen hat sich heute gegen vier Uhr ein kerntechnischer Unfall ereignet“. So schrieben sie auf ihre Flugblätter und verteilten Hunderte davon unter der Bevölkerung von Donaueschingen. „Bitte bewahren Sie Ruhe, es besteht kein Grund zur Beunruhigung“, lassen die entsetzten Menschen auf dem Flugblatt weiter. „Schließen Sie Fenster und Türen. Stellen Sie Be- und Entlüftungsanlagen ab. Schließen Sie Haustiere sofort in Stall und Wohnung ein. Wechseln Sie Ihre Kleidung und waschen Sie sich gründlich.“

Panik macht sich breit. Gierig greifen die Leute nach den „Jodtabletten“, die ihnen die Flugblattverleiher reichen. Dann stürzen sie in die Apotheken. Mit Taschentüchern vor der Nase verlangen sie weitere Tabletten. „Die Kinder zuerst, denkt an die Kinder!“ ruft ein älterer Mann. „Mutti, mußt ich jetzt sterben?“, fragt ein weinender Junge seine Mutter. Die schaut ihn fassungslos an. „Ich weiß es nicht, Bert. Ich weiß es nicht.“

Viele erfahren erst nach Stunden, daß es sich bei dem Horror-Szenario um ein makaberes Spiel mit der Angst handelt. Das Telefon im Kernkraftwerk Gundremmingen stand nicht mehr still. Anton Dach-

wald erinnert sich: „Mehr als hundert Anrufer meldeten sich. Einige waren völlig verstört. Wir konnten nur immer wieder sagen: Bei uns ist nichts passiert.“ Die Vision des Grauens entpuppte sich als Panikmache. Die angeblichen Jodtabletten waren aus Trauben Zucker. Dachwald: „Erst hielt ich es für einen Lausbubenstreich. Bis ich wußte, wer dahinter steckt.“

Dahinter steckt, so haben die Ermittlungen der Polizei ergeben, ein Grüner. Max Rohrer heißt er, Sozialpädagoge und Landtagskandidat der Grünen für die Bayern-Wahl am 12. Oktober. „Die Aktion sollte einfach mal zeigen, in welcher Gefahr wir uns hier im Schatten des Reaktors befinden“, versucht Rohrer sich zu rechtfertigen. Wenn es in Gundremmingen zu einem Unfall käme, gehöre das 35 Kilometer entfernte Donaueschingen zum Katastrophengebiet, sagt Rohrer zur WELT. „Was das heißt, wollte ich den Leuten endlich klar machen.“

Max Rohrer - ein Zyniker aus Wahlkampf-Kalkül? Er verneint. Die Reaktion der Bevölkerung habe er sich nicht „im Traum“ ausmalen können. „Nie hätte ich gedacht, daß das jemand ernst nimmt.“ Josef Grünbeck, FDP-Bundestagsabgeordneter aus dem benachbarten Dillingen, kann über die reklamierte Naivität nur den Kopf schütteln: „Herr Rohrer ist doch kein Säugling mehr.“

Türkei läßt Asylanten durch

Ankara verweigert sich der Kooperation mit Bonn / 600 Busse vor Bulgarien ein „Phantom“

E. ANTONAROS, Ankara
Die türkischen Behörden sind nicht bereit, zur Eindämmung des Asylanterstroms nach Deutschland mit Bonn zu kooperieren. Staatsminister Yilmaz, der Ministerpräsident Özal besonders nahesteht, bestätigte auf Anfrage der WELT, daß die türkische Regierung sämtliche Wünsche der Bundesregierung in dieser Richtung „leider“ zurückgewiesen habe. Nach seinen Angaben soll Bonn die türkische Regierung darum ersucht haben, sämtliche iranischen und türkischen Staatsbürger an der Weiterreise über Ost-Berlin nach Deutschland zu hindern, sofern sie nicht im Besitz eines gültigen bundesdeutschen Sichtvermerks seien. Yilmaz: „Wir müßten nein sagen. Mit Iran haben wir ein Konsularabkommen, das wir einhalten wollen. Und unsere eigenen Bürger können wir nicht zwingen, ein deutsches Visum zu beantragen, zumal wir für die Abschaffung der Visumpflicht sind.“

Mit Absicht?

Yilmaz sagte ferner, daß Ankara „nicht daran denkt“, der „DDR“-Fluggesellschaft Interflug eventuelle Zusatzflüge zwischen Istanbul und Ost-Berlin zu verbieten. „Wir sind auf das Wohlwollen der DDR angewiesen. Die türkische Fluggesellschaft Turk Hava Yollari fliegt auch nach Ost-Berlin. Daher brauchen wir ständige Sonderflüge“, sagte Yilmaz. Diplomatische Beobachter schließen al-

erdings nicht aus, daß die Türkei sich absichtlich sperrt – wegen der noch offenen Frage der Freizügigkeit. Als „frei erfunden“ bezeichneten türkische Regierungsvertreter und westliche Diplomaten in Istanbul und Ankara dagegen eine am Wochenende in Bonn verbreitete Meldung, wonach 600 Busse mit 27 000 vornehmlich iranischen Asylsuchenden sich von Istanbul aus auf den Weg nach Deutschland gemacht hätten und an der bulgarischen Grenze aufgehalten worden seien sollen. Yilmaz: „Diese Zahlen sind ein reines Phantasieprodukt.“

Die Aufregung war offensichtlich durch ein verschlüsseltes Telegramm ausgelöst worden, das am Freitagabend vom deutschen Generalkonsulat in Istanbul an das Auswärtige Amt geschickt, anschließend an den Innenminister in Berlin weitergeleitet wurde und auf falschen Informationen beruht. Darin hieß es unter anderem, daß 600 in Istanbul gecharterte Busse mit 27 000 Asylantern auf dem Weg nach Sofia und Warschau seien, um von dort mit den Fluggesellschaften Bulgariens und Polens nach Ost-Berlin und anschließend nach Deutschland zu gelangen. Das Generalkonsulat hatte sein Telegramm geschrieben, nachdem es „von zuverlässiger Seite“ erfahren hatte, daß es „seit einigen Tagen“ in Istanbul keine freien Busse mehr gebe. Der Verdacht liegt nahe, daß die Zahl der Busse mit ihrer Kapazität multipliziert wurde. Auf diese Art und Weise

entstand die magische Zahl 27 000. In der deutschen Vertretung machte sich offenbar niemand die Mühe, die Identität der Personen zu ermitteln, die die Busse gemietet hatten. Sonst hätte man erfahren, daß zur Zeit zwei Kongresse mit mindestens 3000 Teilnehmern im Gange sind, für die Busse auch gechartert worden sind.

Amüsement über Bonn

Deutsche Diplomaten in Ankara bezeichneten die ganze Angelegenheit als „peinlich“. In türkischen Zeitungsredaktionen löste die Falschmeldung Amüsement aus. „Panik ohne Grund in Bonn – die Phantom-Asylanter gibt es nicht“, schrieb die konservative Tageszeitung „Tercüman“ am Montag.

Co.Bonn
Nach Mitteilung des Bonner Auswärtigen Amtes hat Bundesaußenminister Genscher am vergangenen Freitag von seinem bulgarischen Amtskollegen Mladenow in New York die Zusage erhalten, daß Bulgarien nur noch Personen mit einem Anschließungs-Visum Transit gewähren werde. Genscher hatte darum gebittet, weil ein Ansturm vor allem iranischer Asylanter aus der Türkei über Bulgarien noch vor dem 1. Oktober befürchtet worden war. Tatsächlich hält man es in Bonn immer noch für möglich, daß eine größere Zahl von Asylsuchenden auf anderem Wege sozusagen in letzter Minute nach West-Berlin zu gelangen sucht.

Demirel ebnet den Weg für ein Comeback

E. A. Ankara

Der frühere konservative Ministerpräsident der Türkei, Süleyman Demirel, gegen den das Militär im September 1980 geputscht hatte, hat bei den innenpolitisch wichtigen Neuwahlen am Sonntag einen unerwarteten Triumph davongetragen: Völlig wider Erwarten hat die von ihm unterstützte „Partei des rechten Weges“ 23,4 Prozent aller abgegebenen Stimmen und 4 der insgesamt 11 vakanten Parlamentssitze gewonnen. Dieses Ergebnis, das die meisten Beobachter in Ankara als sensationell bezeichneten, ebnet Demirel, der bis 1982 für kein politisches Amt kandidieren darf, den Weg für ein politisches Comeback.

Ansonsten gab es nur Verlierer: Die ebenfalls konservative „Mutterlandspartei“ von Regierungschef Turgut Özal, die bei den Parlamentswahlen von 1983 nahezu 45 Prozent der Stimmen erhalten hatte, fiel diesmal auf 32,7 Prozent zurück und hat ihr Ziel verfehlt, mindestens 9 Sitze zu gewinnen. Nur 6 ihrer Kandidaten, darunter Außenminister Halefoglu, schafften den Einzug ins Parlament.

Katerstimmung herrschte am Montagmorgen auch bei den gespaltenen Sozialdemokraten: Die bisherige Hauptoppositionspartei, die sozialdemokratisch ausgerichtete SDPP, wurde überraschend mit einem Anteil von 22,7 Prozent auf Platz 3 verdrängt. Parteichef İnönü, der als einziger SDPP-Kandidat gewählt werden konnte, bezeichnet das Ergebnis als „enttäuschend“. Noch schlechter schnitt die „demokratische Linkspartei“ von Ex-Premier Bülent Ecevit und seiner Frau Rahsan ab, die mit nur 8,6 Prozent der Stimmen deutlich unter der 10-Prozent-Klausel blieb.

Das schlechte Wahlergebnis für die links von der Mitte angesiedelten Parteien ist weitgehend darauf zurückzuführen, daß İnönü und Ecevit keinen Wahlkampf gegen Özal führten, sondern sich von Anfang an gegenseitig das Feld streitig machten. Zyniker meinen sogar in Ankara, daß dieses Ergebnis praktisch das Ende der politischen Karriere von Ecevit bedeute, dessen Popularität bereits vor dem Militärputsch einen Tiefpunkt erreicht hatte.

Obwohl Özal die Bedeutung dieser Nachwahlen herunterzuspielen versucht, gibt man auf Regierungsseite freimütig zu, daß eine „völlig neue politische Situation entstanden“ sei. Özals rechte Hand, Staatsminister Mesut Yilmaz, sagte in einem Gespräch mit der WELT, daß mit einer Verschärfung der Kritik durch Demirel zu rechnen sei. Tatsächlich verlangte der frühere Ministerpräsident bereits in der Wahlkampfzeit die sofortige Aufhebung des Berufsverbots gegen die Exponenten und die Abhaltung von vorgezogenen Wahlen. Dazu Yilmaz: „Wir denken nicht daran, darauf einzugehen. Wir bleiben bis 1988 im Amt.“ (SAD)

Manilas Verfassung – ein Kampf um Kompromisse

Passus über US-Basen und atomfreie Philippinen revidiert

JOSEPH HERN, Hongkong

Nach 120 Tagen leidenschaftlich und erbittert geführter Debatten nimmt die neue philippinische Verfassung, die vierte seit 1935, ihre endgültige Form an.

Die Tatsache, daß die von Staatspräsidentin Corason Aquino ernannten sieben Frauen und 41 Männer der Verfassungskommission (Concom) den Entwurf nicht schon zum vorgegebenen Termin – am 2. September – vorlegen konnten, zeigt, daß der Schöpfungsakt nicht ganz reibungslos verlief.

Die neue Verfassung ist ein hart erkämpfter Kompromiß. Im Anschluß an den jetzt für Mitte Oktober erwarteten Abschluß der Concom-Beratungen soll die Bevölkerung innerhalb von 60 Tagen über den Verfassungsentwurf abstimmen.

Die Concom war von Anfang an in zwei Lager gespalten. Einer konservativen Mehrheit von etwa 25 Mitgliedern stand eine entschlossene Minderheit gegenüber, die der neuen Verfassung einen ausgeprägten nationalen Stempel aufdrücken wollte. Kompromisse kamen immer dann nur unter größten Schwierigkeiten zustande, wenn Fragen der nationalen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit berührt wurden.

So geriet das Tauziehen zwischen den Konservativen und den „Nationalisten“ vor allem bei der Debatte über die Höhe von ausländischen Beihilgen an philippinischen Unternehmen und bei der Entscheidung über ausländische militärische Anlagen auf philippinischem Territorium zu einem kräftezehrenden Marathon.

Das Ringen um die Zukunft der US-Stützpunkte hat dabei nicht nur die Concom-Mitglieder selbst und die philippinische Regierung, sondern auch die Beobachter aus den Vereinigten Staaten durch ein Wechselbad der Gefühle geschickt.

Hatten Mitte Juli die „Nationalisten“ noch dominiert und in einer ersten Abstimmung die Schließung der US-Stützpunkte (nach dem Aus-

laufen des Pachtvertrags im Jahre 1991) sowie die Proklamierung eines „neutralen, blockfreien und atomfreien“ philippinischen Staates durchgesetzt, so wurde dieses Votum jetzt revidiert.

Die Radikallösung, die den Abzug des amerikanischen Militärs erzwingen und die Lagerung jeglichen nuklearen Materials untersagt hätte, ist zur großen Erleichterung Washingtons entschärft worden. Unter dem Vorbehalt, der Staat sei zu einer unabhängigen Außenpolitik verpflichtet, bleibt nun dem Staatsoberhaupt die Entscheidung über die Zukunft der US-Stützpunkte überlassen.

Die Konzession an die „Nationalisten“ schlägt sich in der Bestimmung nieder, daß jedes militärische Abkommen mit einer ausländischen Macht vom Senat und – auf Verlangen der Mehrheit des Kongresses – noch durch ein Plebiszit abgesegnet werden muß. Zudem ist ein solcher Vertrag auch der parlamentarischen Zustimmung der ausländischen Vertragsnationen unterworfen.

Washington kann mit dieser Regelung leben, ermöglicht sie doch – die Aushandlung eines neuen Pachtvertrags über das Jahr 1991 hinaus. Selbst atomar betriebene Schiffe der US-Pazifikflotte können danach die Marinebasis Subic Bay und andere philippinische Häfen anlaufen, denn auch das Verbot der Lagerung nuklearen Materials auf philippinischem Territorium wurde auf eine Version zurückgeführt, die Manila dazu verpflichtet, „in Übereinstimmung mit den nationalen Interessen“ das Land „frei von Atomwaffen“ zu halten.

Die „Nationalisten“ mußten auch in einem anderen Punkt zurückstehen. Ihr Versuch, die höchstmögliche ausländische Beteiligung an philippinischen Unternehmen auf 30 Prozent zu drücken, wurde von der konservativen Mehrheit abgelehnt, die eine abschreckende Wirkung auf investitionswillige Ausländer befürchtete. Man einigte sich darauf, beim bisherigen Limit von 40 Prozent zu bleiben.

Anklage gegen John Demjanjuk

dpe, Jerusalem

Die israelische Staatsanwaltschaft hat gestern Anklage gegen den der Kriegsverbrechen beschuldigten John Demjanjuk erhoben. Ihm wird vorgeworfen, 1942/43 in dem Konzentrationslager Treblinka (Polen) an der Tötung von 900 000 Juden beteiligt gewesen zu sein. Demjanjuk, der im Februar von den USA an Israel ausgeliefert worden war, bestreitet, daß er der von den Gefangenen gefürchtete „Iwan der Schreckliche“ gewesen sei. Der Prozeß wird vermutlich im Januar beginnen. Wird Demjanjuk für schuldig befunden, droht ihm die Todesstrafe.

Verheiratete als Priester

KNA, Stockholm

In Schweden werden drei verheiratete evangelische Geistliche zum katholischen Priesteramt zugelassen. Papst Johannes Paul II. hat die dazu notwendige Dispens auf Bitten des Bischofs von Stockholm, Hubertus Brandenburg, erteilt. Die drei Geistlichen waren von der evangelisch-lutherischen Kirche zum Katholizismus übergetreten und hatten sich um die Zulassung zum Priesteramt beworben. In den vergangenen zehn Jahren sind in Schweden etwa 30 Geistliche der Svenska Kyrkan zur katholischen Kirche übergetreten.

Kinnock lehnt Atomschirm der NATO ab

R. CATERMANN, Blackpool

Zum Auftakt des Parteikongresses in Blackpool ist es der Labour-Führung offenbar gelungen, die interne Konfrontation zumindest teilweise zu entschärfen. Dagegen scheint sich der Konflikt zwischen ihr und den USA über die Atompolitik auszuweiten.

Parteichef Neil Kinnock verteidigte nicht nur das Vorhaben seiner Partei, die britischen Kernwaffen abzubauen und die USA aufzufordern, ihre Atomsprenköpfe aus Großbritannien abzubauen, sondern kündigte auch an, auf den Schutz des NATO-Atomschirms verzichten zu wollen.

„Wenn wir schon nicht bereit sind, Atomwaffen selbst einzusetzen, werden wir auch nicht andere fragen, sich durch deren Gebrauch selbst zu gefährden. Das wäre unmoralisch“, sagte er in einem Interview. Nicht verzichten wolle er allerdings auf US-Beistand für eine Verteidigung mit konventionellen Waffen.

Darüber hinaus bemerkte Kinnock, daß eine Labour-Regierung

Anzeige
Jetzt gibt's die BERUFS-WELT für alle, die vorankommen wollen.
Rufen Sie 0130-6040 an (zum Ortsanruf) und lassen Sie sich einige Wochen lang kostenlos die BERUFS-WELT schicken. Die BERUFS-WELT erscheint jeden Samstag in der WELT – mit dem großen überregionalen Stellenmarkt für Fach- und Führungskräfte und vielen Tipps für mehr Erfolg im Beruf.
DIE WELT
VERBUNDEN MIT DER ZEITUNG DIE WELT

nicht wie Neuseeland britische Häfen für vorübergehende Besuche nuklearbetriebener oder -bestückter Schiffe sperren würde. Dagegen lehnte man die Lagerung amerikanischer Kernwaffen im Lande ab, ebenso wie den „aktiven Einsatz“ von US-Flugzeugen von Großbritannien aus (wie seinerzeit gegen Libyen).

Die Kritik von US-Verteidigungsminister Weinberger an den Bestrebungen der Labour Party, einseitig atomar abzurüsten, wies Kinnock als unzulässigen Eingriff in den Beschlußprozeß zurück. Seiner Ansicht nach vertreten Weißes Haus und Pentagon unterschiedliche Meinungen in dieser Frage.

Zu einem Eklat zwischen Partei und der trotzkistischen Militant Tendency kam es gleich zu Beginn des Parteitag. Als es hinter verschlossenen Türen darum ging, einen Präsidiumsbeschluß zu bestätigen, wonach acht Tendency-Mitglieder aus Liverpool aus der Partei ausgeschlossen werden, verließen diese „Stallions“, rufend, die Kongreßhalle. Dem Ausschluß war mit überwältigender Mehrheit zugestimmt worden.

Die privaten Banken zur „Berufsausbildung“ Auch vom Standpunkt der Gleichberechtigung kann sich dieser Ausbildungsjahrgang sehen lassen.

Zweifacher Erfolg beim jüngsten Ausbildungsjahrgang der privaten Banken: 1. Die Hälfte aller neu eingestellten Auszubildenden ist weiblich. 2. Die Zahl unserer Ausbildungsplätze ist noch einmal um über sechs Prozent gestiegen.

Derzeit bilden wir mehr als 15.500 junge Menschen für den Bankberuf aus; nahezu doppelt soviel wie 1974. Jeder zehnte Mitarbeiter ist ein Auszubildender. Und da wir uns nach wie vor auf Wachstumskurs befinden, haben unsere jungen Mitarbeiter auch gute Zukunfts-Chancen. Seit 1960 ist unsere Beschäftigtenzahl um 100 Prozent auf 172.000 gestiegen – und sie steigt weiter.



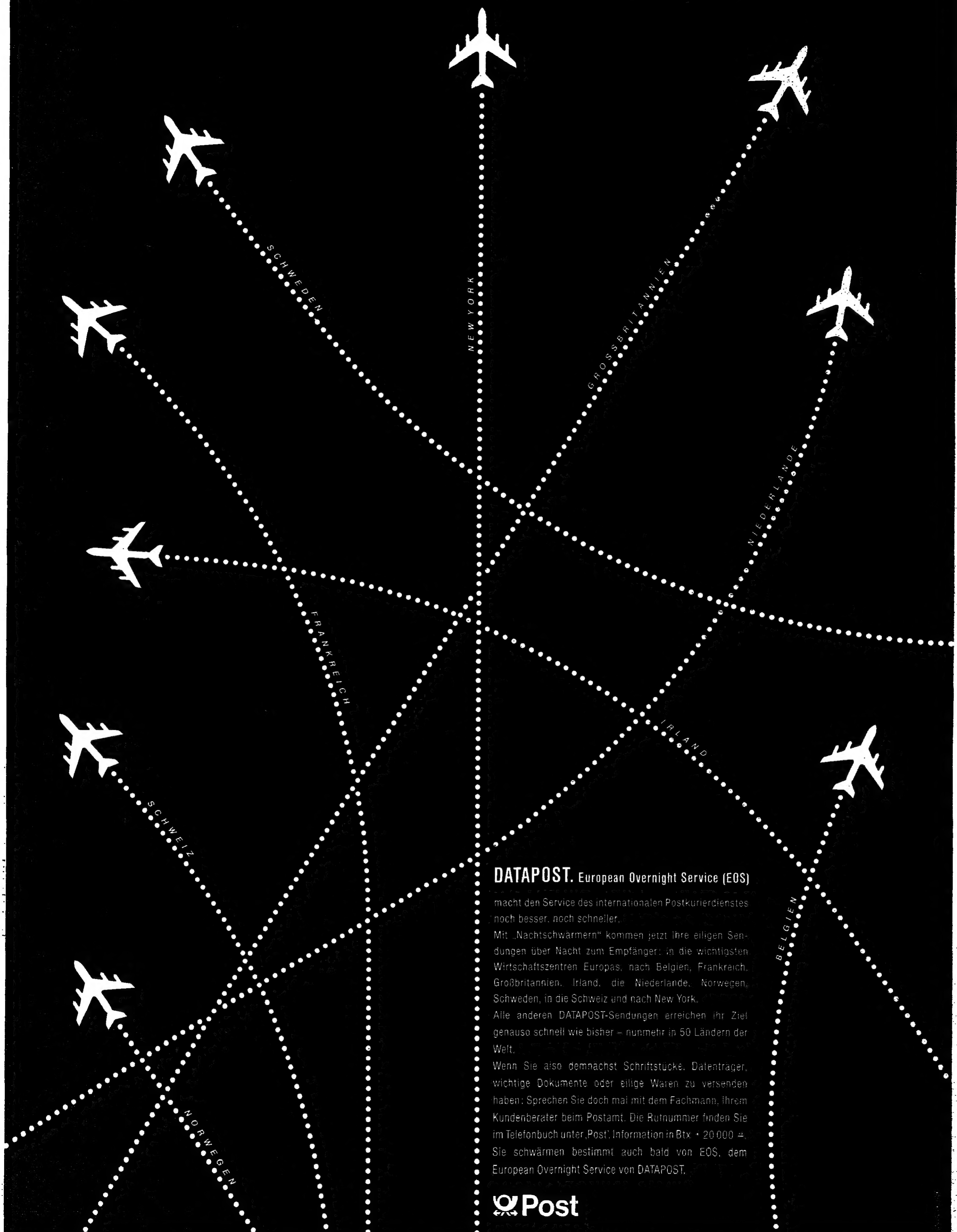
Wir privaten Banken meinen: Es ist eine wichtige Aufgabe der Wirtschaft, Arbeitsplätze zu schaffen und jungen Menschen berufliche Chancen zu bieten. Die Gleichberechtigung gehört dazu. Diese Aufgaben sind aber nur zu lösen, wenn wir erfolgreich arbeiten – für unsere Kunden.

Bundesverband deutscher Banken.

Die Privatunternehmen der Kreditwirtschaft: Großbanken, Regionalbanken, Privatbankiers, Hypothekenbanken. Btx * 459 00 #



Nachtschwärmer in 8 Länder Europas und nach New York.



DATAPOST. European Overnight Service (EOS)

macht den Service des internationalen Postkurierdienstes noch besser, noch schneller.

Mit „Nachtschwärmern“ kommen jetzt Ihre eiligen Sendungen über Nacht zum Empfänger: in die wichtigsten Wirtschaftszentren Europas, nach Belgien, Frankreich, Großbritannien, Irland, die Niederlande, Norwegen, Schweden, in die Schweiz und nach New York.

Alle anderen DATAPOST-Sendungen erreichen ihr Ziel genauso schnell wie bisher – nunmehr in 50 Ländern der Welt.

Wenn Sie also demnächst Schriftstücke, Datenträger, wichtige Dokumente oder eilige Waren zu versenden haben; Sprechen Sie doch mal mit dem Fachmann, Ihrem Kundenberater beim Postamt. Die Rufnummer finden Sie im Telefonbuch unter „Post“, Information in Btx: + 20 000 4. Sie schwärmen bestimmt auch bald von EOS, dem European Overnight Service von DATAPOST.

 **Post**

Am liebsten wäre er Lyriker, sagt Martin Walser, der als Erzähler internationalen Ruf genießt, im WELT-Gespräch. Seine „Liebe zum Dialog“ sei noch immer groß, doch habe er eingesehen, daß er zu den Anforderungen des modernen Theaters nichts beizusteuern habe. Wohin orientiert sich künftig sein Schaffen? Er hofft, sich nun auch die Zeit vor 1945 schreibend erschließen zu können. Ein Problem, mit dem er ringt, dem er viel Zeit lesend und nachdenkend widmet. Denn: „Mir kommt es vor, als sei trotz aller schönen Bücher, die es da so gibt, die deutsche Geschichte dieses Zeitraums noch nicht erzählt.“ Das Gespräch mit Martin Walser, das wir heute abschließen, führte Paul F. Reitze.

Wie kommt Martin Walser zu all diesen Stoffen?

WELT: Von außen betrachtet, Herr Walser, Sie sind ein Mann von kaum faßbarem schöpferischem Fleiß. Sie haben nicht nur ganze Familien von Heldengeschlechtern in Ihrem Werk um sich versammelt, die in immer neuen Konfigurationen auftauchen, sondern Sie haben sich auf immer neue Themenbereiche – rund um den See oder zuletzt in Kalifornien – eingelassen: vom Herren-Chauffeur zum Angestellten, der Schiffbruch erleidet; vom Denkmalschutz des „Schwanenbauses“ zum Universitätsleben der USA. Das alles bleibt ja nicht nur von der Sprache her „walserisch“. Wie bewältigen Sie das? Wie kommen Sie zu den Stoffen? Wie behalten Sie angesichts der bedrückenden Themen und Gestalten Freiraum?

Walser: Zu den Stoffen komme ich über Figuren, zu den Figuren komme ich – ich weiß nicht wie. Letztlich aus einem meistens eher negativen Zustand habe ich das Gefühl, diesen Zustand will ich beantworten mit Hilfe einer Figur. Das ist dann eben mein Chauffeur oder ein Handelsvertreter oder ein Lehrer oder ein Immobilienhändler.

Für einen Roman-Schreiber ist natürlich das Entscheidende die Kompetenz zu einer Figur. Wenn man das Bedürfnis hat, einen Chauffeur als Figur zu haben, weiß man nicht, ob man auch kompetent ist dafür, ob man es auch Stofflich schafft. Da muß sich beim Schreiben herausstellen: Wie weit bin ich in einem solchen Bereich zu Hause? Nun gibt es zwei Arten von zu Hause sein. Die eine ist das rein Stoffliche; das andere ist das innerliche zu Hause sein.

Was ohne weiteres einleuchtet, ist, daß vielleicht der Chauffeur in „Seelenarbeit“ die schwierigste Figur war

und ist. Da fühle ich mich kompetent, wie ich im Laufe der Niederschrift bemerkt habe, kompetent einfach durch meine Herkunft. Meine Onkel, Tanten, meine Familie aus Bäumen, Kleinbauern mit sehr vielen Kindern – viele von ihnen sind in die Dienste von Herrschaften gegangen. Da kommt sehr viel Erfahrung zusammen. Als Kind weiß man noch nicht, daß man sich das alles merken wird, was man da zu hören und zu erleben bekam.

Es ist ein bürgerliches Bildungsvorurteil, daß zum Beispiel so jemand wie ein Chauffeur ich sei, denn der könne ja so leiden. Das Leiden hat nichts mit dem Abitur zu tun; die Leidensfähigkeit von den Tanten ist nicht vom Abitur, das sie nicht hatten, abhängig gewesen, sondern durch ihre Art und durch ihr Aufwachsen, durch ihre Erfahrungen bedingt. Daher kommen, beispielsweise, eine solche Figur und der Stoff und dann noch eine eingebildete, angemaßte Kompetenz.

WELT: Welchen Anteil hat die Recherche?

Walser: Ich kann nicht recherchieren, es ist höchstens ein Prozent der Romanmasse, wo ich mich erkundigen muß. Das bedeutet: Es muß mir zuwachsen im Laufe der Zeit, und dafür ist natürlich wichtig, daß ich hier wohne, weil ich mich da in einer Art Wirklichkeit befinde, in der ich mich nicht befinden würde, wenn ich in Schwabing oder Lichterfelde oder sonstwo leben würde. Die Gegend ernährt mich also in dieser Hinsicht. Da fließt das einfach selbstverständlich zu – nie, um dann gebraucht zu werden. Nur ist es mir in irgendwelchen Jahren zugeflossen, und dann merkt man: Man kann es brauchen zu einem Roman.

Vom Widerspruch der organisierten Spontaneität

WELT: Sie haben über Kafka bei einem sehr strengen akademischen Lehrer promoviert. Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ beginnt damit, daß der Held zu einem entsetzlichen Lebens-Alptraum erwacht. Die Situation des Erwachsenen – damit fangen viele Walser-Romane an; ist dies eine Ur-Situation des Erzählens für Sie?

Walser: Ich kann nicht sehr viel dagegen tun, daß ich so anfangen muß, denn diese Stunde, in der ein Mensch aufwacht und innerhalb einer Stunde vom Aufwachen in seine volle Brauchbarkeit hinein entwickelt werden muß – das ist ein dramatisches Zeitalter. Da mag bei mir Medizinisches hineinspielen, mein Blutdruck, den ich kaum habe, und mein Kreislauf, den ich nicht habe – für mich ist

das Aufwachen jeden Tag eine schier nicht zu schaffende Leistung. Aus dem Grund hänge ich an dieser Zeit.

Man macht so etwas, weil man es sehr dramatisch jeden Tag erlebt. Macht man es dann ein paarmal, merkt man: Mein Gott, du machst es ja dauernd so. Jetzt muß ich es höchstens noch ein- zweimal machen, dann wende ich mich von diesem Figurenkreis ab. Bis jetzt sind meine Romane und meine Romanfiguren sehr stark als Antwort auf ein akutes, gegenwärtiges Daseinsproblem, auf Existenzschwierigkeiten zurückzuführen. Ich möchte aber in drei, vier Jahren zu Figuren übergehen, die in einer anderen Luft leben. Diese – wie ich vorhin sagte – Vergrößerung der Porenlanschaft habe ich dann hinter mich. Also ein-, zwei-, dreimal noch, dann ist Schluss mit Aufwachschwierigkeiten.

WELT: Sie haben in Ihrer Kafka-Dissertation beschrieben, wie Kafka von der Erzähl-Perspektive des „Ich“ zu der des „Er“ übergegangen ist. Das ist ja auch eine Walser-Ent-



Gedanken an einen deutsch-deutschen Eheroman: Martin Walser

FOTOS: RUPERT LESER

„Es gibt keinen Schriftsteller, der nicht am liebsten Lyriker wäre“

wicklung seit 1976. Ist die dritte Person eine Bedingung des Romans, eine Voraussetzung für Welt-fülle?

Walser: Ich habe einfach gemerkt, daß die erste Person bei mir – bei einem anderen muß das nicht so sein! – in zweierlei Hinsicht prekär ist und bedrohend. Erstens verhindert sie die Entwicklung der Gegenfigur, der Gegenwelt. Die Gegenfigur, der Gegenwelt sind so abhängig in ihrer Erscheinung von dieser einen Figur, daß sie Karikaturenzüge oder andere Züge der Nichtrealität, des nur noch Vorstellungsshaften annehmen. Das ist auf jeden Fall nicht befriedigend.

Ich sehe das an der Gestalt des Chauffeurs in „Seelenarbeit“. Auch der Chef dort muß eine Erscheinung kriegen, die gegründet sein muß. Die muß ein Recht für sich haben. Sie darf auch nicht einfach nur „zubereitet“ sein von einem zu engen Blickwinkel einer Hauptfigur. Die ganze Gegenwelt hat mir in den früheren Büchern einfach gefehlt. Es war mir ein Bedürfnis, dies zu ändern, und dazu gehörte auch die dritte Person.

Jetzt kommt etwas dazu, was nach meiner Meinung die dritte Person auch ermöglicht, denn sie erlaubt dem Roman die Form der Motivbe-handlung. Diese Ich-Bücher bezeichne ich inzwischen nicht als Romane, denn die haben mehr Oratorien-Charakter. Sie sind einfach solange gelau-fen, wie die Sprache gelaufen ist. Sie haben Form nur durch Erschöpfung erhalten, aber nicht durch Zupacken und Machen und Wägen und Arbei-ten.

WELT: Sie haben um die Form des Romans gekämpft, wie auch durch dieses Gespräch belegt wird. Sind Sie in dieser Beziehung erst seit Ihrem vorjährigen Roman „Brandung“ zufrieden?

Walser: Ich möchte so sagen: Was das Handwerkliche angeht, ist die Motiv-führung in diesem Roman besser als in den Büchern vorher. Einen Roman schreiben ist natürlich kein Verzicht – und kann kein Verzicht sein – auf jene Kraft, die einmal jenes monologi-sierende Ich ernährt hat. Das ist die Sprache; sie muß nach wie vor das Element sein. Ich kann keine Hand-lungen auswirken und sie dann nach-erzählen, das liegt mir nicht.

Es muß sowohl das sein, wie aber auch ein Anspruch auf Handlung ent-steht. Man kann ursprünglich schrei-

ben, spontan, man hat Sprache, doch es soll auch geführt werden. Ich nenne das organisierte Spontaneität. Das ist ein Widerspruch, aber so ist das Schreiben. Auf diesen Widerspruch trifft man immer irgendwo. Entweder ist zu viel organisiert oder zu wenig. Entweder zu viel oder zu wenig Spontaneität. Das ist das Arbeitsproblem. Und vielleicht ist die „Brandung“ für mich um eine Spur zu überorgani-siert.

WELT: Herr Walser, wenn man Ihr Werk überblickt, so fällt auf, daß Sie eine tiefe Liebe zur Lyrik haben, selber aber nur Gelegenheits-gedichte schreiben. Für das Thea-ter haben Sie oft gearbeitet, mit der „Zimmerschlacht“ auch einen gro-ßen Erfolg erzielt, aber insgesamt hatten Sie hier mehr Mühe, sich durchzusetzen. Sind Sie zu sehr Er-zähler?

Walser: Ja, wahrscheinlich muß ich das zugeben. Ich habe immer eine große Liebe zum Dialog gehabt, und ich habe alles, was ich für das Theater geschrieben habe, nur geschrieben, weil ich halt gern Dialoge schreibe, diese direkte Ausdruckart mag und vielleicht auch brauche. Aber ich habe gesehen, daß ich zum Theater nichts beizusteuern habe, was das Theater braucht und was es zeit-gemäße sucht. Wahrscheinlich bin ich, je länger, desto weiter, von den Bedürfnissen des Theaters abgewi-chen, habe bis jetzt aber die Dialogie-be in mir noch nicht gänzlich unter-drücken können.

Und noch etwas kommt hinzu: Von Anfang an hatte ich das Gefühl, für das Theater sei eine besonders zeitge-nössische Rede brauchbar, während ich beim Roman nichts ertrage, was nicht wirklich durch mein Bewußt-sein gegangen ist und was eigentlich gar nicht nach Veröffentlichung drängt. Da kann ich ganz bei mir blei-ben und habe manchmal Schwierig-keiten, wenn ich denke, daß ich das jetzt veröffentliche, weil ich mich in einer Weise publiziere, die mir ge-lingt fast etwas weh tut. Beim Theater habe ich immer das Gefühl gehabt: Da mischt man sich in die öffentliche zeitgenössische Rede ein. So haben meine Theaterversuche im-mer einen aktuelleren Anlaß gehabt als meine Romane, meine Prosa.

WELT: Und die Lyrik?

Walser: Lyrik – ich glaube, es gibt keinen Schriftsteller, der nicht am

liebsten Lyriker wäre. Ich schreibe sehr viele Gedichte für mich, aber je länger ich das betriebe, desto mehr sehe ich, daß ich kein Lyriker bin. Ich habe eine große Liebe dazu, aber meine Achtung vor Gedichten ist zu hoch, als daß ich jetzt auch so auftre-ten könnte. Ich mache es lieber so: Ich löse irgend etwas, was als Gedicht geschrieben ist, wieder in Langzeilen auf und publiziere es als Text. Manch-mal merkt ein besonders empfindli-cher Leser dann, daß ein gewisses lyrisches Etwas in diesen Zeilen drin ist.

WELT: Nochmals zu den verschie-denen Sparten Ihres Werks. Der Walser-sche Erzähl-Kosmos umfaßt nur die zweite Hälfte des Jahrhun-derts, während der Dramatiker Walser zum Teil viel weiter aus-grift. Woher kommt das?

Walser: Das hängt eben mit dieser öffentlichen Rede des Theaters zu-sammen. Ich habe bisher als Erzähler die Zeit vor 1945 gemieden. Jetzt aber ist eine Vorbereitung im Gange, auch zurückliegende Zeiten auf meine Art in die Prosa zu bringen. Das wäre eine Stufe des Romans, die ich noch nicht probiert habe.

Dies ist in Deutschland meiner Meinung nach besonders schwierig. Es war vielleicht für die Kollegen, die sofort in den fünfziger, sechziger Jah-ren damit angefangen haben. Kriegs-romane zu schreiben, die vor 1945 spielen, mit dem Standpunkt dieser Jahrzehnte unangewandelt und unan-zweifelbar erlaubt und richtig und günstig. Dieser Standpunkt, von dem aus man die Zeit vor 1945 betrachtet hat, war notwendig für uns als Gesell-schaft. Das war im Grunde genom-men ein Abrechnungsstandpunkt, sa-gen wir mal: ein antifaschistischer Standpunkt. Von dem Standpunkt aus sind Romane, sehr gute Romane, geschrieben worden.

Ich glaube nicht, daß das ein alle Zeiten ausfüllender Standpunkt sein kann. Wenn es keinen Faschismus mehr gibt oder der Faschismus wirk-lich überwunden ist, genügt ein anti-faschistischer Standpunkt zur Beur-teilung der Erzählung deutscher Ge-schichte nicht mehr. Das klingt miß-verständlich. Mir kommt es vor, als sei trotz aller schönen Bücher, die es da so gibt, die deutsche Geschichte dieses Zeitraums – 1918 bis 1945 – noch nicht erzählt.

Anmerkungen aus dem neuen Elfenbeinturm

WELT: Wächst da in Ihnen schon etwas heran?

Walser: Auch da gehe ich natürlich nicht vom öffentlichen Bedürfnis, sondern von meinem eigenen aus. Das ist das, was wir zu Beginn über die sogenannte deutsche Frage be-sprochen haben.

Ich finde, daß wir als Deutsche tröstlos existieren. Das, was man in den fünfziger, sechziger Jahren ma-chen mußte, ist passiert. Es ist aber auch etwas verlorengegangen in dieser aktuellen Behandlung. Ich habe einmal über Theaterfragen gesagt: Wenn ein deutscher Autor, der jetzt ein Stück schreibt, die Zeit vor 1945 ausläßt, dann fehlt etwas. Das könnte man auch für den Roman sagen.

Es genügt nicht, sich einfach auf der richtigen Seite zu sehen. Nach 1945 weiß jeder, wie er sich vorher

hätte verhalten sollen. Wenn jetzt also ein Roman geschrieben würde, wo die Zeit vor 1945 eine Rolle spielt, und der Autor hat als ausfüllendes Be-wußtsein hauptsächlich das, daß er jetzt auf der richtigen Seite ist, dann ist dies fast problemlos. Das heißt, es kann dann gar nicht mehr deutlich werden, warum das, was passiert ist, geschehen ist.

WELT: Das ist Ihnen nicht nur zu simpel, sondern zu wenig wahr?

Walser: Die Verführbarkeit ist schon verurteilt, abgehandelt, abgehackt. Es ist gar kein Problem mehr. Es wird nur noch gesagt: Ja, der Autor, der ist auf der richtigen Seite. Zum Beispiel: Er ist nicht mehr auf der Seite der Schuldigen. Aber wieviel Schuld kann ein Mensch wirklich tragen? Wie wird man mit Schuld wirklich fertig?

Das ist nicht ins Bewußtsein ge-gangen. Deswegen – ich merke das an mir selbst – bin ich nicht zufrieden mit dem, was ich denken soll. Ich merke auch, wie riskant das ist und wie unerlöst und ...

WELT: Also nationale Defizite ...

Walser: Ich glaube, daß in den nach-fünfziger, nach-sechziger Jahren et-was nicht mitentwickelt worden ist. Nämlich: Wie erzählen wir die deut-sche Geschichte? Ich weiß nicht, ob ich das kann, weil ich selber daran laboriere. Ich habe kein Bewußtsein von diesen Zeiten, das einen Tag als solches überdauerte. Ich habe kein dauerndes, stabilisierbares Bewußt-sein. Ich habe keine Möglichkeit, in der Weise daran zu denken, 24 Stun-den lang. So war es. Ich muß mich dauernd drehen und wenden, mir selbst widersprechen. Es ist nicht haltbar, das Geschichtsbild.

WELT: Da kann die Wissenschaft Ihnen nicht helfen, zuarbeiten?

Walser: Wenn ich öffentliche Diskus-sionen von Historikern, Philosophen lese, Habermas und Nolte beispiels-weise, dann sehe ich etwa bei Haber-mas, den zu schätzen ich allen Grund habe, wie er von einem Historiker eine geschichtslose Betrachtung wünscht. Gut. Verabsolutieren, das ist vielleicht eine Philosophen-Hal-tung. Ich weiß nicht, was Herr Nolte dazu geliefert hat, aber ich sehe hauptsächlich bei Habermas, daß er im Grunde genommen Verabsolutie-rung von etwas will. Und da können Akademiker sich sehr vom Rest der Bevölkerung isolieren, weil sie dahin niemanden mitnehmen können, in diese Verabsolutierungsart hinein.

Das ist ein neuer Elfenbeinturm, der da entstanden ist. Ich merke, ich bin in diesem Elfenbeinturm drin und fühle mich da nicht wohl. Soviel weiß ich. Und aus diesem Unwohl-sein möchte ich mich schreibend her-ausarbeiten.

WELT: Sie arbeiten an einem neuen Roman über Johann Neuhaus. Wenn man den Namen übersetzt, kommt man zu Giacomo Casanova. Sagen Sie Casanova am Boden-se?

Walser: Da muß ein Mißverständnis passiert sein. Ich habe schon einen Plan, der aber unter meinen Plänen nicht der wichtigste ist. Es gibt eine Figur, die so heißt, einen Johann Neuhaus, zweifellos. Aber das ist in-nerhalb eines Romans ein Pseudo-nym einer anderen Figur.

WELT: Ein Held aus der Zürn-Fa-milie?

Walser: Nein, wenn es so bleibt, wie ich es jetzt sehe. Komischerweise ist es ein Pseudonym von Meßmer. Also Meßmer wird eine Reise durch die Bundesrepublik unter dem Namen Johann Neuhaus unternehmen. Das mache ich aber nicht jetzt. Momentan unternehme ich zum ersten Mal einen Versuch, mich kennenzulernen als Autor, der im Stofflichen überhaupt nicht in die Nähe des Politischen wagt, des politischen Stoffes, wobei ich nicht sage, daß ich als Politiker auf-trete, aber des öffentlich zeitge-schichtlichen Stoffes.

Ich mache ein Buch, das „Dorle und Wolf“ heißt. Dorle ist von hier, der Wolf aus der DDR. Beide leben in Bonn. Ich habe weder Talent noch Neigung, das Agentengenie zu benut-zen, aber ich bediene mich daraus stofflich; ich nehme ein paar frag-mentarische Sachen aus diesem Gen-ere, um einen deutsch-deutschen Ehe-roman zu schreiben. Einen nicht sehr umfangreichen, aber ich möchte ein-fach sehen, ob ich eine Schreibweise entwickeln kann, die mir das erlaubt.

WELT: Und danach?

Walser: Wenn ich das gemacht habe, kann ich in Richtung 1945 weiterar-beiten. Dann habe ich etwas, das heißt „Bayreuth-Novelle“. Das ist zwar dann Gegenwart, reicht aber zurück. Dann käme etwas, das direkt am An-fang des Jahrhunderts beginnt. Mein Arbeitstitel: Der Eintritt meiner Mut-ter in die Partei. Daß meine Mutter eine sehr katholische Frau war und alles andere als eine Nationalsozial-stin – das weiß ich ganz sicher. Wenn es mir gelänge zu erzählen, warum sie in die Partei eingetreten ist – dann hätte ich die Illusion, ich hätte er-zählt, warum Deutschland in die Par-tei eingetreten ist. Ob ich das schaffe, weiß ich natürlich nicht. Es ist ein Plan.

ENDE



Fast ein Stück Paradies. Die Straße, in der sich Martin Walser 1968 ein Haus gebaut hat, heißt Zum Hecht, der Überlinger Ortsteil, in dem er lebt, Nußdorf. Nach Salem sind es nur ein paar Kilometer. Die Hausfassade wirkt eher bescheiden. Der Weg zur Holzterrasse, über die man ins Arbeitszimmer gelangt, führt durch ein Zim-mer, in dem Bücher den Blick bannen. Der Arbeitsraum ist eher ein Studio: einfach, behag-lich. Vom Fenster aus erblickt man Baumkronen, dahinter blinkt der Bodensee im Spät-sommerlicht. Der Fotograf Ru-pert Leser drängt, Hansherr und Besucher möchten doch wenig-stens für ein halbes Stündchen ins Freie gehen. Der Rasen ist fast eine Wiese. Am Ende ein Kahn. Ein Schwan kommt neu-gierig herangeschwommen, wagt sich in den Garten herauf. Der Appenzeller Sennenhund ver-bellt ihn.



Von unten dringt Gesang her-auf, mit Klavierbegleitung. Die jüngste Tochter, Theresia, übt, sie will Sängerin werden. Ihre Schwester Johanna ist zu Besuch im Elternhaus. Eben ist von ihr, bei S. Fischer, die Er-zählung „Die Unterwerfung“ er-schienen. Ihr erstes Buch, „Vor dem Leben stehend“, fast lyri-sche Prosa-Miniaturen, hatte die Kritik überzeugt. Die „Neue Zürcher“ fühlte sich damals we-niger an den Vater als an den Schweizer Robert Walser erin-ner: kein Verwandter, aber ein Geistesverwandter, auch des Vaters. Vier Töchter, alle auf künstlerischen Wegen. Alissa lebt in New York, sie malt. Franziska, die Älteste, hat längst als Schauspielerin Karrie-re gemacht. Zur Familie gehört noch Robbie, der Hund. Theresia hat so lange gedrängt und gedrängelt, bis die Eltern ihn ins Haus nahmen. Es ist der dritte.



Martin Walser ist ein kon-zentrierter Gesprächspart-ner. Er verliert den Faden nicht. Als das Aufnahmegerät einge-schaltet wird, zündet er sich schnell noch ein Zigarillo an, legt es aber gleich wieder weg. Das Ritual wiederholt sich eini-gale Male. Er braucht die Hände zum Sprechen. Seine Mimik ist lebhaft. Um etwas zu unterstreichen, hebt er nicht die Stimme, er beugt sich dann gerne vor, erstarrt fast in der Bewegung. Ist der Gedanke zu Ende geführt, lehnt er sich weit zurück. Als der junge Funkreporter Walser eine Tagung der „Gruppe 47“ mit-schnitt, soll er auf die besorgte Frage des „Gruppenvaters“ Hans Werner Richter, ob alles zufriedenstellend laufe, geant-wortet haben: „Technisch ein-wandfrei – aber was da gelesen wird, das kann ich besser.“ Jetzt sagt er am Schluß: „Hoffentlich habe ich mich nicht verhaspelt.“



Briefe an DIE WELT

DIE WELT, Godesberger Allee 99, Postfach 200 866,
5300 Bonn 2, Tel. 0228/30 41, Telex 8 85 714

Rechtsnorm?

„Abtreibung auf Krankenschein ist nicht
rechtmäßig“, WELT vom 25. September

Sehr geehrte Damen und Herren,
das Bundessozialgericht scheint
nicht erkannt zu haben, daß die krank-
enkassenfinanzierte Tötung ungeborenen
menschlichen Lebens nicht nur nicht „mit
dem Glauben und dem Gewissen eines Bür-
gerin“ sein kann, woraus es zu Recht
hätte schließen können, daß diese
nicht verlangen könnte, daß seine
Überzeugung zum Maßstab der Gültigkeit
für die Rechtsnormen aller
werde.“

Auch das Grundgesetz, daß Maß-
stab der Gültigkeit für die Rechtsnormen
aller ist, postuliert in Artikel 2,
Absatz 2, Satz 1, „das Recht auf Leben
und körperliche Unversehrtheit“
für jeden – und damit auch für den
ungeborenen Menschen.
Mit seinen Beiträgen zur Sozialver-

sicherung aber unterstützt jeder Ar-
beitnehmer finanziell die Untergr-
bung dieses Grundrechts.

Mit freundlichen Grüßen
Stephan Hecking,
Mitglied des CDL-Bundesvorstands,
Bocholt

Längst bekannt

„Die Spur des Greifens führte nach Ber-
lin“, Geheige WELT vom 25. September

Unter dem Titel „Die Spur des
Greifens führte nach Berlin“ wird über
einen Unbekannten, der offenbar un-
bekannt geblieben ist, bis nunmehr
„The Griffin“ herauskam, berichtet.
Dies stimmt nicht.

In meinem Buche „Alliierte Jagd
auf deutsche Wissenschaftler“ (Langen-
Müller/Herbig und Lütke) habe
ich bereits vor Jahren diesen „Greif-
sen“ mit Namen genannt.
Paul Rosbaud arbeitete denn auch

nicht während seiner entscheidenden
Spionagetätigkeit bei der Metallge-
sellschaft in Frankfurt, sondern im
Springer Verlag in Berlin und sein
„Ansprechpartner“ war auch nicht
unbekannt, sondern Prof. Dr. Ger-
lach, der Rosbaud auch verriet, daß
„das schwere Zeug aus Berlin fortge-
schafft“ werden sollte.

Am 23. März 1945 rief Prof. Dr.
Gerlach Rosbaud an, ihn zu besu-
chen, und als dieser bei ihm eintraf,
sagte er ihm: „Die Maschine geht!“
(und sie ging! Wohingegen in den
USA noch bis Januar 1945 kein
Gramm reines Uran erzeugt worden
war).

Mit herzlichen Grüßen
Franz Kurowski,
Dortmund 76

Wort des Tages

„Gehorsam ist der An-
fang aller Weisheit.“

Georg Wilhelm Friedrich Hegel,
deutscher Philosoph (1770-1831)

Anmaßung

„Genscher reist 1987 nach Polen“, WELT
vom 24. September

Wie kann Herr Genscher dem po-
nischen Außenminister Orzechowski
seinen Besuch in Warschau für das
Jahr 1987 ankündigen, wenn bisher
weder sicher ist, daß seine FDP bei
der Bundestagswahl im Januar 1987
die Fünf-Prozent-Hürde passiert
noch daß ihn Bundeskanzler Kohl
überhaupt wieder als Außenminister
beschäftigt?

Oder ist sich unser „Dauer-Mini-
ster“ mit seinen Vorstellungen einer
hupenreinen Weiterverfolgung einer
im Grunde nur die Ziele des Ost-
blocks und die Stabilisierung seiner
„Faß-ohne-Boden-Wirtschaft“ und
damit seiner militärischen Über-
rüstung begünstigenden Ost- und
Deutschlandpolitik wirklich so si-
cher, auch weiterhin – oft im Allein-
gang – die Richtlinien auf diesen für
den grundgesetzlich festgeschriebe-
nen Fortbestand Deutschlands so
wichtigen Gebieten bestimmen zu
können?

Wolfgang v. Koerber,
Eckernförde

Personen

EHRUNGEN

Zu den höchsten Ehrungen, die
dem früheren italienischen Staats-
präsidenten Sandro Pertini zu sei-
nem 90. Geburtstag (25. September)
zuteil wurden, zählt der Preis „Vier
Freiheiten“ („Four Freedoms
Awards“). Der Preis geht auf eine
berühmte Ansprache Präsident
Roosevelts vor dem Kongreß 1941
zurück, in der das amerikanische
Staatsoberhaupt die Freiheit der Re-
de und des Glaubens, die Freiheit
vor Furcht und Not als die „höch-
sten Ziele seiner Zeit“ proklamierte.
Neben Pertini wurde in diesem Jahr
die Ehre auch dem ermordeten
schwedischen Premierminister Olof
Palme, Kardinal Alfrink von den
Niederlanden und der spanischen
Zeitung „El Pais“ zuteil.

*
Bundespräsident Richard von
Weizsäcker hat dem Präsidenten

der Industrie- und Handelskammer
für das südöstliche Westfalen zu
Arnsberg, Alfred Padberg, das Gro-
ße Verdienstkreuz des Verdienstor-
dens der Bundesrepublik Deutsch-
land verliehen. Der Minister für
Wirtschaft, Mittelstand und Techno-
logie des Landes Nordrhein-Westfa-
len, Professor Dr. Reinmut Jochim-
sen, wird Alfred Padberg heute die
hohe Auszeichnung in Düsseldorf
überreichen.

JUBILÄUM

Ein Vierteljahrhundert zeichnet
Jens Feddersen am 1. Oktober als
Chefredakteur der „NRZ“ („Neue
Ruhr/Neue Rhein-Zeitung“) in Es-
sen. Bei seiner Ernennung 1961 ei-
ner der jüngsten Chefredakteure der
Bundesrepublik Deutschland,
machte sich Feddersen als Kom-
mentator und durch Teilnahme an
Diskussionsrunden im Fernsehen
einen Namen. Besonders in Erinne-

rung geblieben ist seine Ausein-
dersetzung mit dem Chefkommen-
tator des Ostberliner Fernsehens,
Karl Eduard von Schmitzler, im hol-
ländischen Fernsehen 1972. Der
58jährige Berliner befaßt sich vor
allem mit amerikanischer Politik,
mit dem Ost-West-Verhältnis und
mit der Deutschland-Frage.

GESTORBEN

Der australische Tänzer und Cho-
reograph, Sir Robert Helpman, ist
im Alter von 77 Jahren in Sydney
gestorben. Die mehr als 50jährige
Karriere Sir Roberts begann 1933 in
London als Tänzer des „Royal Bal-
let“. Seine erste Hauptrolle war 1937
der Oberon in Shakespeares „Som-
mernachtstraum“. Der Leiter der
„Australian Ballet Company“, Noel
Felly, bezeichnete Sir Robert nach
Bekanntwerden der Todesnachricht
als den größten australischen Kinst-
ler des Jahrhunderts.



Die höhere Form der Vielseitigkeit.

Die T-Limousinen mit dem Stern.

Wo wurde praktischer Raumnutzen beim
Automobil bisher so durchdacht und so
vielfältig verwirklicht: Zehn verschiedene
Sitzaufteilungen – genau abgestimmt auf
unterschiedliche Situationen in Freizeit
oder Beruf – für Familie, Urlaub oder Sport.
Vor allem aber: Welches andere Fahrzeug-
konzept bietet diese kreative Zweckmäßig-
keit – diese Fülle von Möglichkeiten auf so
hohem Ausstattungs-Niveau und in dieser
kraftvoll-eleganten Linie.
Und noch etwas Entscheidendes kommt
hinzu: In der attraktiven äußeren Form der
T-Limousinen verbirgt sich die gesamte

richtungweisende Technik, die die Mittlere
Mercedes-Klasse so erfolgreich macht – von
den ebenso dynamischen wie wirtschaft-
lichen Triebwerken über das Fahrwerk mit
der Raumenker-Hinterachse bis zu Details
wie dem Panorama-Scheibenwischer mit
86% Wischfeld oder den elektronischen
Gurtstraffern an beiden Vordersitzen.
Selbstverständlich, daß diese Spitzentechn-
ik bei Mercedes auch in sprichwörtlich
hoher Qualität verwirklicht ist – für opti-
male Lebensdauer auch bei intensiver Nut-
zung.

Alle Benzin-Modelle werden serienmäßig
mit zukunftsicherem Drei-Weg-Katalysa-
tor und Sauerstoff-Sonde angeboten und
sind damit schadstoffarm. Alle Diesel-
Modelle werden serienmäßig als schadstoff-
arme Fahrzeuge geliefert.

Ich bin interessiert an:
○ Prospektmaterial.
○ Terminvorschlag für eine Probefahrt.
○ Senden Sie mir den Video-Informationsfilm.
Preis: DM 30,-, zahlbar nach Rechnungserhalt.
Mein Videosystem:

Name: _____
Straße/Nr.: _____
PLZ/Ort: _____
Telefon: _____

Unsere Adresse: Daimler-Benz AG,
Abteilung VOI/VPF,
Postfach 60 02 02, 7000 Stuttgart 60



MERCEDES-BENZ
Ihr guter Stern auf allen Straßen.

Protest gegen Peres' Geste für König Hassan

SAD, Jerusalem

Eine Geste des israelischen Ministerpräsidenten Peres gegenüber dem marokkanischen König Hassan II. dessen Gast er im vorigen Monat war, quitierte die israelische Bevölkerung in der Ortschaft Ashkelon mit Pfiffen und Protest. Der in der Küstenstadt angesetzte Staatsakt zu Ehren des verstorbenen marokkanischen Königs Mohammed V., zu dem auch eine Delegation aus Marokko angereist war, mußte wegen anhaltender Tumulte verkürzt werden.

Auf Peres' Betreiben hatte der Stadtrat von Ashkelon, dessen Bevölkerung zu einem großen Teil aus Marokko stammt, beschlossen, den größten Platz der Stadt dem Vater Hassans, König Mohammed V., zu widmen. Der Platz sollte zwar weiterhin den alten Namen (Friedensplatz) haben, aber mit dem Zusatz am Straßenschild, „gewidmet König Mohammed V.“ Begründet wurde dies mit der Verharmlosung des Völkermords an den Juden durch die Vichy-Regierung, die jüdischen Untertanen nicht ins KZ schickte.

Mehrere politische Fehltritte im Vorfeld des Staatsaktes hatten die Ausschreitungen in Ashkelon begünstigt. In den Mitteilungen an die Medien hieß es, der Platz sollte in „Mohammedplatz“ umbenannt werden. Das wollten viele, auch gemäßigte Israelis, nicht hinnehmen. Kritiker meinten, in ganz Marokko gäbe es noch keinen Ben-Gurion-Platz. Daß der Platz weiterhin „Friedensplatz“ heißen würde, war nur den wenigsten bekannt.

Dann meldeten sich mehrere Historiker, die nachwiesen, daß Mohammed gar kein Freund der Juden gewesen war. Er habe alle von Vichy aufgedickten anti-jüdischen Gesetze unterschrieben.

Zu all dem kam die Ermordung eines 33-jährigen Einwohners von Ashkelon. Als sich das Gerücht verbreitete, die Beerdigung, die für Sonntagmittag angesetzt war, sei wegen der Zeremonie zu Ehren des Königs Mohammed um einen Tag verschoben worden, kam es zu Krawallen, die von dem herbeigeeilten Rabbi Meir Kahane zu einer gewalttätigen Demonstration geschürt wurden. Die Verschiebung war aber darin begründet, daß jeder Ermordete sezeliert werden muß. Auch dies wurde erst nach dem Krawall bekannt.



Will zurücktreten: Jürgen Egert FOTO: DPA

Der angekündigte Rücktritt Jürgen Egerts ist Ausdruck der Krise der Berliner SPD. Egert wollte den rechten und linken Flügel versöhnen – und scheiterte. Als Nachfolger für Egert wird an erster Stelle Harry Ristock genannt, das „Urgestein“ der Berliner SPD.

Egert tritt ab. Wird Ristock SPD-Chef in Berlin?

Von DIETER DOSE

Achtzehn Monate nach ihrer schweren Wahlniederlage mit einem Stimmenverlust von fast sechs Prozent muß die Berliner SPD einen neuen Landesvorsitzenden suchen. Jürgen Egert (44), erst seit Juni 1985 im Amt, kündigte seinen Rücktritt an. Der Exponent des linken Flügels erklärt diesen Schritt mit „gesundheitlichen Gründen“. Sein Bundestagsmandat will er jedoch behalten.

Für die Parteibasis eine Überraschung, obwohl Egerts angeschlagener Gesundheitszustand – er leidet unter anderem an einer Herzkammerentzündung – kein Geheimnis war.

Wahlschlappe

Nach der Wahlschlappe vom 10. März 1985 (mit 32,4 Prozent das schlechteste Ergebnis seit 1907) hatte Egert den Parteivorsitzenden Peter Ulrich nach einer Kampfabstimmung als Landesvorsitzenden abgelöst. Er trat mit der Zielsetzung an, den Konsens zwischen den beiden Flügeln wieder herzustellen, personell und inhaltlich die Partei zu einem Neuanfang zu führen. Das ist offensichtlich nicht gelungen, so daß bei seiner jetzigen Entscheidung auch eine gewisse Resignation zu vermuten ist.

Deutlich zeigte sich das beim jüngsten Landesparteitag im Juni, der mit einem Eklat endete. Bei der Debatte um ein umstrittenes Papier zur Sicherheits- und Deutschlandpolitik verließen rund 100 Delegierte des rechten Flügels den Saal und nahmen nicht an der Abstimmung teil. Egert, auf dem Parteitag mit 181 zu 38 Stimmen als Vorsitzender bestätigt, bezeichnete das als „ungeheuerlichen Vorgang“. Die Kluft zwischen Linken und Rechten ist seitdem größer geworden.

„Wir haben noch viel Zeit“, kommentiert SPD-Sprecher Wilhelm Wiegreffe die Nachfolger-Suche. Der neue Landeschef soll am 22. November auf einem ordentlichen Parteitag präsentiert werden. Doch die Spekulationen haben bereits begonnen.

An erster Stelle wird das „Urgestein“ der Berliner Sozialdemokraten genannt: Harry Ristock (58), ehemaliger Bausenator und zeitweilig auch Spitzenkandidat. Wegen Unregelmäßigkeiten in der Firma, in der er als Leiter Angestellter tätig war, verzichtete er jedoch darauf, bei den vergangenen Wahlen gegen Eberhard Diepgen anzutreten.

Zweiter Kandidat ist der Rechtsanwalt und ehemalige Stadtrat im Bezirk Charlottenburg, Eberhard Körting (44), wie Ristock ein Repräsentant



Neuer SPD-Chef? Harry Ristock FOTO: DPA

des linken Flügels. In der Partei gilt Körting als Mann, „der über den Tellerrand blickt“ und in der Lage ist, inhaltlich und personell neue Akzente zu setzen.

Als sicher gilt, daß der linke Flügel den Posten des Landesvorsitzenden wieder beanspruchen wird und die „Rechten“ diesen Anspruch auch akzeptieren werden.

Zu wenig Personal

Genau so sicher dürfte sein, daß der Landesvorsitzende nicht identisch mit dem Spitzenkandidaten für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus 1989 ist. Dieses Problem schieben die Berliner Sozialdemokraten, mangels personeller Alternativen, weiter vor sich her.

Die Nachricht von Egerts Rücktritt ist noch zu tafrisch, um zu beurteilen, wer, Ristock oder Körting, beim Parteivolk die besseren Karten hat. Auch der in weiten Kreisen populäre Ristock muß mit Widerstand rechnen. Nach Ansicht vieler Mitglieder und Funktionäre wäre das nicht der nach der Wahlniederlage beschworene „Neuanfang“.

Insider schließen nicht aus, daß die „Frauenriege“ versucht, die Charlottenburger Sozialstadträtin Ingrid Stahmer zur Kandidatur zu bewegen.

Dick durch „Fernschuß“ gestorben

gba, Bonn

Der bei dem Zwischenfall an der deutsch-tschechoslowakischen Grenze am 18. September getötete pensionierte Oberleutnant der Bundeswehr, Johann Dick, ist nach übereinstimmender Feststellung deutscher und tschechischer Ärzte an einem „Fernschuß“ gestorben. Aus einem Gerichtsmedizinischen Bericht des Gerichtsmediziners Burkhard Schellmann vom Institut für Rechtsmedizin der Universität Erlangen/Nürnberg geht hervor, daß dieser Schuß aus einer Langwaffe, also einer Pistole, der tschechoslowakischen Grenztruppe kam. Das Geschloß hatte die Schlagader im Nierenbereich verletzt. Dies gilt nach den Erkenntnissen der Ärzte beider Länder als Todesursache.

Der verletzte Dick war um 13.15 Uhr (WELT v. 26. 9.) das 18. September in einem Krankenwagen der CSSR-Armee lebend abtransportiert worden. Bei seiner Ankunft um 13.45 Uhr im zehn Kilometer entfernten Krankenhaus Tachov war Dick jedoch schon tot.

Der endgültige Obduktionsbefund soll bis zum Ende dieser Woche fertiggestellt werden. Die tschechoslowakischen Behörden hatten auf ihrem Gebiet eine erste Obduktion vorgenommen und bei der Rückgabe des Leichnams von Oberleutnant Dick Körperreste zurückgelassen.

Im Protokoll über die Besprechung des deutschen Gerichtsmediziners Schellmann im Institut für Gerichtsmedizin am Donnerstag vergangener Woche heißt es nach Angaben von Sicherheitskreisen, dem deutschen Arzt seien von seinen tschechoslowakischen Kollegen die Einzelheiten der Erst-Obduktion erläutert worden. Auch hätten die Ärzte der CSSR alle Fragen der deutschen Seite – der Mediziner Schellmann war vom ersten Sekretär der deutschen Botschaft, Herbert Gröbebaum, begleitet worden – beantwortet. Auf Ersuchen Schellmanns sei ihm „ein Organ (der Magen)“ des getöteten Offiziers übergeben worden, das im Verlauf der Obduktion in Pilsen entnommen worden war.

Der Besuch Schellmanns in Pilsen war erst nach scharfen Protesten des Auswärtigen Amtes gegenüber der Regierung in Prag zugelassen worden.

Moskau verbreitet Kritik Achromejews im Westen

„Sowjetunion heute“ entschärft Attacke auf Moratorium

CARL GUSTAF STRÖHM, Wien

Das sowjetische Propaganda-Magazin „Sowjetunion heute“, das von der Moskauer Botschaft in Bonn in deutscher Sprache vertrieben wird, hat die kritischen Äußerungen des Generalstabschefs der Streitkräfte der UdSSR, Marschall Achromejew, über das einseitige Atomtest-Moratorium (WELT v. 26. 9.) nun auch im Westen verbreitet. Die Redaktion richtete entsprechende Fernschreiben an die Redaktionen westdeutscher Medien.

Allerdings sind die Worte des Generalstabschefs in deutscher Übersetzung erheblich abgemildert worden. „Sowjetunion heute“ legt dem Marschall in den Mund, er sehe ein „gewissen Schaden“, der für die UdSSR bei Fortdauer des einseitigen Atomtest-Moratoriums entstehe.

Im Originaltext der ersten Nummer des „Wojennyj Westnik“ (Militärisches Bulletin), das von der sowjetischen Nachrichtenagentur „Nowosti“ verbreitet wurde, hatte Marschall Achromejew den Begriff „Opredeljonnyj Uschtscherb“ verwendet. Das 1976 in Moskau erschienene offizielle russisch-deutsche Wörterbuch übersetzt das Wort „Opredeljonnyj“ aber mit „bestimmt, ausgemacht, ausdrücklich, eindeutig“. So entsteht der Eindruck, als wolle man die Aussage des Generalstabschefs in der Übersetzung verharmlosen.

In der Mitteilung von „Sowjetunion heute“ heißt es weiter: „Wir hoffen auf die Hilfe anderer friedliebender Staaten, die Vereinigten Staaten, wenn nicht zu überzeugen, dann doch wenigstens zu zwingen, die Nukleartests im Interesse der ganzen Menschheit einzustellen.“

Lenins Dekret zitiert

„Wir sind damit einverstanden, gemeinsam mit einer Expertengruppe aus den Ländern der Sechse von Delhi“ und mit den Experten der USA zu arbeiten, um akzeptable Kontrollmethoden auszuarbeiten.“

In seinem Beitrag für das „Militärische Bulletin“ hatte Generalstabschef Achromejew ferner geschrieben, es stelle sich jetzt folgende Frage, „bis zu welchem Zeitpunkt denn die Sowjetunion das einseitige Moratorium fortsetzen und die Atomwaffen nicht

erproben, das heißt keine Atomversuche durchführen kann.“ Weiter formulierte Achromejew: „Das einseitige Moratorium muß endlich zu einem beiderseitigen Moratorium werden.“ Es müßten dann die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion gemeinsam „zeitweilige Maßnahmen“ ausarbeiten, welche das Vertrauen in ein solches Moratorium festigen.

Diese Maßnahmen seien aber nur ein Schritt bis zur Unterzeichnung eines Vertrages über das vollständige Verbot von Atomexperimenten. In diesem Zusammenhang kam der Generalstabschef auch auf das amerikanische SDI-Projekt zu sprechen. Achromejew fordert die Beendigung des Wettlaufes im Weltall.

Ständige Bereitschaft

Der sowjetische Verteidigungsminister, Marschall Sergej Sokolow, griff in der gleichen Ausgabe des „Militärischen Bulletins“ die – wie er sagte – „unbegründeten und unablässigen Versuche“ westlicher Politiker und Ideologen an, welche der sowjetischen Militärdoctrin aggressive und expansionistische Züge zuschreiben wollten. Die Politik der sowjetischen Seite sei seit Lenins Friedensdekret bis in unsere Tage hinein stets eine Politik des Friedens gewesen.

Die sowjetische Militärdoctrin, so Verteidigungsminister Sokolow, sei voll und ganz der programmatischen Forderungen der KPdSU unterworfen. Die Streitkräfte in ständiger Kampfbereitschaft zu halten, um so mit gegen die UdSSR und ihre Verbündeten gerichtete Umtriebe der Imperialisten zu vereiteln. Heute sei das Sowjetland in der Lage, jede wissenschaftlich-technische Aufgabe zu lösen und die militärische Überlegenheit einer anderen Macht auf der Erde oder im Weltall zu verhindern. Die Sowjetunion sei aber aus prinzipiellen Gründen gegen das Wettrennen und daher rühre ihre Bereitschaft zu radikalen Abrüstungsmaßnahmen.

Auch im Beitrag des sowjetischen Verteidigungsministers mit seiner betonten Unterstreichungen der „ständigen Kampfbereitschaft“ sehen politische Beobachter eine gewisse Distanz oder Differenz zu den Positionen des Parteichefs Michail Gorbatschow.

Das Heer denkt um

Offiziersanwärter sollen mehr praktische Erfahrung sammeln

rnc, Bonn

Die Ausbildung für Offiziersanwärter des Heeres wird verändert. Künftig werden die meisten vor Beginn ihres Studiums an einer der Universitäten der Bundeswehr als Vorgesetzte möglichst viel Erfahrung in der Führung von Wehrpflichtigen in der Truppe gesammelt und ihre militärische Ausbildung abgeschlossen haben. Dieser Abschnitt, der die Beförderung zum Leutnant einschließt, dauert künftig dreieinviertel Jahre. Dies gilt für die Offiziere aller Gattungen der Kampftruppe. Die Spezialisten der Logistik, der Instandsetzungstruppe und der Techniker der Heeresflieger wechseln dagegen bereits nach zweieinhalb Jahren in den ausschließlich wissenschaftlich geprägten Ausbildungsabschnitt.

Der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesministerium der Verteidigung, Peter Kurt Würzbach, wird anlässlich der Umstellung der Offiziersausbildung heute an der Offizierschule des Heeres in Hannover vor dem neuen Anwärter-Lehrgang sprechen. Dabei will er den militärischen Führungsnachwuchs an die besondere Verantwortung erinnern, die er vor allem mit der Menschenführung übernehme. Diese zeitgemäß zu gestalten, lasse sich nicht ausschließlich in der Theorie vermitteln, sondern müsse im Alltag der Truppenpraxis und im engen Kontakt mit den Soldaten erfahren werden. Künftig wird für den Offiziersanwärter im Heer diese Praxis rund ein Jahr dauern.

Anders als das Heer haben Luftwaffe und Marine solche Planungen nicht. Experten des Verteidigungsministeriums verwiesen zur Erklärung darauf, daß vor allem die jungen Heeresoffiziere mehrheitlich zur Führung von Wehrpflichtigen herangezogen werden. In Luftwaffe und Marine steht dagegen die fachliche Beherrschung eines technischen oder systemorientierten Aufgabengebietes im Vordergrund. In der Marine wird deshalb auch künftig an einem nur 15 Monate dauernden „Vorlauf“ vor der Universität festgehalten. Die Luftwaffe erwägt allerdings, vom nächsten Frühjahr an diesen Vorlauf durch einen dreimonatigen Fahnenjunker-Lehrgang anzureichern.

Ceausescu Überraschung

CARL GUSTAF STRÖHM, Wien

Die jüngste Überraschung, die der rumänische Partei- und Staatschef Nicolae Ceausescu seinem Volk und der Welt präsentiert, besteht in der Ankündigung, daß Rumänien eine neue Hauptstadt bekommt. Nicht mehr die Millionenstadt Bukarest, sondern die siebzeh Kilometer entfernte, am Fuß der Karpaten liegende Provinzstadt Tirgoviste (80 000 Einwohner) soll in Zukunft Hauptstadt des Landes sein.

Politische Beobachter sehen mehrere Motive hinter der Verlegung. Da ist zunächst die Erdbebengefährdung Bukarests, das erst Ende August wieder einen heftigen Erdstoß erlebt hatte. Ganz abgesehen von der persönlichen Gefährdung, könnte der Parteichef in eine ungemütliche Situation geraten, wenn etwa bei einem kommenden Beben sämtliche Fernmeldeverbindungen und Befehlsstränge abreißen sollten.

Zum anderen wäre eine relativ kleine, übersichtliche Residenzstadt wie Tirgoviste auch im Falle politischer Schwierigkeiten – innerer („Palastrevolution“) wie äußerer Bedrohungen (etwa ein sowjetischer Einmarsch) – leichter zu verteidigen.

Obwohl in Rumänien seit Monaten Gerüchte über eine Verlegung der Hauptstadt kursieren, hat niemand so recht daran geglaubt, zumal Ceausescu seit Jahren die Bukarester Altstadt unter großem Aufwand und ohne

Rücksicht auf kulturhistorische Bauten niederreißen läßt, um an ihre Stelle ein gigantisches neues Regierungszentrum zu setzen.

Allerdings ist vorstellbar, daß der rumänische Parteichef keineswegs daran denkt, alle Behörden und Ämter nach Tirgoviste zu verlegen. Für seinen Zweck würde es genügen, wenn das Amt des Präsidenten umgesiedelt wird. Tirgoviste, bis zur Vereinigung der seinerzeitigen Donaustadt mit der Hauptstadt des Fürstentums Wallachei, würde somit zum diplomatischen und zeremoniellen Zentrum.

Was die Bedrohung durch die Sowjets betrifft, hat Rumänien bei der jüngst zu Ende gegangenen KVAE-Konferenz in Stockholm ein zwar indirektes, aber bemerkenswertes Beispiel geliefert. Als einziges Ostblockland vertrat es gemeinsam mit dem Westen die Auffassung, daß es nicht genüge, die von den Sowjets proklamierte „Nicht-Anwendung von Gewalt“ zu proklamieren. Die Rumänen forderten zusammen mit den NATO-Staaten auch die „Nicht-Androhung von Gewalt“ – und sie drangen auch darauf, daß der Gewaltverzicht nicht etwa zwischen den Blöcken, sondern zwischen allen 35 Unterzeichnerstaaten ohne Rücksicht auf Blockzugehörigkeit gelten soll, damit Innerblock-Aktionen wie 1968 gegen die CSSR hinfort ausgeschlossen sind.

Aus der Union ein Ruf nach mehr Hilfe für Namibia

Co, Bonn

Der Obmann der CDU/CSU im Auswärtigen Bundestagsausschuß, Heinz Schwarz, hat – mit einem Seitenhieb auf Genscher – die Bundesregierung aufgefordert, ihrer besonderen Verantwortung gegenüber Namibia gerecht zu werden. Konkret verlangte er, Bonn solle in den nächsten vier Jahren ein Entwicklungsprogramm mit einem Volumen von 100 Millionen Mark auflegen.

Schwarz betonte: „Wir wollen, daß das Entwicklungsland Namibia großzügig sofort Hilfe erhält. Diese Hilfe muß im Land selbst sichtbar werden. Sie darf nicht halbherzig gewährt werden.“ Sie müsse beweisen, daß die Bundesrepublik von ihrer Verantwortung gegenüber der früheren deutschen Kolonie Südwestafrika nicht nur spricht.

Im Unterschied zum US-Kongreß haben die Regierungschefs der Europäischen Gemeinschaft Namibia ausdrücklich von den Sanktionen gegen Südafrika ausgenommen. Starke Kräfte in der Unionsfraktion halten das jedoch nicht für ausreichend. Auf ihre von Abgeordneten der FDP und der SPD unterstützte Initiative hin hatte die Bundesregierung schon 1982 Hilfe für das Land zugesagt.

„Einige kleinere Projekte sind zustande gekommen. Viele sind an Einwendungen des Afrika-Beauftragten des Auswärtigen Amtes gescheitert“, erklärte Schwarz dazu im Namibia-Informationsdienst. Dies sei besonders bedauerlich, weil sich der Kanzler, der Außenminister und eine breite Koalitionsmehrheit darin einig seien, daß Namibia großzügige Hilfe erhalten solle. „Nur kann sich offenbar der Außenminister nicht in seinem eigenen Amt durchsetzen.“

Der Unionspolitiker forderte: „Wir brauchen mehr Entschiedenheit in unserer Außenpolitik, insbesondere aber in unserer Namibia-Politik. Sollen wir etwa in der Namibia-Frage Rücksicht auf Herrn Mugebe in Zimbabwe nehmen, der zu den lautesten Schreibern für Sanktionen gegen Südafrika zählt, gleichzeitig aber ein Handelsabkommen mit Südafrika abschließt? Internationale Kritik von solcher Seite an einem vernünftigen Entwicklungsprogramm für Namibia können wir ertragen.“

Schwarz stimmte seinem FDP-Kollegen Wolfgang Rumpf zu, der die Zurückhaltung Bonns in der Namibia-Frage als unangebracht bezeichnet hatte. Rumpf habe recht: Namibia könne dem starken Einfluß Moskaus und Kubas im benachbarten Angola nur mit einer gefestigten Demokratie, einer gut ausgebildeten Jugend und einer in bescheidenem Wohlstand lebenden Bevölkerung widerstehen.

Gutes tun und sparen bleibt frei
kosten weniger!

Sicherheit durch Qualität.

Aral bleifrei.

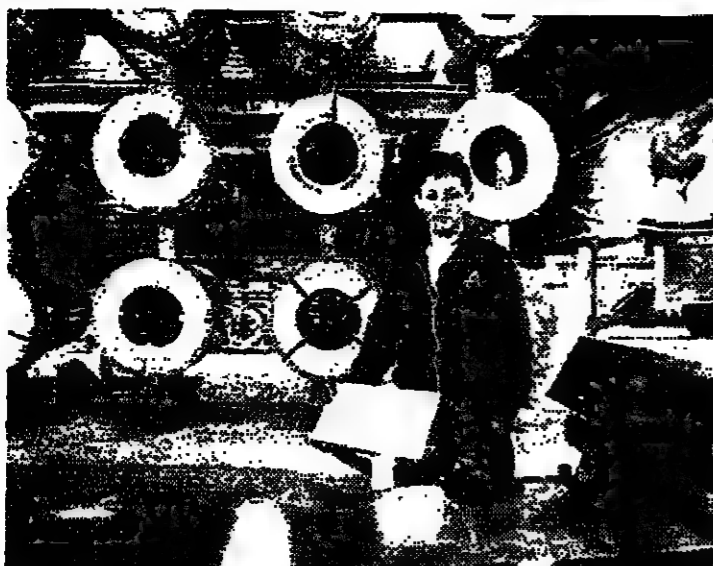
Mit 100 000 km-Garantie.

Bis max. 5 Jahre.

Tanken Sie Bleifrei, aber bleiben Sie bei Qualität. Wir sagen Ihnen, ob Ihr Fahrzeug bleifreien Kraftstoff verträgt. Und geben Ihnen Brief und Siegel auf Bleifrei in Aral-Qualität. Holen Sie sich den Aral Bleifrei-Garantieschein jetzt an einer der über 2.400 Aral-Tankstellen mit Bleifrei.



Ihr Autopartner mit dem größten Bleifrei-Netz.



Weltweit wurden im vergangenen Jahr 73 Mill. Tonnen Edelmetalle, ohne Sonderbaustähle, erzeugt. Damit betrug dieser Anteil an der gesamten Weltstahlerzeugung ungefähr zehn Prozent. In der Bundesrepublik macht der Anteil dieses hochwertigen Stahls allerdings schon 15 Prozent aus. (S. 15) FOTO: DIE WELT

FÜR DEN ANLEGER

Fiat: Londoner Bankkreise berichten, daß viele Anleger von ihren Zeichnungsanträgen zurücktreten wollen, weil der Kurs in Mailand stark gefallen war. (S. 12)

Schneider: Die Aktien der Rundfunkwerke werden vom 1. bis 3. Oktober zu 540 DM je 50-DM-Papier zum Kauf angeboten. (S. 13)

Klöckner: Das Handelshaus will seine Kapitalbasis durch Ausgabe von börsennotierten Genußscheinen stärken. (S. 13)

WELT-Aktien-Indizes: Gesamt: 266,71 (271,63); Chemie: 159,15 (161,53); Elektro: 322,67 (327,42); Auto: 703,40 (712,00); Maschinenbau: 146,85 (151,85); Versorgung: 155,41 (157,44); Banken: 394,19

Kursgewinner:	DM	+	%
Matsushita ELI	23,50	9,30	
Hitachi Inh. Zer	1415,8	8,85	
Bco de Santander	61,90	8,22	
Kawasaki Kisen	2,70	8,00	
Sumitomo Heavy	3,20	6,67	
Kursverlierer:	DM	-	%
Rothmans Intl.	4,00	9,09	
Mitsui Eng. Sh.	2,20	8,33	
Harpener	280,00	6,67	
Hoesch AG	132,50	6,03	
AAC South Afr.	30,10	5,94	

(Frankfurter Werte)

WELTWIRTSCHAFT

Frankreich: Die deutsche Industrie kann ihre Stellung als wichtigster Lieferant festigen. (S. 12)

Schweiz: Bei einer Volksabstimmung wurde gegen den Agrarprotektionismus gestimmt. (S. 12)

Produkt	26. 9. 86	25. 9. 86	1. 7. 86	1. 8. 85	1975
Superbenzin	159,00	159,50	165,00	286,00	97,00
0,15 g Bleigehalt	113,00	114,00	104,00	236,00	84,00
Diesel (EG-Material)	87,50	88,50	101,00	139,00	29,00
Heizöl					
3,5 % S					

UNTERNEHMEN & BRANCHEN

Harmstorf: Das Anschlußkonkursverfahren wurde über die drei Werften in Flensburg, Lübeck und Büsum eröffnet. (S. 13)

BMW: Bei unverändert voll ausgelasteten Kapazitäten rechnet der Münchner Automobilhersteller mit einem Produktionsplus, einem Umsatzwachstum und einem "wieder befriedigenden Ergebnis". (S. 13)

Eisen und Stahl: Der Rückversicherer erzielte im vergangenen Jahr einen Anstieg der Einnahmen um rund 19 Prozent auf 680 Mill. DM. (S. 13)

MÄRKTE & POLITIK

Managergehälter: Mit steigenden Gewinnen zeigen sich die meisten Unternehmen großzügig. (S. 13)

Regierungsparteien: Widerstand. (S. 13)

Ärzte: Gegen den Gesetzentwurf zur Kassenärztlichen Bedarfsplanung regt sich jetzt auch in den

Lohnsteuerjahresausgleich: Der Bund der Steuerzahler hat sich für eine großzügige Handhabung der Abgabefrist eingesetzt.

NAMEN



DAK: Hermann Brandt (Foto) wurde zum neuen Vorsitzenden der aus den Sozialwahlen '86 hervorgegangenen Vertreterversammlung gewählt. Der Vorsit-

zende der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft war in den siebziger Jahren Vorsitzender der Kasse, die heute 6,4 Mill. Versicherte zählt. Willy Thenn ist Vorsitzender des ehrenamtlichen Vorstandes.

Zehner-Gruppe: Der britische Finanzminister Nigel Lawson ist zum Vorsitzenden der in der sogenannten Zehner-Gruppe vereinigten westlichen Industrienationen gewählt worden.

WER SAGT'S DENN?

Was ist Konsumterror? Schrecken, nach dem sich zwei Drittel der Erdbewohner sehnen. Ron Kritzfeld

Bakers harte Kritik verstärkt erneut den Druck auf den Dollar

Stoltenberg und Pöhl reagierten gelassen - Bundesbank intervenierte in Hongkong

C. DERTINGER, Washington

Mit einem Druck auf den Dollar reagierten gestern die internationalen Finanzmärkte auf die neuerliche Warnung von US-Finanzminister Baker, der Dollarkurs müsse noch weiter sinken, wenn Europa und Japan nicht mit mehr Wachstum für eine Reduzierung der Zahlungsbilanzungleichgewichte sorgen.

Nach entsprechenden Äußerungen der "Siebenergruppe" am Samstag hat Baker am Sonntag im Interimsausschuß des Internationalen Währungsfonds (IWF) den japanischen und deutschen Leistungsbilanzüberschuss als politisch und wirtschaftlich unverträglich hoch kritisiert. Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg und Bundesbankpräsident Otto Pöhl ließen sich in einem Pressegespräch ihre Verärgerung über die Brutalität, mit der Baker seine These bei jeder Gelegenheit vertritt, nicht anmerken. Sie wollten sich am "Krieg der Worte" nicht beteiligen, sagte Pöhl.

Der Dollar geriet gestern früh schon in Asien unter Druck. Die Bundesbank hat in Hongkong - dort übrigens erstmals - mit Interventionen in den Markt eingegriffen. Sie wurde dabei von anderen Notenbanken nicht

unterstützt; auch nicht von der japanischen. Die britische Notenbank hat sogar Dollar verkauft, um das Pfund zu stützen.

Damit ist die Glaubwürdigkeit der gerade erst eine Woche alten Absprache von G7-Staaten (Schottland) zur gemeinsamen europäischen Stützung des Dollars der Boden entzogen worden. Der Dollarkurs schwächte sich gestern in Frankfurt bei der amtlichen Notierung von 2,0413 auf 2,0272 Mark ab. Der niedrigste Kurs lag bei 2,0225 Mark. Aufgrund der Berichte über die Bundesbank-Interventionen konnte sich die US-Währung am Nachmittag wieder leicht erholen.

Im Kommuniqué, das gestern im Anschluß an die Sitzung des Interimsausschusses des IWF veröffentlicht wurde, finden die Meinungsverschiedenheiten über Wechselkurs- und Wachstumspolitik nur sehr verschwommen einen Niederschlag; es soll der Eindruck vermieden werden, die großen Industrieländer sprächen nicht mit einer Stimme.

Der Ausschuß hat sich in seiner Erklärung auf die Formulierung verständigt, daß die Basis für dauerhaftes Wachstum gestärkt, die Reduzierung des US-Haushaltsdefizits in die Tat umgesetzt und die Binnennach-

frage vor allem in den Überschußländern in einem "angemessenen Tempo" gehalten werden müsse. Die außenwirtschaftlichen Ungleichgewichte müßten abgebaut werden, um den Protektionismus zurückzudrängen.

Zur Bewältigung der Schuldenkrise empfiehlt der Ausschuß den Schuldnerländern vor allem eine Mobilisierung heimischer Ersparnisse, die Aufrechterhaltung der Wettbewerbsfähigkeit im Ausland und wachstumsorientierte Anpassungsprogramme. Der IWF sollte bei der Unterstützung solcher Programme die zentrale Rolle spielen und dabei eng mit der Weltbank zusammenarbeiten. Zu dieser Strategie gehört auch die Kreditgewährung der privaten Banken. Als Erfolg der auf Grund des Baker-Planes konzipierten Strategie sollte gestern ein neues Kreditpaket für Mexiko präsentiert werden. Doch bis mittig sah es so aus, als würde das am Widerstand der Banken scheitern.

Wie erwartet hat der Ausschuß beschlossen, seine Sonderkreditlinien für die Schuldnerländer weiter offen zu halten und keine neuen Sonderziehungsrechte zuzuteilen, weil die weltweite Liquidität als ausreichend betrachtet wird.

Niedrigere Ausgaben haben Bundesfinanzen entspannt

Auch die Einnahmen haben sich günstiger entwickelt

HEINZ HECK, Bonn

Die Bundesfinanzen waren in der Zeitspanne von Januar bis August (zwei Jahresdrittel) durch eine verhaltene Ausgaben- und günstige Einnahmentwicklung geprägt. Die Ausgaben lagen in den acht Monaten mit 174,4 Milliarden Mark um 0,9 Milliarden oder 0,5 Prozent unter Vorjahresniveau. Dabei hat sich die Ausgabenentwicklung im Juli und August sogar noch beschleunigt.

Dem im ersten Halbjahr waren die Ausgaben mit 130,8 noch um 2,7 Milliarden Mark oder 2,0 Prozent niedriger als im entsprechenden Vorjahreszeitraum. Als Ursache nennt das Finanzministerium, daß im ersten Halbjahr 1986 "in wesentlich größerem Umfang" als 1985 Zahlungen aus der Rentenversicherungsträger vorgenommen worden seien. Bereinigt man die Entwicklung um diesen Effekt, so nahmen die Ausgaben im ersten Halbjahr um 1,4 Prozent zu.

Die Einnahmen überstiegen in den ersten acht Monaten mit 151,3 Milliarden das Vorjahresergebnis um 6,1 Milliarden oder 4,3 Prozent (zum Vergleich: Das Jahresresultat 1985 betrug 2,2 Prozent). Auch hier war im ersten Halbjahr die Zunahme mit 114,8 um 6,4 Milliarden oder 5,9 Prozent noch ausgeprägter. Ursache dafür war un-

ter anderem, daß die ratenweise Gewinnablieferung der Bundesbank an den Bund aufgrund der Kritik des Haushaltsausschusses (vor allem auf Initiative des CDU-Abgeordneten Dietrich Austermann) beschleunigt wurde und mit 10,3 (1985: 7,0) Milliarden Mark ins erste Halbjahr fiel.

Allein die Steuereinnahmen erreichten von Januar bis August 128,9 Milliarden oder 2,2 Prozent mehr als im Vorjahr. Sie nähern sich damit dem (bei der letzten Steuerschätzung im Mai revidierten) Jahresoll von 2,5 Prozent immer mehr an (Zunahme im ersten Halbjahr nur 1,9 Prozent).

Das Finanzierungsdefizit erreichte Ende August 22,9 (bis August 1985: 29,8) Milliarden Mark und wurde in Höhe von netto 18,6 (14,0) Milliarden durch Kreditaufnahme am Kapitalmarkt finanziert.

Die für den Ausgabenrückgang im ersten Halbjahr 1986 im Vergleich zu 1985 wichtigsten Veränderungen ergeben sich bei folgenden Positionen: Zuschüsse an die Rentenversicherung (minus 4,1 Milliarden Mark), Mutterschutz einschließlich Erziehungs-geld (plus 0,4), Verteidigung (plus 0,8), Wissenschaft, Forschung, Entwicklung außerhalb der Hochschulen (minus 0,4) und Ausgaben für Zinsen (plus 1,0).

„Ich hätte Esch lieber nicht kennengelernt“

Galen tritt als Zeuge auf - Wurde Scheich Kamel mit der IBH-Beteiligung betrogen?

INGE ADHAM, Koblenz

Einwas schlanker, aber mit der von ihm gewohnten Eleganz erschien gestern Ferdinand Graf Galen, ehemals Mitbegründer des Bankhauses Schröder, Münchmeyer & Hengst (SMH), erneut vor Gericht. Diesmal nicht in eigener Sache - der Graf wurde bereits rechtskräftig wegen seines Anteils am Zusammenbruch des Bankhauses verurteilt - sondern als freier Mann und Zeuge in Begleitung seines Rechtsbeistands.

Die Aussagen Galens sollten der 10. Koblenzer Strafkammer weiterhelfen bei der Wahrheitsfindung in jener Frage, die für den Angeklagten Horst Dieter Esch von entscheidender Bedeutung ist: Hat der saudische Scheich Saleh A. Kamel, einst Mitaktionär bei der 1983 in Konkurs gegangenen IBH-Holding Grund sich betrogen zu fühlen oder nicht.

Die Sitzung begann mit einem Vorgrüßel. Eschs Anwalt Geis wollte nämlich sichergestellt wissen, daß ein Anwalt aus der Kanzlei die den

Scheich in den in Mainz anhängigen Schadensersatzverfahren vertritt, sein Wissen aus der Zeugenvernehmung nicht innerhalb seiner Kanzlei weitergibt, da andere Mitglieder der Kanzlei als Zeugen in Koblenz geladen sind. Man geht freundlich und verbindlich miteinander um, in diesem Koblenzer Verfahren, so wurde auch in diesem Punkt nach einer Einigung gefunden.

Die Frage, ist der Scheich nun betrogen worden als er eine Kapitalbeteiligung bei IBH einging oder nicht, blieb weiter offen. Galen, der den Scheich Ende November 1982 kennenlernte, war nach seinen Aussagen nicht an Vorgesprächen mit Saleh beteiligt, die führte Esch. Für den Grafen, daran läßt er keinen Zweifel, ging es bei den Kapitalerhöhungen der IBH grundsätzlich um "frisches Geld", auch wenn er einräumt, daß es, nach allem was er inzwischen gelesen hat, möglicherweise doch nicht so war. Bei der Erinnerung an ein "Krisengespräch" in London, das 1983 die

Voraussetzungen für eine letzte Kapitalerhöhung zur Sanierung der IBH schaffen sollte, zeigt der Graf Lücken. Präzise Erinnerungen fehlen. Auch als Esch selbst direkt an Galen gewandt nachfragt, ob sich der Scheich damals in London getäuscht gefühlt habe, bringt nicht weiter. Galen, der es vermeidet, sich direkt an Esch zu wenden, erinnert freilich daran, daß heute - nach der Pleite - auch für ihn alles anders aussieht: Ich kann auch nur sagen, daß ich Herrn Esch lieber nicht kennengelernt hätte, genauso ist das bei dem Scheich. Im übrigen hält Galen den Scheich für einen guten Geschäftsmann, der sich professionell beraten ließ, aber durchaus auch risikofreudig gewesen sei.

Galen, der sehr sicher aussagt, vermied den direkten Kontakt zu Esch, auch dessen Fragen beantwortete er praktisch in Richtung Gericht. Ob er noch einmal als Zeuge erscheinen muß, ist noch offen. Vom 6. Oktober an wird der Scheich selbst als Zeuge gehört werden.

Anonyme Konten

J. Sch. (Paris) - Mit ihrer Amnestie für illegal im Ausland unterhaltene Gelder scheint die bürgerliche Regierung mehr Glück zu haben als die sozialistische. Den rund 600 Millionen Franc, welche die Sozialisten 1982 innerhalb von sechs Monaten zum Transfer nach Frankreich veranlaßte, standen in nur zweieinhalb Monaten vom 12. Juli dieses Jahres an (Amnestiebeginn) 648 Millionen Franc gegenüber.

Auf diesen Betrag waren allerdings nur zehn Prozent als Pauschalabfindung für den Strafraß zu zahlen, während die Sozialisten 25 Prozent abschöpfen. Der Ertrag für die Staatskasse erreichte also bisher weniger als die Hälfte.

Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Denn erstens läuft die derzeitige Amnestie bis Ende Januar 1987, und zweitens haben sich in letzter Zeit die Eingänge wesentlich verstärkt. Allein in der

Woche vom 15. zum 22. September wurden 200 Millionen Franc zurückgeführt. Dies erklärt sich daraus, daß das Finanzministerium die Banken inzwischen ermächtigt hat, für solche Transaktionen anonyme Transitzkonten einzurichten. Darauf kassiert sie die Abgabe zugunsten des Staates, aber der Name des Kunden bleibt verschwiegen. Das ist wohl das einzige - allerdings zeitlich begrenzte - französische Bankgeheimnis.

An diesem Punkt lag tatsächlich der Hase im Pfeffer. Denn was nützt die schönste Amnestie, wenn der Devisenflüchtling den Behörden namentlich bekannt wird? Er hätte dann seine Schweizer Fränken vielleicht doch noch als Einkommen versteuern müssen oder zumindest eine allgemeine Steuerprüfung riskiert. Und sollte die Linke wieder an die Macht kommen, dann wäre er vielleicht sogar an den Pranger gestellt worden. So aber bezahlt er seine Abgabe aus der Westentasche der Währungsgewinne.

Gesunder Südweststaat

Von WERNER NEITZEL

Die Wogen gingen hoch und haben sich noch immer nicht geglättet: Für den Bau eines neuen Pkw-Montagewerks der Daimler-Benz AG im mittelhessischen Rastatt macht die Stuttgarter Landesregierung fast 140 Mill. DM aus der Staatskasse locker. An diesem „subventionspolitischen Sündenfall“ haben sich die Gemüter quer durch die Parteien auch jenseits der Südwestregion erhitzt. Vielen will nicht einleuchten, weshalb ausgerechnet das zu den bestverdienenden Konzernen zählende Nobuchtenunternehmen mit soviel Geld hoffen werden soll. Und dies in einem Bundesland, das sich die Erhaltung und Förderung einer gesunden mittelständischen

Wirtschaftsstruktur auf die Fahnen geschrieben hat.

In der Tat ist die robuste Konstitution der Wirtschaft in Baden-Württemberg zu einem wesentlichen Teil der gesunden Verfassung der vielen mittelständischen Betriebe zu verdanken, die sich durch Flexibilität und Anpassungsfreude als Marktnischen-Sucher bewähren. In der Südwestregion klappt das Zusammenspiel von Konzernen und kleineren wie auch größeren Zulieferbetrieben optimal.

Dabei kommt dem Südwesten ein „natürgegebener“ Vorteil zu-

portintensität und überdurchschnittlich gute Beschäftigungslage sind die äußeren Kennzeichen für die gesunde baden-württembergische Struktur.

Mit einer Arbeitslosenquote von nur 4,9 Prozent gegenüber einem Bundesdurchschnitt von 8,5 Prozent rangiert der Südwesten traditionsgemäß mit Abstand vorn in der Beschäftigungsskala. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß es auch in diesem Bundesland ein Gefälle gibt: Die Spannweite reicht von 3,4 Prozent Arbeitslosenquote des Bezirks Göppingen bis zu 7,8 Prozent in Freiburg. Während der stark mit Industrie durchsetzte

Großraum Stuttgart praktisch vollbeschäftigt ist und den Facharbeitermangel als Wachstumsbremse beklagt, schneiden die Randzonen des Landes deutlich schlechter ab. In jenen größten- teils mehr ländlich geprägten Gegenden schlägt die angespannte Lage in der Landwirtschaft unter anderem ebenso durch wie die in der Bauwirtschaft.

Die Zeiten sind vorbei, in denen allerorts Industrieansiedlungen nur so aus dem Boden schossen. Die Zahl der Vorhaben ist spärlicher geworden und das Interesse von Kommunen und Ländern an Arbeitsplatz-verheißenden Investoren dementsprechend stark ausgeprägt.

So ist es nicht verwunderlich, daß man versucht, sich mit Investitionszuschüssen und anderen „Morgengaben“ zu überbieten, um so Ansiedlungsinteressen sich gegenseitig abzumägen. Insbesondere zwischen Baden-Württemberg und Bayern hat sich in ihren Grenzregionen ein Subventionswettlauf entwickelt, der sich immer weiter hochschaukeln droht.

Hier wie auch im Falle Rastatt, wo man sehr schnell mit dem Argument der Notwendigkeit zu schaffender und zu sichernder Arbeitsplätze aufwartet, wäre es an der Zeit, über gemeinsame Regeln neu nachzudenken und auch danach zu handeln.

Im Hinblick auf den eher partikularistisch gefärbten Eifer der „Landesfürsten“ mag dies allerdings ein altes frommer Wunsch sein. Daß man sich bei seinen einzelbetrieblichen Fördermaßnahmen auf eine „ordnungsrechtliche Gratwanderung“ begeben habe, wird in der Stuttgarter Regierungszentrale offen eingeräumt. Die Sorge, mit solchen Maßnahmen eine Lawine an weiteren Wünschen losgetreten zu haben, erscheint so unbegründet nicht.

Jetzt auf einen starken Partner setzen.

mietfinanz®

Investitionsfinanzier

mietfinanz GmbH, Wilhelmstraße 20, 4330 Mülheim/Ruhr, Postfach 101338, Telefon (0208) 310 31, Telefax (0208) 36 05 45, Telex 8 56 755

BMW „sehr zuversichtlich“

Bereits mehrere tausend Aufträge für den neuen 7er

sz. München
„Sehr zuversichtlich“ beurteilen die Bayerischen Motoren Werke AG (BMW), München, das laufende Geschäftsjahr 1986. Bei unverändert voll ausgelasteten Kapazitäten kann nach den Worten von Vorstandsmittglied Volker Doppelkopf sowohl mit einem Produktionsplus als auch Umsatzwachstum und einem „wieder befriedigenden Ergebnis“ gerechnet werden. Per Ende September wurden gut 325 000 Automobile produziert und verkauft. Bezüglich des Absatzes bedeutet dies ein Plus von rund zwei Prozent. Mit 10,8 Mrd. DM lag der Umsatz um etwa vier Prozent über dem entsprechenden Vorjahreswert.

Das „bedeutsamste“ Ereignis für BMW im laufenden Jahr wird neben der Inbetriebnahme des neuen Werkes in Regensburg die Markteinführung des neuen 7er-Modells im Oktober sein (Preis: 57 000 bis 130 000 DM). Wie sich zeige, seien die Marktvoraussetzungen für den „Neuen“ derzeit „ausgesprochen gut“. Für die

ses Auto lägen bereits „mehrere tausend“ Aufträge vor; nicht mit eingerechnet die vielen Verträge, die bei den Händlern unterschrieben abgeschlossen seien. Mit der Auslieferung soll am 18. Oktober begonnen werden.

Im Jahr 1987 will man bei BMW von dem neuen 7er, den man bei dem Münchener Unternehmen als „das beste Auto seiner Klasse“ bezeichnet, etwa 20 000 Einheiten bauen. Langfristiges Ziel ist es, mit ihm in diesem oberen Marktsegment, dessen Volumen auf rund 250 000 Pkw pro Jahr weltweit veranschlagt wird, einen Marktanteil von 20 Prozent zu erreichen. Die gesamten finanziellen Vorleistungen von BMW für den neuen 7er bezifferte Doppelkopf auf „über 3 Mrd. DM“ (Forschung/Entwicklung und Fertigungsvorbereitungen). In Sachanlagen wird BMW in diesem Jahr rund 1,4 bis 1,5 Mrd. DM investieren, die voll aus dem Cash-flow finanziert werden können.

„Genug Patronen, falls viele Enten kommen“

Klöckner & Co. begeben börsennotierte Genußscheine über 100 Millionen Mark und eine Auslandsanleihe

ERWIN SCHNEIDER, Duisburg
Nach über zweijähriger Vorbereitungszeit, die sich vornehmlich in Verhandlungen mit den Finanzbehörden erschöpfte, legt das Handelshaus Klöckner & Co. KGaA, Duisburg, nun ein Konzept vor, um die Risikokapitalbasis weiter zu verbessern. Dazu werden – noch im Oktober – börsennotierte Genußscheine von nominal 100 Mill. DM ausgegeben und eine Auslandsanleihe von 75 Mill. Schweizer Franken begeben.

„Der Kapitalmarkt ist derzeit günstig zur Aufnahme eines solchen Instruments wie der Genußschein“, erklärte der persönlich haftende Gesellschafter Jörg A. Henle. „Und ein Haus wie Klöckner & Co. muß damit leben, Situationen auf dem Markt auszunutzen.“ Bereits im Vorjahr war Klöckner schon einen neuen Weg gegangen, als man sich als erstes deutsches Unternehmen 65 Mill. Dollar durch eine Euronotes-Transaktion beschafft hatte.

Weil der Großaktionär (99 Prozent

von 270 Mill. DM Grundkapital), die Peter-Klöckner-Stiftung, aus Steuergründen nur einen geringen Beitrag von 4 Mill. DM zur Verteilung der Haftbasis beitragen kann, verbot sich das Instrument der Kapitalerhöhung über Aktien. Es würde die Aktienstruktur völlig verändern, so Henle. Und die stammrechtlose Aktie wurde ausgeschlossen, weil man nicht zwei Klassen von Aktionären haben wollte.

Die jetzt präsentierte Lösung der Genußscheine habe drei Vorteile für das Unternehmen:
1. bringen sie haftendes Kapital, das für ein weltweit operierendes Unternehmen wichtig sei.
2. geben sie größeren Spielraum im Investitionsbereich. Denn bei einem Investitionsplan, der für 1986 ein Anlageplus von 120 Mill. DM vorsieht, habe Klöckner Schwierigkeiten mit der Kapitalbildung nachzukommen. „Wir wollen aber genug Patronen in der Tasche haben, falls viele Enten kommen“, sagte Henle.

3. sind die Steuervorteile günstig. Das Genußkapital ist nämlich weit weggerückt vom Eigenkapital. Am 4. September hat Klöckner die Finanzministererklärung erhalten, daß das Genußkapital steuerrechtlich als Fremdkapital angesehen wird. Die Ausschüttungen auf die Genußscheine sind deshalb steuerliche Betriebsausgaben.

Finanzchef Heinz Wolf nannte die

Genußscheine sind eine relativ seltene Form der Eigenfinanzierung. Sie sind Wertpapiere, die eine Beteiligung am Unternehmensertrag verbriefen, jedoch keine Aktienrechtlichen Eigentumsrechte. Deshalb gewährleisteten sie auch kein Stimmrecht. Genußscheine wurden bisher zwölfmal ausgegeben, darunter von der Commerzbank, von Alldeph, Bertelsmann, 88C, DGBank oder Dräger.

Genußscheine, die möglichst breit gestreut werden sollen, für Klöckner „maßgeschneidert“. Der Ausgabeplan (plus Aufgeld, das bei einer 100-DM-Stückelung bei etwa 40 DM liegen dürfte) soll am 13. Oktober festgelegt und zwei Tage später sollen die Scheine von einem Bankenkonsortium unter Führung der Deutschen Bank angeboten werden.

Die Verzinsung der Genußscheine orientiert sich am Ergebnis des Konzerns, ab 1990 am Wellergebnis. Für den Normalfall wird die Ausschüttung deutlich über dem Rentenpapierniveau zugesichert. Für 1984 und 1985 wurden danach Genußrenditen von 14,02 und 12,41 Prozent auf den Nominalwert errechnet. Bei einem Agio von 40 DM wären es 1984 noch 10 Prozent gewesen. Garantiert wird eine jährliche Mindestausschüttung von 5 Prozent, die Scheinhhaber haben Vorrang vor den Aktionären, die wegen der Gemeinnützigkeit mit einer dürftigen Dividende von 3 Prozent bedient werden.

Harmstorf AG: Werften in Konkurs

JB. Hamburg

Die operativen Gesellschaften der Harmstorf AG, Flensburg, für die am 7. Juli dieses Jahres Antrag auf Eröffnung des Vergleichsverfahrens gestellt worden ist, sind in den Anschlußkonkurs gegangen. Dabei handelt es sich um die Flensburger Schiffbau-Gesellschaft mbH, Schleifung-Werft GmbH, Bismarck-Werft GmbH, C. Fr. Duncker & Co. GmbH, Ludwig Dittmers GmbH, A. F. Harmstorf & Co. GmbH, International Transport Management Reederei-Gesellschaft GmbH, America-Africa Line GmbH, Break Bulk & Container Linie GmbH, Harmstorf-Werften GmbH und die HCE Harmstorf Consulting & Engineering GmbH.

Für die Harmstorf AG, Hamburg, die als Holding fungiert, läuft das Vergleichsverfahren weiter. Die Gespräche über eine Fortführung von 3 Prozent bedient werden.

Anzeige

MEETING

199^{DM}

Die exklusive Tagung zum Industriepreis von 199 - DM pro Person und Tag (an bestimmten Tagen). Mit Übernachtung/Frühstück - Lunch oder Dinner - Konferenzraum - Kaffeepause - Getränke. An Wochenenden nach Absprache. Fragen Sie uns. Tel. 069/79552288.

Canadian Pacific Hotels
Hamburg-Rhein - Bremen-Potsdam - Frankfurt-Potsdam

Teilbereiche der Harmstorf-Gruppe sind offenbar noch nicht beendet. Einzelheiten, so heißt es, werde die AG in Kürze bekannt geben.

Die Harmstorf-Gruppe hatte im Juli wegen akuter Liquiditätsengpässe das Vergleichsverfahren anmelden müssen. Ein Sanierungskonzept, zu dem die Landesregierung Schleswig-Holstein insgesamt 81 Mill. DM zur Verfügung gestellt hatte, war fehlerbehaftet. In der Hauptversammlung des Unternehmens Ende August hat der Vorstand noch erklärt, daß für eine Reihe von Betrieben „Teillösungen“ möglich seien.

UNTERNEHMEN UND BRANCHEN

Aktiensplitting

München (sz.) - Durch ein Aktiensplitting (wz.) ab 1. Oktober die Notierung der Wandler-Aktie an den Wertpapierbörsen in München und Berlin umgestellt. Danach wird mit Ablauf des 30. September die Börsennotierung zu je 100 DM eingestellt und am nächsten Tag in 50 DM pro Stück wieder aufgenommen. Parallel dazu werden auch die Aktiedepots bei den Kreditinstituten umgestellt.

Kein Grund für Änderung

Kassel (VWD) - Die Absicht, die Lohnkosten zu senken, ist nach Überzeugung des 2. Senats des Bundesarbeitsgerichts in Kassel für einen Arbeitsgeber kein ausreichender Grund, Änderungskündigungen auszusprechen (AZ: 2 AZR 294/85). Für solche Kündigungen müsse vielmehr ein dringendes betriebliches Erfordernis bestehen und im Streitfall nachgewiesen werden, heißt es in dem Urteil.

Unternehmenskooperation

Bonn (dpa/VWD) - Handelsförderung und Unternehmenskooperation sowie die Novellierung jugoslawischer Wirtschaftsgesetze sind die Schwerpunkte des deutsch-jugoslawischen Gemischten Regierungsausschusses, der zur Zeit in Mainz tagt. Wie das Bundeswirtschaftsministerium mitteilt, ist das Handelsvolumen zwischen der Bundesrepublik und Jugoslawien kontinuierlich gestiegen und erreichte im vergangenen Jahr 11 Mrd. DM bei 6,4 Mrd. DM Exporten nach Jugoslawien. Für die jugoslawi-

sche Wirtschaft sei die Bundesrepublik größter westlicher Handelspartner und Lieferant von Investitionsgütern.

Konsolidierung

Steinhagen (hdt.) - Die Anfang 1985 aus den bis dahin konkurrierenden Spirituosen-Herstellern H. C. König und H. W. Schlichte entstandene König & Schlichte GmbH & Co. Steinhagen, erzielte im ersten Jahr nach der Fusion einen Umsatz von 180 Mill. DM. Produziert wurden insgesamt 18,9 Mill. Flaschen und Krüge, was dem Absatzvolumen des Vorjahres entsprach. Die weiterhin angespannte Marktsituation bei hochpreisigen Spirituosen beeinträchtigt jedoch die Umsätze im Produktbereich „Steinhäger“. Hier ging der Gesamtumsatz zu Beginn des Jahres um noch bei 10 Mill. Flaschen gelegen, 1985 auf nur noch 7,2 Mill. Flaschen zurück, von denen rund 90 Prozent von König & Schlichte produziert wurden. Die Umsätze im 1. Halbjahr 1986 werden als über den Erwartungen liegend bezeichnet.

Aktivitäten in den USA

Levertown (dpa/VWD) - Ihre Aktivitäten im zahnmedizinischen Bereich hat die Bayer AG, Leverkusen, in den USA verstärkt. Ihre US-Tochtergesellschaft Miles Laboratories hat „The Columbus Dental Manufacturing Company“ übernommen, die Material und Geräte für die zahnärztliche Praxis und das zahnärztliche Labor herstellt. Columbus Dental hat rund 200 Beschäftigte und erzielt einen Umsatz von rund 24 Mill. DM.

Schadenquote ist gestiegen

Eisen und Stahl verzeichnet kräftiges Beitragsplus

das, Hannover
Neue Geschäftsverbindungen, deutliche Ratensteigerungen und die Anhebung der Tarifbeiträge in der Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung haben bei der HDI-Tochter Eisen und Stahl Rückversicherungs-AG, Hannover, 1985 zu einem Anstieg der Bruttobeitragsentnahmen um 18,8 Prozent auf 679 (572) Mill. DM geführt. Nach Angaben der Gesellschaft verblieben davon 86 (87,8) Prozent im Eigenbehalt. Auch mit dem Ergebnis zeigt sich der Vorstand zufrieden. Aus dem Bilanzgewinn von 3,83 (3,6) DM werden eine unveränderte Dividende von 15 Prozent ausgeschüttet und 2 Mill. DM den freien Rücklagen zugewiesen.

Um den teilweise unberücksichtigten Haftpflichtansprüchen, die sich aus der heutigen Rechtslage ergeben“, Rechnung zu tragen, hat die

Eisen und Stahl Rück zusätzlich Vorsorge getroffen. Die Folge: Obwohl der Schadenverlauf in einigen Bereichen deutliche Verbesserungen erkennen läßt, ergibt sich eine gegenüber dem Vorjahr erhöhte Schadenquote. Die Schwankungsrückstellungen verringerten sich danach um 4,7 Mill. DM auf gut 70 Mill. DM.

Das nichtversicherungstechnische Geschäft verbesserte sich 1985 erneut. Neben dem Ausgleich des Verlustes aus dem Versicherungsgeschäft konnte so der Rückstellung für Bewertungsüberhang der steuerlich zulässige Höchstbetrag von 17,5 Mill. DM zugewiesen werden. Die Schadenreserve wurde mit 12,6 Mill. DM und die freien Rücklagen vorab mit 3,5 Mill. DM dotiert. Die Kapitalanlagen stiegen im Berichtsjahr um 11 Prozent auf 1,2 (1,09) Mrd. DM, die Erträge daraus auf 114 (96) Mill. DM.

Höhere Tantiemen für Manager

Elektrotechnik, EDV- und Pharmabranche zahlen am besten

HEINZ STÜWE, Bonn

Die gute Konjunktur und die kräftig sprudelnden Gewinne schlagen sich auch auf den Gehaltskonten der deutschen Manager nieder. Die Führungskräfte verdienen in diesem Jahr im Durchschnitt fünf Prozent mehr als 1985. Dabei steigen die erfolgsabhängigen Bezüge besonders kräftig, hat die Kienbaum Vergütungsberatung, Gumbach, bei ihrer jährlichen Erhebung zur Einkommenssituation im oberen und mittleren Management herausgefunden.

So erhalten Geschäftsführer etwa ein Viertel ihres Gesamteinkommens als Tantieme, das sich im Durchschnitt 60 000 DM im mittleren Management ist der variable Anteil kleiner. So erreicht die Tantieme bei Reichs- und Hauptabteilungsleitern 15 000 DM oder zwölf Prozent ihres Einkommens. Für Abteilungsleiter ermittelt Kienbaum eine durchschnittliche Erfolgsbeteiligung von 7000 DM oder sieben Prozent der gesamten Bezüge.

Die variablen Vergütungsanteile seien aber nicht nur wegen der besseren Erträge gewachsen, erläuterte Kienbaum-Experte Christian Näser der WELT. „Viele Unternehmen haben neue Tantieme-Regelungen installiert. Sie sind zunehmend nicht

nur pauschal an Gewinn oder Umsatz gekoppelt, sondern an das Erreichen bestimmter Ziele.“ So könne bei zehn Führungskräften jedem ein anderes Ziel vorgegeben werden. Dieses müsse aber eine gewinnabhängige Tantieme ergänzt werden (etwa die Hälfte der Erfolgsprämie), „denn ganz vom Gesamtgewinn lösen kann man die variable Vergütung nicht“, betonte Näser.

Die Spanne der Gehälter reicht im mittleren Management von 60 000 DM bis über 200 000 DM, wobei der Schwerpunkt zwischen 100 000 und 120 000 liegt. Im Top-Management sind die Unterschiede noch größer: Bei einer Bandbreite von 100 000 DM bis über 500 000 DM verdienen die meisten Geschäftsführer und Vorstände 200 000 bis 250 000 DM.

Am besten zahlen die pharmazeutische Industrie, die Büromaschinen- und EDV-Branche sowie die Elektrotechnik/Elektronik. Im mittleren Management liegen hier die Gehälter rund zehn Prozent über dem Durchschnitt. Den Branchenvergleich hält Näser aber für nicht sehr aussagefähig. Für alle Wirtschaftszweige gelte, daß Führungskräfte bei Großunternehmen und ertragsstarken Firmen besonders gut verdienen.

BFH: Steuerpflicht von Subventionen

Kl. München

Ertragszuschüsse der öffentlichen Hand zur Kostendeckung bei der Beförderung von Schülern durch private Omnibusunternehmen unterliegen der Einkommensteuer.

Mit dieser Entscheidung beendete der Bundesfinanzhof (Az.: IV R 109/84) den Finanzrechtsstreit eines Omnibusunternehmens aus Baden-Württemberg, das diese Beförderungszuschüsse nicht als Betriebsentnahmen behandeln wollte.

Nach höchstgerichtlicher Auffassung müssen Subventionen nach allgemeinen Grundsätzen versteuert werden. Dies führe bei Beförderungszuschüssen zur Steuerpflicht, weil der Gesetzgeber sie nicht - wie bestimmte andere öffentliche Zuschüsse - von der Einkommensteuer befreit habe. Die Behandlung der Zuschüsse als steuerfreie Zuwendungen zur Abwehr einer Existenzgefährdung (Paragraph 3 Nr. 1 EStG) komme ebenfalls in Betracht wie die Behandlung als tarifbegünstigte Entscheidungen zum Ersatz für entgangene Einnahmen (Paragraphen 24, 34 EStG).

Schneider „erst am Anfang der Karriere“

Dresdner Bank hält den stolzen Emissionskurs von 540 DM für angemessen

DANKWARD SETZ, München
Mit der ersten Börsennotierung der Dresdner Bank AG, München, am 15. Oktober wird der deutsche Aktienmarkt um ein weiteres interessantes Unternehmen bereichert. Zuvor werden ab dem 1. Oktober über einem breiten Publikum 200 000 Stammaktien zu einem Kurs von 540 DM je 50-DM-Aktie zur Zeichnung angeboten.

Diese Aktien stammen aus der jüngsten Kapitalerhöhung der Gesellschaft um 10 Mill. auf 40,1 Mill. DM. Die restlichen gut 75 Prozent des Grundkapitals, das ebenfalls an der Börse eingeführt wird, verbleiben weiterhin bei den Gebrüdern Albert und Bernhard Schneider.

Hohes Ertragswachstum

Bei der Festsetzung des doch recht beachtlichen Emissionskurses von 1080 Prozent habe man es sich, so Alfons Titzbach, das Vorstandsmitglied der Dresdner Bank AG, „nicht leicht gemacht“. Angesichts der Tatsache, daß sich Schneider „nicht nur von der gesamten Unterhaltungs- und Elektronik-Branche, sondern auch von

vielen anderen Industrieunternehmen sehr positiv“ abhebe, sei der Kurs „angemessen und auch attraktiv“.

Zudem werde er auch durch zu erwartendes hohes Umsatz- und Ertragswachstum in den nächsten Jahren gerechtfertigt. So könne schon für das laufende Geschäftsjahr 1986 mit einem DVFA-Gewinn von 34 (29) DM je 50-DM-Aktie und für 1987 mit gar 41 DM gerechnet werden.

Für 1986 stellte Bernhard Schneider neben einer angemessenen Dotierung der Rücklagen (39,57 Mill. DM standen Ende 1985 zu Buche) eine Dividende von 10 DM in Aussicht, an der die neuen Aktionäre zu einem Drittel partizipieren werden.

„Überhaupt“, so Schneider, „dürfte 1986 zum besten Jahr in der Unternehmensgeschichte werden. Nachdem die ersten acht Monate ein Umsatzplus von 25 Prozent gebracht hätten, werde der Umsatz zum Jahresende über 500 Mill. DM erreichen. 1985 waren es 430,5 Mill. DM (plus 17 Prozent), wovon 204,5 Mill. DM auf den Bereich Audio und 90,7 Mill. DM auf TV/Video entfielen. Die erst Ende

1984 gegründete Computer-Division steuerte bereits 135,3 Mill. DM bei. Die Exportquote stieg auf 24,1 (23,6) Prozent. Als Jahresüberschuss wurden 17,9 (12,8) Mill. DM ausgewiesen.

Chancen bei Computern

Die mit der Emission dem Unternehmen zufließenden Mittel in Höhe von 98 Mill. DM sollen, so Schneider, voll in die Rücklagen fließen und zur Finanzierung künftiger Investitionen (pro Jahr durchschnittlich 7,5 Mill. DM) und des zu erwartenden Wachstums dienen. „Wir wollen keine Kasse machen!“

Besonders gute Chancen sieht er da im kommenden Jahr im Bereich Audio und vor allem bei Computern sowie ISDN-fähigen Endgeräten. Wenn man bedenke, daß der deutsche PC-Markt sich bis 1990 verdoppeln und dann bis zum Jahr 2000 zweistellige Zuwachsraten aufweisen werde, stehe „Schneider erst am Anfang seiner Karriere“. In den drei Werken in Türkheim, Straß und Eppishausen beschäftigt das Unternehmen etwa 1500 Mitarbeiter.

PERSONALIEN

Hubert Pierschalla, seit 30 Jahren für den Gesamtverband Heizungsprodukte der Bundes AG, Weizlar, verantwortlich, Präsident der europäischen Heizkesselvereinigung und des Bundesverbandes der deutschen Heizungsindustrie, tritt am 30. September in den Ruhestand.

Dr. Hans Pischke, Ehrenvorsitzender des Aufsichtsrats des Haftpflichtverbandes der deutschen Industrie, Versicherungsverein a.G. (HDI), Hannover, kann am 1. Oktober 1986 auf ein halbes Jahrhundert Zugehörigkeit zum Aufsichtsrat dieses Unternehmens zurückschauen.

KONKURSE

Konkurs eröffnet: Berlin-Charlottenburg: Nachl. d. Manfred Schulz; Bochum: Nachl. d. Marianne Cox geb. Schmidt; Herne: Nachl. d. Udo Cox. Herne: Braunschweig: Ueiser: Büro 2 GmbH; Bargwedel: Nachl. d. Willi Bartels; Duisburg: Nachl. d. Ralf Leitzner; Köln: Holger Matschinski Haus + Bau GmbH; Wiesbaden: RPS Büro 2 Baukoordination GmbH; Warendorf: Neuse: Kirchner GmbH, Bäckerei u. Konditorei, Lebensmittel, Korchenbroich 3; Paderborn: Möbelparadies Dörpen Beteiligungsges. mbH, Düsseldorf: Möbelparadies Dörpen GmbH & Co. KG, Dörpen.

"10% EIGENMITTEL + 41% FREMDMITTEL = 100%."

DER SCHLESWIG-HOLSTEIN-EFFEKT

MACHT DAS MÖGLICH!"

Schleswig-Holstein macht Unternehmen ein Angebot:

Wir haben für Sie gerechnet. Das Ergebnis: 49 % Ihrer Investitionen können Sie in Schleswig-Holstein mit öffentlichen Fördermitteln finanzieren. Das ist der Schleswig-Holstein-Effekt.

Bei einer 10 Millionen-Investition sind das 4,9 Mio DM! Einzelheiten hierzu finden Sie in unserer neuen Informationsschrift. Sie sollten Sie kennen. Sie kommt

auf Anforderung kostenlos und unverbindlich.



WIRTSCHAFTS FÖRDERUNGSGESELLSCHAFT SCHLESWIG-HOLSTEIN MBH

Coupon:

- | | |
|--|---|
| <input type="checkbox"/> Informationszettel: Die steuerlichen Abschreibungsmöglichkeiten im Zusammenhang mit der Finanzierung Ihrer Betriebsgebäude tragen | <input type="checkbox"/> Finanzierungsmodell: DM 2 Millionen für den im und Erdmännchen |
| <input type="checkbox"/> Informationszettel: DM 500.000 - geringerer Zinssatz bei einer Investition von DM 2 Millionen im Zusammenhang mit der Finanzierung Ihres Unternehmens | <input type="checkbox"/> Finanzierungsmodell: DM 5 Millionen für das verarbeitende Gewerbe |
| <input type="checkbox"/> Finanzierungsmodell: Sie finanzieren Sie mit monatlich DM 2,23 pro qm eine 1.000-qm-Halle in Schleswig-Holstein. Sie mit 10% Eigenkapital | <input type="checkbox"/> Finanzierungsmodell: DM 10 Millionen für das verarbeitende Gewerbe |
| | <input type="checkbox"/> Finanzierungsmodell: Für das Handwerk und den mittelständischen Handel |

Angebotsteller: _____ Firma: _____
Straße: _____ PLZ/Ort: _____
Telefon: _____

Wirtschaftsförderungsgesellschaft Schleswig-Holstein mbH, Sophienblatt 60, 2300 Kiel 1, Tel.: (0431) 63091

So macht Schleswig-Holstein Investitionen möglich.

[illegible][illegible]

Im Jahr 2000 wird es der Gast besser haben als die Gastronomen

Polarisierung des Angebots wird größer - Szenario-Studie zur Entwicklung der Branche

HANNA GIESKES, Bonn
Die Zeiten der langweiligen Gaststättengastronomie gehen unwiderruflich zu Ende. Diese frohe Botschaft verkündet eine Szenario-Studie, die im Auftrag der Rüdiger-Weinbrenner-Asbach am Lehrstuhl für Marketing der Universität Erlangen-Nürnberg entstanden ist. Die Wissenschaftler begründen ihren Optimismus so: „Die Erfolgsgeschichte des Jahres 2000 werden von einer starken Dienstleistungsmentalität geprägt sein: Management und Mitarbeiter fühlen sich dem Gast verpflichtet.“

Dazu bedarf es freilich einer Reihe von Voraussetzungen, von denen nur eine mit Sicherheit zutreffen wird: Der Wettbewerb in der Gastronomie wird härter. Von den anderen kann man das höchstens hoffen. So unterstellen die Forscher ein gesellschaftliches und wirtschaftliches Umfeld - ein jährliches Wirtschaftswachstum zwischen drei und vier Prozent, eine Arbeitslosenquote von zwei Prozent und eine Wochenarbeitszeit von 32 Stunden - in dem die Gastronomie gedeihen muß.

Sie schließen allerdings nicht aus, daß es auch anders kommen könnte: Bei einer Arbeitslosenquote von elf Prozent, realen Kaufkraftschwund und sinkendem privaten Verbrauch, wachsend auf den Balkonen der Städte Tomaten, Gurken und Radieschen. Wie es dann um die Gastronomie bestellt sein wird, lassen die Wissenschaftler offen - wohl in der zutreffenden Annahme, daß der Leser sich dies selbst ausdenken kann.

Sollten die Rahmenbedingungen der Branche auch im Jahr 2000 gegeben bleiben, dann werden es freilich nicht die Gastronomen besser haben, sondern die Gäste. Deren Wünsche an bestimmte Angebotsformen werden „noch spezieller“, und damit verschärfen sich auch der Preis-Leistungs-Wettbewerb in der Gastronomie, heißt es in der Studie.

So werde das Spektrum gastronomischer Betriebe im Jahr 2000 von einer deutlichen Polarisierung gekennzeichnet sein: „Individuell geführten Klein- und Mittelbetrieben stehen systemgeprägte Groß- und Kettenbetriebe gegenüber. Angebotsvielfalt in allen Preisvarianationen konkurriert gegen ein straffes und systematisiertes Speisen- und Getränkeangebot um die Gunst des Kunden.“ Die Forscher schließen daraus zwei-

erlei: erstens, daß die Lebenszyklen von Betriebstypen künftig kürzer sein werden als heute, und zweitens, daß in bestimmten Bereichen der Branche der Werbeaufwand dem vergleichbarer Wirtschaftszweige der Konsumgüterindustrie entsprechen wird.

Am schwersten wird sich nach Ansicht der Marketing-Experten die traditionelle Gastronomie - gutbürgerliche Restaurants, Speisegaststätten und Ausflugsbetriebe - auf ihrem Weg ins nächste Jahrtausend tun. Hier sei eine Ablösung des altbewährten umfangreichen Speisenspektrums - aus Konserve und Tiefkühl-

„Bezugspunkte für die Flucht aus dem Alltag“ - erwarten die Verfasser der Studie einen Trend zur höherwertigen Ausstattung: mehr Illusionstechnik, mehr Unterhaltung und mehr Atmosphäre. Dazu gehören auch „ruhigere Zonen zur Intensivierung der Kommunikation“, die heute in den meisten Discos wegen der Lautstärke der Musik entfällt.

Trotz steigender Anforderungen werde das Marktsegment „Kommunikations-Gastronomie“ ein „Tummelplatz von Pionieren und Umsteigern“ bleiben, vermuten die Erlanger Marketing-Experten. Ihre Begründung: In diesem Bereich rangieren kommunikative und psychologische Fähigkeiten „deutlich“ vor Fachwissen, und diese Entwicklung tut der ganzen Branche gut und verbessert ihr Image in der Öffentlichkeit.

Die größten Veränderungen erwarten sie im Bereich der Tages-, Handels- und Schnellgastronomie, „den die Zeiten des kalten und sterilen Schnellimbisses sind vorbei“. Im Jahr 2000 gebe es in diesem Marktsegment mehr leistungsfähige Unternehmen als heute, „die noch professioneller arbeiten“, und auch der Lebensmittel-Einzelhandel mische kräftig mit. Das Nahrungs-mittel-Handwerk werde sich an diesem Markt ebenfalls tummeln.

Wachsende Bedeutung, wenngleich auch einen härteren Wettbewerb, prophezeien die Forscher der Spezialitätengastronomie; es komme zu steigenden Angeboten nicht nur aus dem Mittelmeerraum, sondern auch aus Asien. Die größte Widerstandskraft gegen die Risiken des Wandels vermuten sie bei den Feinschmecker-Restaurants; dort werde es im Jahr 2000 höchstens noch nobler zugehen als heute.

Sogar die Werbung werde immer mehr vereinfacht. „Die Meisterkochen, Restaurantchefs und Souffleiers treten öfter im Fernsehen auf“ - Paul Bocuse konnte das freilich schon in diesem Jahrzehnt - und die Namen der Restaurants und Küchenchefs „gehören zum Allgemeinwissen der gebildeten Leute“. Selbst im Service wittern die Experten am Erlanger Lehrstuhl für Marketing noch Veränderungsmöglichkeiten: Im Jahr 2000 werde mancher „Maire de Restaurant“ eine Frau sein, „dann immer mehr Frauen entdecken hier ihre berufliche Chance“.



Bierkneipen-Atmosphäre - im Jahr 2000 nicht mehr gefragt? FOTO: DIE WELT

trube - durch frische und saisonbezogene Spezialitäten gefügt; außerdem müßten diese Unternehmen, um dem Wettbewerb mit vielfältigen Schnellverzehrer-Angeboten aufnehmen zu können, die Arbeitsabläufe sowohl in der Küche als auch im Service stärker rationalisieren. Und „um nicht zwischen die Mühlsteine zu geraten“, werde der mittelständische Gastwirt traditioneller Prägung im Jahr 2000 mit Kollegen sowohl auf der Verkaufs- als auch der Einkaufseite kooperieren.

Nicht leicht wird es, so die Studie, auch die „getränkebezogene Kommunikations-Gastronomie“ haben - zu deutsch Gaststätten, „urige“ Bierlokale, Pubs, Bistros, Discos, Weinstuben, Bars und Vergnügungsbetriebe. Der mittelständische Pächter etwa könne den notwendigen Wandel nicht allein vollziehen - hin zu einem steigenden Speisenanteil am Umsatz, zum wachsenden Unterhaltungsangebot und „weg vom ausschließlichen Biergaststätten-Ambiente“. So werden im Jahr 2000 vor allem die Brauereien gefordert sein, die die betriebswirtschaftliche Beratung ebenso liefern müßten wie Speisen- und Getränkekartenservice oder die Werbeplanung.

Von den Diskotheken der Zukunft

Bei den Kundenzeitungen weht eine frische Brise

Inzwischen fester Bestandteil der Einzelhandelswerbung

PETER M. REHBACH, Bonn
Im „Stamm“, dem für Werbe- und PR-Leute unentbehrlichen Presse- und Medienhandbuch, sucht man den für eine bestimmte Mediengattung gültigen Oberbegriff im alphabetischen „Benutzungshilfenverzeichnis“ vergebens. „Kundenzeitungen“ haben im „Stamm“ keine eigene Rubrik. Die jüngste Ausgabe des „Etat-Kalkulator“ von „creativ collection“ dagegen verzeichnet immerhin 47 Titel, deren Gesamtauflage monatlich nahezu 30 Millionen Exemplare erreicht. Tatsächlich liegt die Zahl der Kundenzeitungen und die von ihnen erzielte Verbreitung weit höher. Bereits 1970 waren etwa 140 Titel bekannt, die mit mehr als 60 Millionen Stück monatlich kostenlos an die Konsumenten verteilt wurden.

Der Zentralausschuß der Werbewirtschaft (ZAW) weist den Kundenzeitungen „heute mehr denn je“ eine entscheidende Kommunikations- und Marketingaufgabe zu. Sie sind nach den Feststellungen des ZAW längst „ein fester Bestandteil der Einzelhandelswerbung“.

Repräsentativen Untersuchungen zufolge ist auch sicher, daß Kundenzeitungen eine erstaunlich hohe Leser-Blatt-Bindung entwickeln und bereits bestehende Bindungen des Lesers - des Kunden also - an Produkte und sogar an die „Kundenblättern“ verteilenden Geschäfte festigen. Von den meisten Einzelhändlern wird die Kundenzeitung in erster Linie auch als Instrument der Pflege der Stammkundschaft eingesetzt.

Direkte Imagepflege

Qualitativ, formal und inhaltlich also, entsprechen die Kundenzeitungen heute durchweg den gültigen redaktionellen und drucktechnischen Standards. Ihre Thematik ist in der Regel weitgehend auf Produktinformationen (Rezeptel), Familien- und Hauswirtschaftsfragen, Gesundheitsprobleme und Unterhaltung begrenzt. Auffällig ist, daß die Kundenzeitungen nur relativ selten für die branchenbezogene Öffentlichkeitsarbeit und direkte Imagepflege genutzt werden.

In jüngerer Zeit ist allerdings ein Wandel zu beobachten. Einige Bran-

chen und ihre Verbände haben offenbar die große Chance erkannt, die in den Kundenzeitungen „als verlängertes Verkaufsgespräch“ auch für die Übermittlung und Festigung von Informationen und Meinungen zu ihrer Branche und ihren Interessen liegen. Über das „Kostendämpfungsgebot“ und verwandte Themen ist so zum Beispiel in den Kundenzeitungen der Apotheker ausführlich berichtet und kommentiert worden.

Geldwerte Tipps

Ein besonders interessantes Beispiel, wie das Medium „Kundenzeitung“ neuerdings ganz gezielt über die reine Verkaufsförderung hinaus für die branchenpolitische Öffentlichkeitsarbeit genutzt wird, ist der Kundeninformations-Service mit dem für den Imageanspruch der Branche bezeichnenden Titel „Frühe Brise“, den der Deutsche Textilreinigungs-Verband (DTV) vor einem Jahr mit einer Startauflage von monatlich 150 000 Exemplaren herausgebracht hat.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Kundenpublikationen ist die „Frühe Brise“ nicht als kommerzielles Verlagsobjekt entstanden. Sie wurde vielmehr von vornherein von Redakteuren (PRO-Pressbüro, Mendenheim) unter vorwiegend journalistischen Gesichtspunkten entwickelt. „Dem Leser möglichst viele geldwerte Tipps“ aus allen Lebensbereichen - also keineswegs nur aus dem Bereich der Textilreinigung und -pflege - zu vermitteln, ist unser wichtigstes Ziel“, lautet die Philosophie der Redaktion, der natürlich der damit erzielbare Imagegewinn für die Branche durchaus bewußt ist. Im Gegensatz zu anderen Kundenzeitungen ähnelt das im Rollenoffert gedruckte Blatt einer „richtigen“ Zeitung und hält sich auch an das journalistische Prinzip einer möglichst weitgehenden Trennung von Meldung und Meinung. Durch den relativ starren Markt der Kundenzeitung weht insofern eine „Frühe Brise“, die Kommunikationsfachleute als die zur Zeit interessanteste und modernste Form einer für Kunden bestimmten Publikation halten.

Mittelständisches Leitbild für die Handelsstruktur?

Die Bundesregierung will offenbar noch in dieser Legislaturperiode die Ansiedlung großflächiger Einzelhandelsbetriebe außerhalb der Innenstädte erschweren. In einem Referentenentwurf zur Baunutzungsverordnung aus dem Hause des Bundesbau-ministers Oscar Schneider wird vorgeschlagen, die bisherige Obergrenze von 1500 Quadratmetern Geschosfläche auf 1200 Quadratmeter herabzusetzen.

Obwohl dieser Größenordnung - sie entspricht einer Verkaufsfläche von unter 1000 Quadratmetern - werden „unerwünschte städtebauliche Auswirkungen“ vermutet; sollte die Gemeinde, in der sich der Handelsbetrieb ansiedeln will, diese Vermutung als zutreffend einschätzen, kann sie mit Hilfe der Baunutzungsverordnung die Ansiedlung verhindern. Das größte Problem dabei ist der Inhalt des Begriffs „städteliche Auswirkungen“.

Der Bundesbauminister versteht darunter nicht nur Nachteile für das Verkehrsnetz und in manchen Fällen „unzumutbare Lärmbelastungen in Wohngebieten durch erhöhtes Verkehrsaufkommen“, sondern auch und vor allem, eine Beeinträchtigung der vorhandenen Nahversorgung durch Läden, Handwerk und Dienstleistungen in den Kerngebieten; dies treffe besonders ältere Menschen ohne Auto. Dahinter steckt die Vermutung, daß Einkaufszentren und SB-Warenhäuser „auf der grünen Wiese“ den traditionellen Einzelhandel in den Innenstädten verdrängen; mithin müsse ihr Wachstum gebremst werden.

Das läuft auf einen Schutz des mittelständischen Einzelhandels in den Kerngebieten vor preisaggressiven Großbetriebsformen hinaus; damit verlassen die Protagonisten der Novelle den Boden der Städtebaupolitik

und begeben sich auf fremdes Terrain: in die Wirtschaftsstruktur- und Wettbewerbspolitik. Das ist jedoch nicht Sinn der Baunutzungsverordnung.

Beim Deutschen Industrie- und Handelstag hält man das hinter dem Referentenentwurf stehende Konzept, eine mittelständische Handelsstruktur gewissermaßen zum Leitbild bei der Aufstellung von Bauleitplänen hochzustilisieren, für unange-messen: „Die Qualität der Versorgung hängt gerade von dem Zusammenspiel verschiedener Betriebstypen unterschiedlicher Größen mit differierenden Angebotskonzepten ab“.

Im übrigen sei eine Verringerung der Geschosflächengröße „nicht nur nicht nötig, sondern auch bedenklich“. Nicht nötig deshalb, weil sich bereits durch das geltende Recht Betriebe mit Geschosflächen unter 1500 Quadratmetern verbinden ließen, und weil es zweitens keine Indizien dafür gebe, daß die Nahversorgung durch die Einkaufszentren an der Peripherie der Städte beeinträchtigt worden sei. So hat die Industrie- und Handelskammer in München vor kurzem festgestellt, daß es lediglich in acht von 2051 bayerischen Gemeinden keinen Laden mehr gibt.

Bedenklich findet der DIHT den Novellierungsentwurf, weil mit der Herabsetzung der Geschosfläche „günstige Betriebsgrößen erreicht werden, die auch der mittelständische Einzelhandel benötigt“. Am Ende sieden sich im Nahversorgungs-bereich außerhalb der Kerngebiete nur noch Discounter an, weil ein volles Sortiment auf knapp 1000 Quadratmetern Verkaufsfläche in einigen Jahren gar nicht mehr unterzubringen sei. Ob man dies im Hause Schneider bedacht hat?

Ausländer werden verstärkt auf ihren Märkten angegriffen

Thyssen Edelstahl investiert in die Vertriebsaktivitäten

ERWIN SCHNEIDER, Bonn
Mit einer weiteren Offensive auf den internationalen Märkten will die Thyssen Edelstahlwerke AG (TEW), Krefeld, dem verstärkten internationalen Wettbewerb begegnen. Denn ausländische Anbieter haben in der Bundesrepublik in den letzten Jahren erhebliche Marktanteile gewonnen, erklärte Vorstandsvorsitzender Prof. Karlheinz Rösener in Maurepas nahe Paris, wo die französische Tochter Thyssen Aciars Spéciaux S. A. ihren Sitz hat. Und der Importeur in den hochpreisigen deutschen Markt hält stetig an.

Seit 1980 hat TEW in die Auslandsaktivitäten 79 Mill. DM in Sachanlagen investiert, wobei sich die Zahl der Mitarbeiter in den 15 eigenen ausländischen Vertriebsgesellschaften, von gut 1000 auf fast 1300 erhöht hat. Insgesamt verfügt TEW über Vertriebs-stützpunkte in 53 Ländern. Im Geschäftsjahr 1985/86, das heute endet, sind zwei neue Schritte in Angriff genommen worden. Einmal wurde bei einer Investition von 12 Mill. DM das Geschäft in USA am neuen Standort Carol Stream bei Chicago konzentriert, zum anderen eine Gesellschaft in Norwegen gegründet.

Das Geschäft der 15 Vertriebsgesellschaften, die im Lagergeschäft tätig sind, erreichte im Geschäftsjahr 1984/85 fast 775 Mill. DM, damit wurden in den letzten fünf Jahren fast 300 Mill. DM zugelegt. „Wir sind der Meinung, daß wir mit unserer Absatzpolitik auf dem richtigen Weg sind, denn unsere Vertriebsgesellschaften haben sich zu einer wesentlichen Stütze für Umsatz und vor allem Ertrag entwickelt“, erklärte Rösener.

Für das laufende Geschäftsjahr wird - bereinigt um Wechselkursveränderungen - ein Umsatzplus von rund neun Prozent erwartet. Einschließlich des Streckengeschäfts,

das die Gesellschaften im Ausland vermitteln, erreicht das Umsatzvolumen mit rund 1,1 Mrd. DM mehr als ein Drittel des TEW-Weltumsatzes. Weitere 300 Mill. DM trugen die kapitalmäßig unabhängigen Vertretungen bei.

Zwar hat sich der Edelstahl in diesem Jahr besser gehalten als der Massenstein, aber nur das hochwertige Segment Rostfrei Flach läuft deutlich über den Planansätzen und damit sehr zufriedenstellend, wie Rösener erklärte. Auch bei den Werkzeugstählen sind die Absatzchancen gut. In diesen beiden Segmenten rangiert Thyssen Edelstahl auf dem Weltmarkt ganz weit vorne in der Herstellerliste. Beim Baustahl dagegen liegt das Minus zwischen 20 und 30 Prozent gegenüber den geplanten Zahlen. Für den Proffistahl sagt Rösener in der näheren Zukunft ein weltweites Desaster voraus.

In diesem Umfeld sieht sich TEW durch seine Konzeption gegenüber den Wettbewerbern im Vorteil. „Denn besonders bei den hochwertigen Edelstahlglüten spielt die kundengerechte kurzfristige Lieferfähigkeit eine bedeutende Rolle für die Wahl des Lieferanten“, erklärt Vorstandsmitglied Tilmann Kömpel. Deshalb profiliert sich TEW in diesem Geschäft, das eine intensive technische Beratung erfordert, mehr und mehr als Anbieter von technischen Dienstleistungen.

Die französische Tochter, die seit 1964 zu TEW gehört, hat mit rund 500 Mitarbeitern im Geschäftsjahr 1984/85 einen Umsatz von 700 Mill. Franc erreicht, vor zehn Jahren waren es nur 64 Mill. Franc. Im jetzt zu Ende gehenden Jahr wird mit einem Anstieg auf über 800 Mill. Franc gerechnet. Wie Rösener erklärte, wurden in Maurepas „seit jeher positive Ergebnisse erwirtschaftet.“



Die Finanzierung von Innovationen hat bei uns Tradition.

Der Begriff mag relativ jung sein. Aber das, was er besagt, ist so alt wie ein Grundsatz der Sparkassen: Technischer Fortschritt ist teuer, aber Stillstand noch teurer. Darum hat auch die Finanzierung der Innovation bei der Sparkasse Tradition. Als Partner von Mittelstand und Industrie war sie schon immer zukunftsorientiert engagiert: ob Dampfhammerschmiede oder Mikroprozessor.

Sprechen Sie mit unserem Geldberater darüber.

Ihre Sparkasse kann heute weit mehr als Finanzierungskonzepte anbieten. Sie liefert Ihnen fundierte Markt- und Branchenanalysen und gibt viele Informationen, die Ihre Unternehmer-Entscheidung zwar nicht ersetzen, aber ganz wesentlich erleichtern können. Auch in diesem Sinne ist Ihre Sparkasse offen für Innovation. Paßt das nicht optimal zu Ihrer Konzeption?

Wenn's um Geld geht - Sparkasse



Relativer Fortschritt

M. R. - Die Welt wußte - auch bevor Albert Einstein sie in einem neuen Licht sah -, daß manches relativ ist. Auch für den Fortschritt gilt das. Als der Fußgänger mit dem Fahrrad gesegnet wurde, nannte man das ebenso Fortschritt wie die Verdrängung der Pferdekutsche durch das Automobil.

Wie relativ das Fortschrittsempfinden auch in unseren Tagen sein kann, in denen ein technologischer Rekord den anderen jagt, zeigen zur Zeit die Werbestrategien für den russischen Automobil-Import Lada in ihren neuesten Anzeigen.

Womit lockt nun Lada den zweifelnden Käufer? Nein, nicht mit irgendeinem hypermodernen Schmickschnack, der so unwesentliche Dinge wie Fahrkomfort, Motorleistung, Benzinverbrauch, Umweltfreundlichkeit und ähnliches betrifft. Lada kann sich auch an den kleinen Dingen erfreuen. Da lesen wir, der Lada-Vertragshändler werde uns - und jetzt Originalton - „mit Freuden die variablen Kopfstützen, die Scheinwerfer-Wisch-Waschanlage, den elektrischen Zigarettenanzünder und seine (des Lada) anderen technischen Feinheiten vorführen“. Feinheiten - kursiv geschrieben.

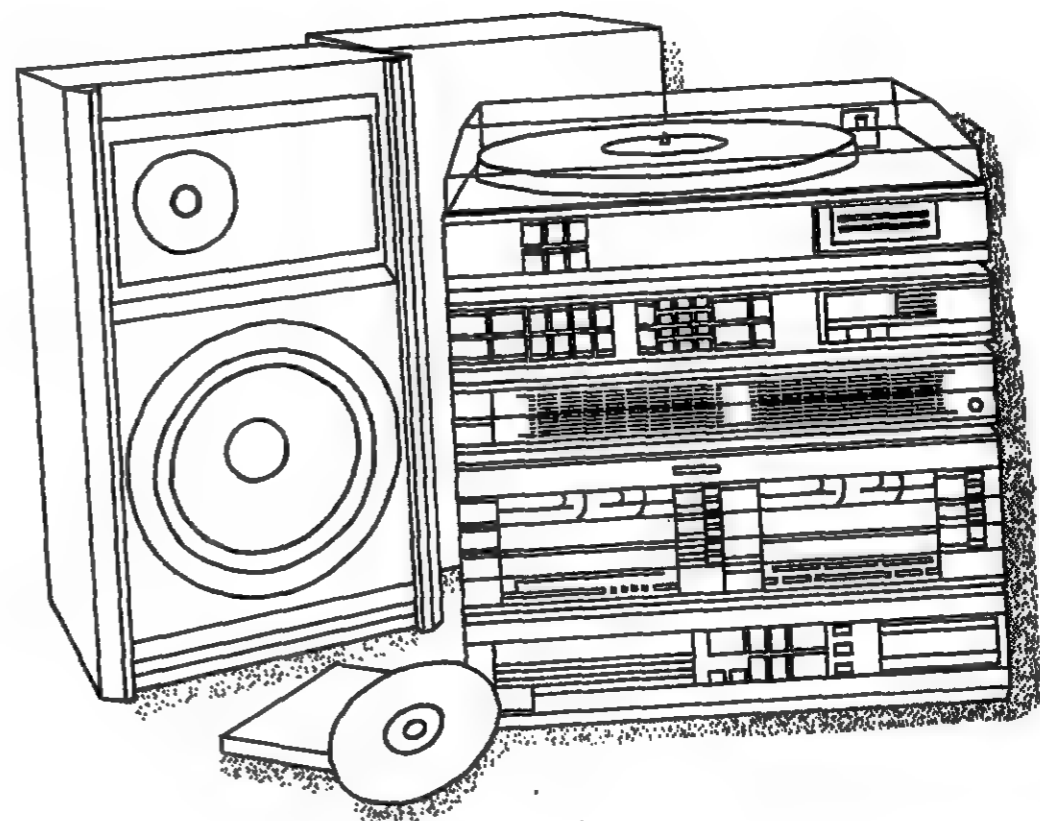
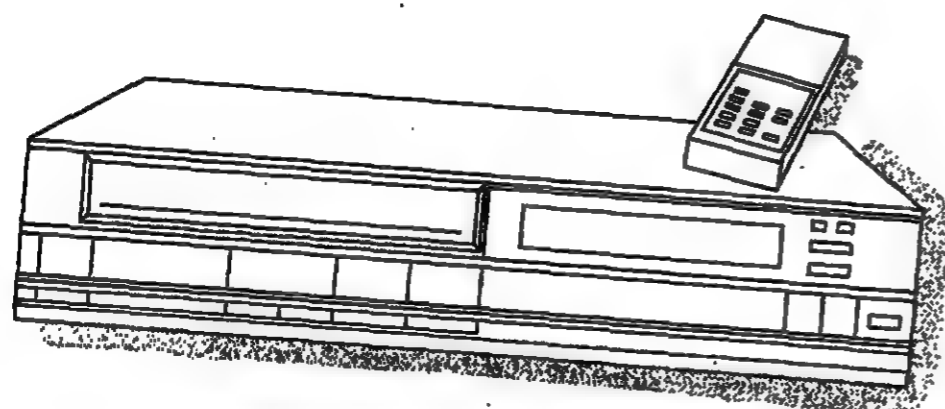
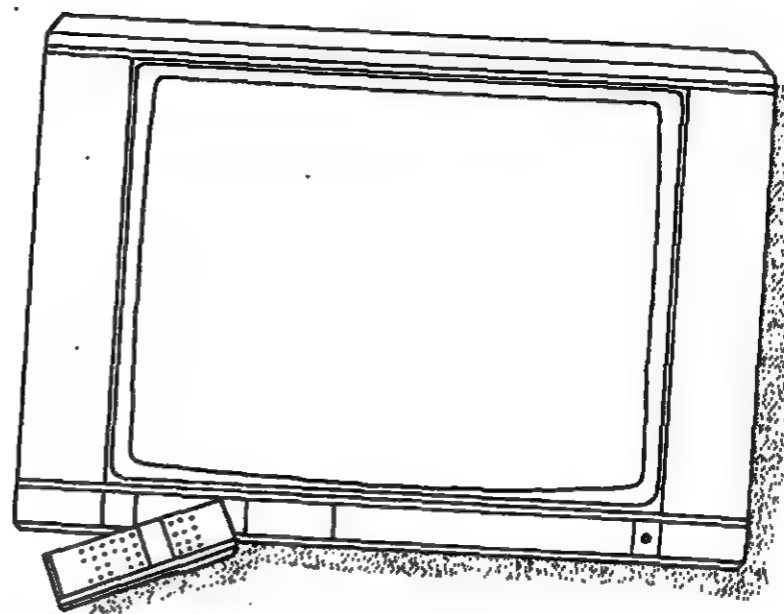
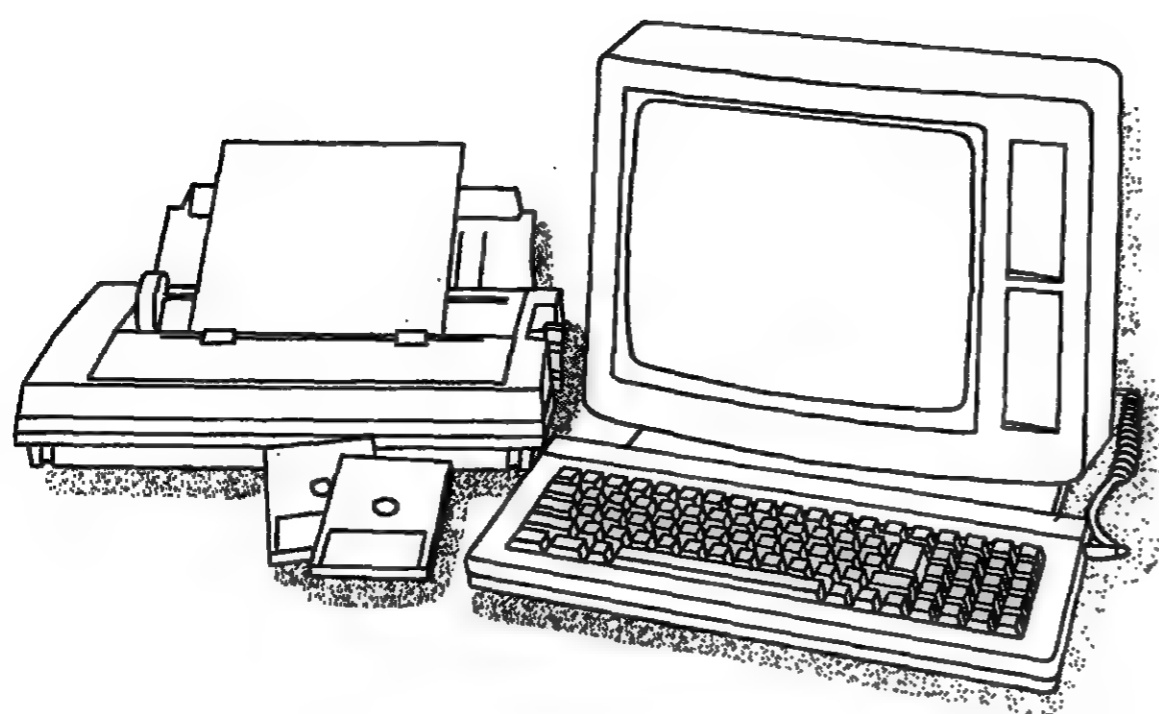
Kehren wir zum Vertragshändler zurück: „Dann wird er Sie (uns, die möglichen Käufer) auf den Luxus von Scheinwerfern mit Intervallschaltung, seitlichen Ramm-schutzleisten, Liegesitzen und einem beleuchteten Handschuhfach aufmerksam machen. Und es würde uns auch nicht wundern, wenn er Sie zu einer Probefahrt einlädt.“

Kühn, der Mann - ist man versucht zu sagen. Denn man sollte bedenken, daß der Motor dieses Lada Nova Kombi GL „in weniger als 90 Sekunden auf 150 km/h katalysiert hat“. Da ist man dann doch baff, für welchen Spottpreis das Gefährt zu haben ist.

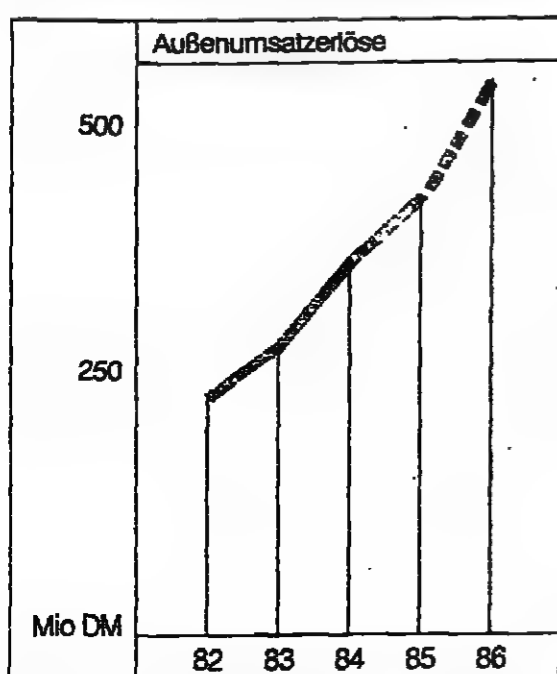
Fortschritt und Luxus - alles ist halt relativ.

inieren
IE WELT

Wo andere aufgaben, haben wir Erfolg. Und gehen jetzt an die Börse.

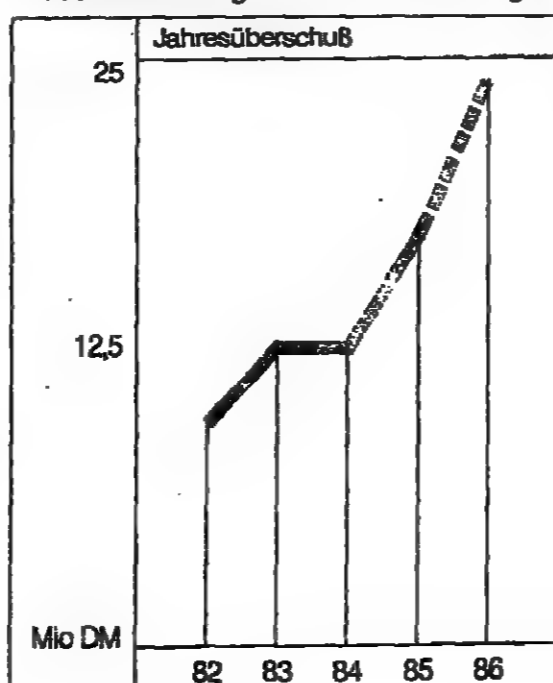


Schneider ist in Wachstums-Märkten erfolgreich: Mit Audio, TV und Video in der Unterhaltungselektronik, mit Home- und Personalcomputern für Zuhause und Büro. Wir steigerten von 1981 bis 1985 unseren Umsatz von 231 Mio DM auf 430 Mio DM. Bis 1990 sind jährliche Umsatzsteigerungen von mehr als 10 Prozent eine realistische Planung.



Unser Erfolgskonzept: Innovative Qualitätsprodukte im modernen Design bei günstigem Preis/Leistungsverhältnis. Hohe Fertigungsproduktivität und geringe Verwaltungs- und Vertriebskosten.

Unsere zukünftigen Wachstumsimpulse gehen von wichtigen Neuerungen aus:
Audio
CD-Player, Digitaler Hörfunk, Digital-Audio-Tape.
TV/Video
Stereo-Empfang, Flachbildschirme, Satelliten-Fernsehen.
Computer
Leistungssteigerung bei Home-Computern, Leistungssteigerung bei Personal-Computern. Bei einer Marktsättigung von zur Zeit weniger als 10% liegen hier besonders herausragende Absatzchancen für Schneider. Am Schneider-Erfolg können Sie sich beteiligen!



Das Aktien-Verkaufsangebot.

Von einem Bankenkonsortium unter der Federführung der Dresdner Bank AG und Mitführung der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank AG werden 200.000 Inhaber-Stammaktien ab morgen einem breiten Publikum zum Kauf angeboten.

Der Kaufpreis je 50-Mark-Aktie beträgt 540,- DM und ist zuzüglich der üblichen Effektenprovision und der Börsenumsatzsteuer von den Erwerbern am 9. Oktober 1986 zu entrichten. Die Aktien sind für das Geschäftsjahr 1986 zu einem Drittel dividendenberechtigt. Kaufanträge nehmen folgende Banken während der üblichen Schalterstunden entgegen:

Dresdner Bank AG
Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank AG
Bayerische Landesbank Girozentrale
Deutsche Bank AG
Reuschel & Co.

Der Handel und die amtliche Notierung der Schneider-Aktie werden voraussichtlich am 15. Oktober 1986 an den Wertpapierbörsen zu München und Frankfurt am Main aufgenommen.

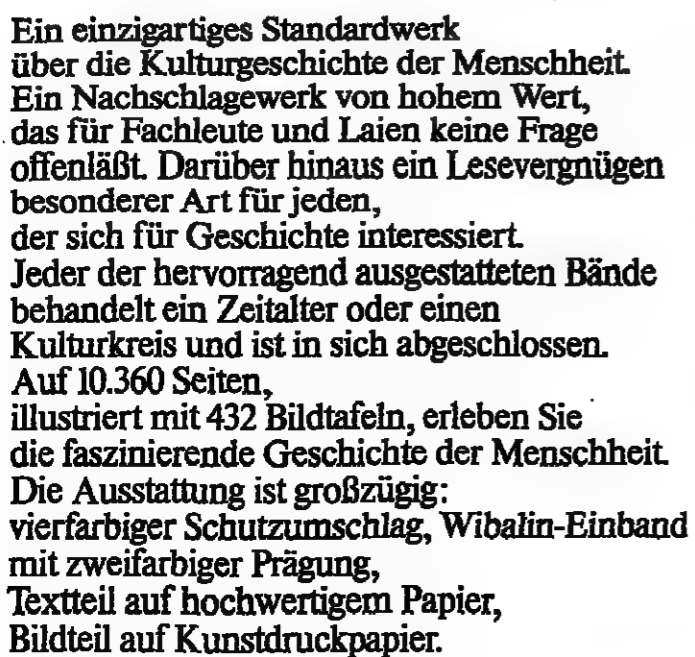
Schneider Rundfunkwerke AG,
8939 Türkheim/Unterallgäu

Schneider

Land
Fein

1. *Pharmaceuticals*
 2. *Medical Devices*
 3. *Biotechnology*
 4. *Healthcare Services*
 5. *Medical Research*
 6. *Health Insurance*
 7. *Medical Education*
 8. *Healthcare Policy*
 9. *Medical Ethics*
 10. *Healthcare Economics*
 11. *Medical Law*
 12. *Healthcare Management*
 13. *Medical History*
 14. *Healthcare Technology*
 15. *Medical Innovation*
 16. *Healthcare Reform*
 17. *Medical Regulation*
 18. *Healthcare Quality*
 19. *Medical Safety*
 20. *Healthcare Access*
 21. *Medical Research Funding*
 22. *Healthcare Policy Analysis*
 23. *Medical Ethics Case Studies*
 24. *Healthcare Economics Research*
 25. *Medical Law Cases*
 26. *Healthcare Management Practices*
 27. *Medical History Research*
 28. *Healthcare Technology Trends*
 29. *Medical Innovation Challenges*
 30. *Healthcare Reform Initiatives*
 31. *Medical Regulation Frameworks*
 32. *Healthcare Quality Improvement*
 33. *Medical Safety Protocols*
 34. *Healthcare Access Barriers*
 35. *Medical Research Funding Sources*
 36. *Healthcare Policy Implementation*
 37. *Medical Ethics Education*
 38. *Healthcare Economics Models*
 39. *Medical Law Legislation*
 40. *Healthcare Management Systems*
 41. *Medical History Milestones*
 42. *Healthcare Technology Applications*
 43. *Medical Innovation Drivers*
 44. *Healthcare Reform Outcomes*
 45. *Medical Regulation Enforcement*
 46. *Healthcare Quality Metrics*
 47. *Medical Safety Incidents*
 48. *Healthcare Access Solutions*
 49. *Medical Research Funding Allocation*
 50. *Healthcare Policy Evaluation*
 51. *Medical Ethics Debates*
 52. *Healthcare Economics Data*
 53. *Medical Law Cases Analysis*
 54. *Healthcare Management Best Practices*
 55. *Medical History Research Papers*
 56. *Healthcare Technology Reviews*
 57. *Medical Innovation Case Studies*
 58. *Healthcare Reform Legislation*
 59. *Medical Regulation Guidelines*
 60. *Healthcare Quality Standards*
 61. *Medical Safety Guidelines*
 62. *Healthcare Access Programs*
 63. *Medical Research Funding Opportunities*
 64. *Healthcare Policy Drafts*
 65. *Medical Ethics Guidelines*
 66. *Healthcare Economics Reports*
 67. *Medical Law Statutes*
 68. *Healthcare Management Tools*
 69. *Medical History Archives*
 70. *Healthcare Technology Patents*
 71. *Medical Innovation Grants*
 72. *Healthcare Reform Proposals*
 73. *Medical Regulation Acts*
 74. *Healthcare Quality Frameworks*
 75. *Medical Safety Protocols*
 76. *Healthcare Access Initiatives*
 77. *Medical Research Funding Calls*
 78. *Healthcare Policy White Papers*
 79. *Medical Ethics Committees*
 80. *Healthcare Economics Studies*
 81. *Medical Law Cases Database*
 82. *Healthcare Management Systems*
 83. *Medical History Research Papers*
 84. *Healthcare Technology Reviews*
 85. *Medical Innovation Case Studies*
 86. *Healthcare Reform Legislation*
 87. *Medical Regulation Guidelines*
 88. *Healthcare Quality Standards*
 89. *Medical Safety Guidelines*
 90. *Healthcare Access Programs*
 91. *Medical Research Funding Opportunities*
 92. *Healthcare Policy Drafts*
 93. *Medical Ethics Guidelines*
 94. *Healthcare Economics Reports*
 95. *Medical Law Statutes*
 96. *Healthcare Management Tools*
 97. *Medical History Archives*
 98. *Healthcare Technology Patents*
 99. *Medical Innovation Grants*
 100. *Healthcare Reform Proposals*

Preis für WELT-Abonnenten: DM 196,-
(einschl. Versandgebühren und Mehrwertsteuer)



01-237



DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Außerdem: die neue, bunte Mode ... so gut sind A-Stiefel ... jede Menge Reiseziele ... und speziell für unsere Leser: Die Super-Ski-Woche vom SkiMagazin in Sulden. Mit Weltmeistern und Olympiasiegern zum Anfassen ... alles im neuen SkiMagazin.

Ein Land kämpft mit Freund und Feind um seine Zukunft

Regierungschef Masire: „Ein Boykott gegen Südafrika würde die Falschen treffen“

Von H.-H. HOLZAMER

Wenn die marxistische Regierung Mozambiques bereit ist, uns als legitimen Verhandlungspartner zu akzeptieren, warum dann noch irgend jemand anderes versuchen, uns zu boykottieren? fragte Louis Nel, stellvertretender südafrikanischer Außenminister, am Tage nach dem Abschluß des Nkomati-Vertrages am 17. März 1984.

Mit dem Vertrag von Nkomati war es der Republik von Südafrika gelungen, gegenüber dem Frontstaat Mozambique, der in Sachen des antirassistischen Kampfes als besonders engagiert gilt, die Auffassung Pretorias vertraglich durchzusetzen, daß Südafrika nicht nur als Staat legal, sondern daß das gegenwärtige Regime im Prinzip auch legitim sei und daß daher eine äußere Unterstützung des Widerstandes als subversive und illegale Einmischung in die internen Angelegenheiten Südafrikas zu beurteilen sei. Chester A. Crocker, Undersecretary of State for African Affairs in der Reagan-Regierung, hat auf diese Konsequenzen ausdrücklich hingewiesen und Nkomati als „Durchbruch“ bezeichnet.

Daß die Frage Louis Nels auch in Richtung Botswana ging, war kein Geheimnis. Und wenige Tage später äußerte der botswanische Präsident Masire die Befürchtung, daß Südafrika „uns alle dahinprügele, entsprechende Vereinbarungen zu unterzeichnen“. Das Prügeln der Südafrikaner war durchaus konkret gemeint, denn obwohl Außenminister Mogwe schon am 8. April 1984 betonte, daß Botswana keine Stützpunkte des Terrorismus oder des ANC dulden werde, steigerte Außenminister Botha den Druck gegen das Nachbarland, indem er behauptete, der ANC habe seine „Operationsbasis“ in diesem Land verlegt.

Am 14. Juni 1985 überfielen südafrikanische Truppen das unbewaffnete Land und nahmen mit ihrem Überfall auf Gaborone der kleinen Hauptstadt ihre Unschuld. Es gab ein Dutzend Tote, zahlreiche Verletzte und erheblichen Sachschaden. Im Sommer 1986 wurde die Strafaktion wiederholt. In einem Dorf unweit der Hauptstadt gab es wiederum Tote und Verletzte.

Aber Präsident Masire blieb und bleibt hart. Ein Nkomati mit Botswana wird es nicht geben, und Botswana wird weiter – wie Masire der WELT erklärte – „aus moralischer Überzeugung und in Übereinstimmung mit dem internationalen Recht Leute aufnehmen, die vor Unterdrückung fliehen“.

Die Energie, mit der Botswana seine Unabhängigkeit verteidigt, verdient Respekt, denn es unterliegt kei-

nem Zweifel, daß das Land wirtschaftlich vollkommen vom mächtigen Nachbarn Südafrika abhängig ist.

Jeder Apfel, jede Banane, die man auf dem Markt von Gaborone kaufen kann, kommt über die Grenze. Der Export läuft über die Straße zu den Häfen im Süden, vor allem Kapstadt. Daher ist die Regierung Botswanas auch gegenüber den Forderungen befreundeter Staaten sehr zurückhaltend, was Sanktionen gegen Pretoria angeht.

Diese Position wurde auch auf dem Gipfel der Blockfreien in Harare, der Hauptstadt des Nachbarlands Zimbabwe, vertreten und durchgehalten. Wenn man Südafrika boykottiert, macht man nur einige Länder reich auf Kosten von anderen“, sagt Masire der WELT.

Auch bezweifelt er, daß Boykottmaßnahmen wirksam werden könnten. Südafrika habe zu viele Freunde.

uns, wenn wir Touristen, die das Okavango-Delta besichtigen wollen, zwar mit einem Jumbo bis nach Johannesburg bringen können, sie dann aber mit nur halbem Gepäck in eine Otter umsteigen müssen, um den Rest der Reise zurückzulegen?“, fragt Tourismus-Direktorin Chawa Bogosi.

Immerhin, um einen besseren Anschluß in andere Nachbarländer ist man bemüht, Lusaka und Harare bieten sich an, aber nur wenige Afrikaner bieten Flüge zu diesen Zielen an. Vielleicht sorgt die Fluglinie British Caledonian jetzt für eine Trendwende.

Auch die Rinderzucht der letzten Jahre ist nicht gerade eine Erfolgsgeschichte, denn die Dürre, die schon jetzt das vierte Jahr anhält, hat zu einem dramatischen Rückgang des Viehbestandes geführt. Kein Wunder, daß der Anteil der Deviseneinkommen, die über den Diamantenexport erwirtschaftet werden, immer größer wird. Heute stellen die Exporterlöse aus den Diamanten schon deutlich mehr als 70 Prozent des Außenumsatzes.

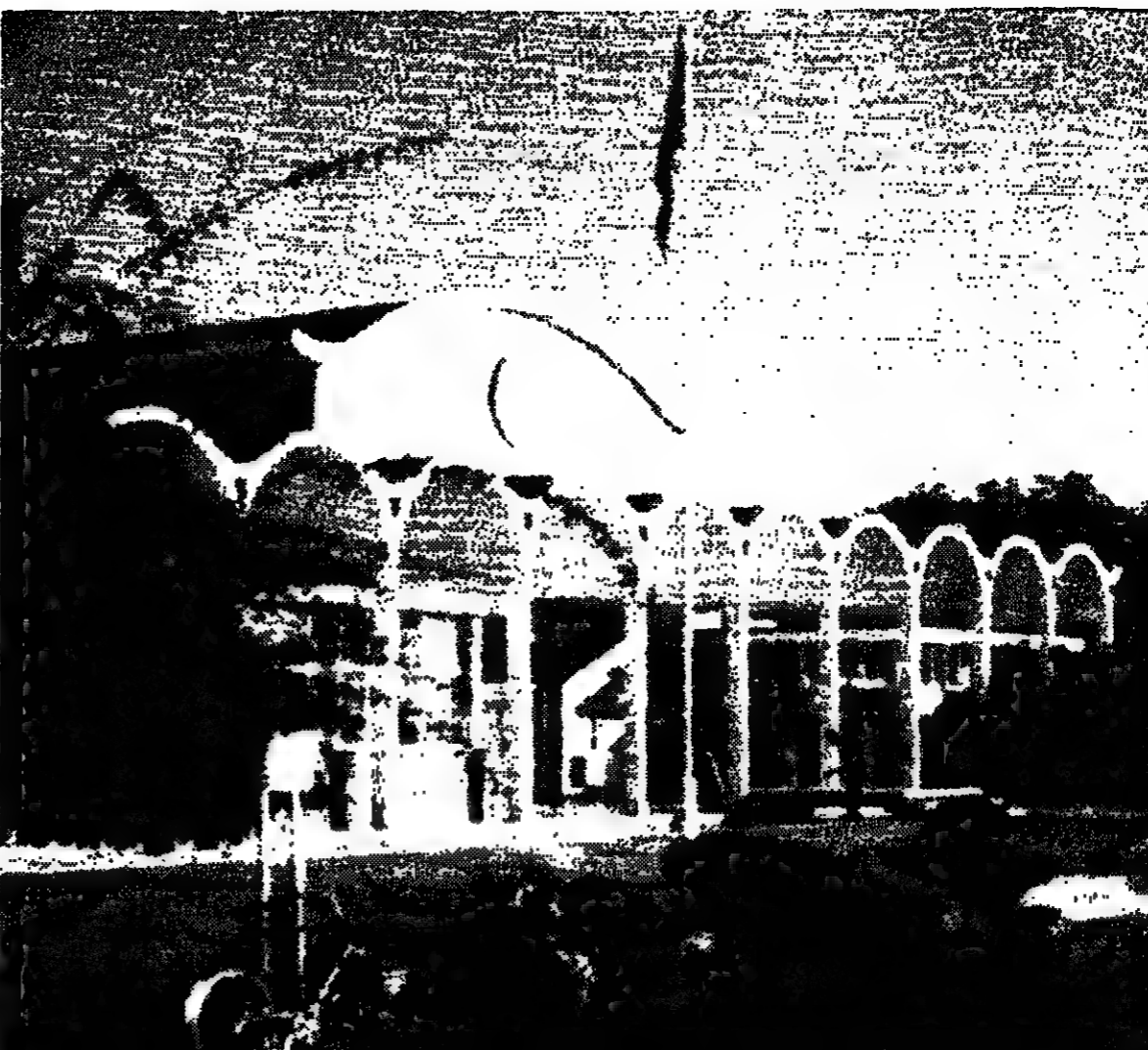
Erstaunlich, daß Masire gleichwohl – und das zu Recht – von einem „dramatischen, wirtschaftlichen Fortschritt“ seit der Unabhängigkeit sprechen kann, hat sich doch das Pro-Kopf-Einkommen mehr als verdreifacht. Auch das abgelaufene Jahr weist noch 4,6 Prozent Zuwachs auf, weniger als der Schnitt der letzten Jahre von 12, aber mehr als die erwarteten 2,4 Prozent. Grund dafür sind die günstigen Preise, die Diamanten 1985 erzielten.

1986, als die Briten Botswana in die Unabhängigkeit entließen und auch Südafrika keinen Einspruch erhob – all dies geschah deswegen, weil die Diamantenminen noch nicht entdeckt waren –, war Botswana eines der ärmsten Länder in Afrika. Mehr als 80 Prozent der Botswana zwischen 20 und 40 arbeiteten in Südafrika, der Rest eroberte sich von dem, was die Landwirtschaft, vor allem die Rinder, hergaben.

Erst als die Orapa- und Letlaka-Diamantenminen, die Selebi-Pikwe-Kupfer- und Nickelmine und die Jwaneng-Diamantenmine entdeckt wurden, kam so etwas wie wirtschaftliche und infrastrukturelle Entwicklung in Gang. Das Geld, das die Diamanten einbrachten, erlaubte es, Bewässerungssysteme zu entwickeln, um die Landwirtschaft besser gegen die Trockenheit zu sichern.

Ein Impfstoffsystem mit eigener Serumproduktion konnte aufgebaut werden, das heute schon ins Ausland exportiert.

Das Lomé-Abkommen mit Europa erlaubt es, zu günstigen Preisen Fleisch in die Länder der Europäischen Gemeinschaft zu exportieren.



Eine Sehenswürdigkeit in der Region, ein funktionierendes Parlament in der Hauptstadt Gaborone. Das Vorbild ist Westminster. FOTO: H-H

„Südafrika muß aufhören, unser Land immer wieder anzugreifen“

WELT-Interview mit dem Präsidenten von Botswana, Quett Keitumile Joni Masire

Botswana ist eines der wenigen Beispiele parlamentarischer Demokratie in Afrika. Mit Präsident Quett Keitumile Joni Masire unterhielt sich Björn Erik Rosin und H.-H. Holzamer.

WELT: Kann es sich Botswana leisten, demokratisch zu sein, wo es von der Regierung Südafrikas heftig unter Druck gesetzt wird und erheblich unter Problemen wie der Dürre leidet. Ist eine Demokratie in westlichen Stil ein gültiges Konzept für einen problembeladenen Kontinent wie Afrika?

Masire: Als die Griechen ein Regierungssystem entwickelten, das auf der Zustimmung der Regierten beruhte, waren sie ein ganzes Stück ferner als wir. Demokratie ist ein qualitativer Weg, der alle Sphären der Gesellschaft durchschneidet. Wir in Botswana sind immer demokratisch gewesen, in unseren Familien, in den Gerichtssälen und im öffentlichen Dienst.

Das einzig Neue, was wir getan haben, war, die Westminsterstruktur des Parlaments zu übernehmen. Wir haben nur die Methoden kopiert, nicht das Konzept. Unsere Probleme mit Südafrika würden nicht geringer werden, wenn wir eine andere Regierungsform hätten. Südafrika hat nichts damit zu tun, wie wir unser Leben leben. Es will uns nur als Sündenbock benutzen, um von anderen Problemen abzulenken. Und die Trockenheit ist Gottes Wille. Eine andere Regierungsform würde das Klima nicht ändern.

WELT: Botswana hat im letzten Jahrzehnt eine der höchsten Wachstumsraten in Afrika erlebt. Aber wir sind heute Zeuge wachsender Schwierigkeiten auf dem Weltmarkt für die Rohmaterialien, die das Wirtschaftswachstum gestützt haben. Wird es in den kommenden Jahren möglich sein, daß Botswana diese positive Tendenz aufrecht erhält, und was sind die wichtigsten Voraussetzungen für die Entwicklung des Landes?

Masire: Ihre Vermutungen sind so gut wie meine über unsere Fähigkeit, eine hohe Wachstumsrate beizubehalten. Aber wir haben immerhin zwei ambitionierte Programme aufgelegt, um das Wachstum in den Produktivitätsbereichen zu erleichtern. Ein Aspekt ist die Bereitstellung von Anreizen für die Industrialisierung und der andere ist ein vernünftiges Programm für die Nahrungsmittelherstellung. Beide Programme würden Arbeitsplätze schaffen, wenn sie Erfolg haben.

Die Resonanz war sehr ermutigend, aber der Regen ließ uns im Stich. Wir bereiten größere Landstriche vor, damit sie bewässert werden können, und haben Programme für Anbauflächen in den Flußbetten im Ngami und Chobe-Distrikt. Wir arbeiten an diesem Programm schon seit drei Jahren.

Was die Industrialisierung angeht, zeigen unsere Statistiken keinen wesentlichen Unterschied. Wir erwarten einen langsamen Marsch.

WELT: Botswana ist ein Empfänger von wesentlicher internationaler Hilfe. Wird es in vorhersehbarer Zukunft möglich sein, ohne diese Hilfe auszukommen?

Masire: Bei Beginn der Unabhängigkeit benötigten wir mehr Hilfe, als wir es heute tun. Ich hoffe, wir werden mit weniger und immer weniger in der Zukunft auskommen, bis wir auf eigenen Füßen stehen können. Natürlich schätzen wir die internationale Hilfe, die wir bekommen, sehr.

WELT: Das Wirtschaftswachstum war stabil, aber nach Informationen der Opposition in Ihrem Land vergrößert sich der Abstand zwi-

schon den verschiedenen Gruppen in Botswana.

Masire: Ich bin nicht überzeugt, daß diese Unterstellungen bewiesen werden können. Eine unserer Zielsetzungen bei der wirtschaftlichen Entwicklung ist soziale Gerechtigkeit. Wir haben eine Institution geschaffen, die Nemic heißt. Hier arbeiten Gewerkschafter, Unternehmer und Regierung zusammen. Ihr Ziel ist, die Einkommen im öffentlichen Sektor zu regulieren, um sicherzustellen, daß die Unterschiede im Einkommensbereich gehalten werden können. Die Einkommensstufen, die durch diese Körperschaft festgelegt werden, liefern auch die Maximalgehälter für den Privatssektor.

Wir regulieren darüber hinaus die Einkommen durch eine Steuerpolitik mit Höchstwerten von 60 Prozent für zu versteuernde Einkommen von über 20 000 Pula.

WELT: Wie beurteilen Sie die Anstrengungen des SADC zu wachsender wirtschaftlicher Zusammenarbeit zwischen den Ländern im südlichen Afrika?

Masire: Als Konzept hat SADC ein großes Potential, und das Engagement der Mitgliedsstaaten von SADC steht in diesem Stadium außerhalb jeder Frage. Deswegen macht es riesige Fortschritte. Und deswegen bin ich sehr glücklich mit dem Wirken von SADC. Gleichwohl hat das Arbeitsprogramm größere Dringlichkeit erfahren wegen der sich verschlechternden Situation in Südafrika. Um die Realisierung des Programms jedoch zu beschleunigen, brauchen wir jedoch finanzielle Mittel.

WELT: Was tut Ihre Regierung, um die wirtschaftliche Emanzipation von der Republik Südafrika zu beschleunigen, und was ist Ihrer Meinung nach das größte Hindernis?

Masire: Wir versuchen unsere Wirtschaft zu diversifizieren, um mehr Arbeitsplätze zu schaffen. Die Entwicklung der Landwirtschaft, der industriellen Fertigung und des Tourismus ist dabei die Basis unserer Strategie.

Wir würden gerne einen größeren Gebrauch von den Häfen Mozambiques machen. Deswegen haben wir die Nord-Süd-Straße entwickelt, und wir werden im nächsten Frühjahr eine Eisenbahnlinie eröffnen.

Das Haupthindernis, um völlige Unabhängigkeit von Südafrika zu erreichen, ist unsere geographische Situation, denn unser Land hat keinen Zugang zum Meer. Sie wissen, daß Südafrika die Straßen zu den Häfen in Mozambique zerstört.

WELT: Vor einem Jahr und im Frühsommer dieses Jahres wurde Ihre Hauptstadt von südafrikanischen Truppen angegriffen. Wie ist die Situation heute an der gemeinsamen Grenze, und wenn Sie wie-

● Fortsetzung Seite 11



ster & siegen

hochkaratige
schaft testen
Für Sie
42 neue Ski
Damit Sie vor
em nächsten
Ski-Kauf
die richtige
Rundum-
Information
haben



Orapa House ist der Sitz der Botswana Diamond Valuing Company und einer der modernsten Zweckbauten der Welt



Schreiben Sie in deutscher Sprache an BCM Box 7101, London WC1N 3XX, FS 9 87 185 oder, möglichst auf englisch, direkt an

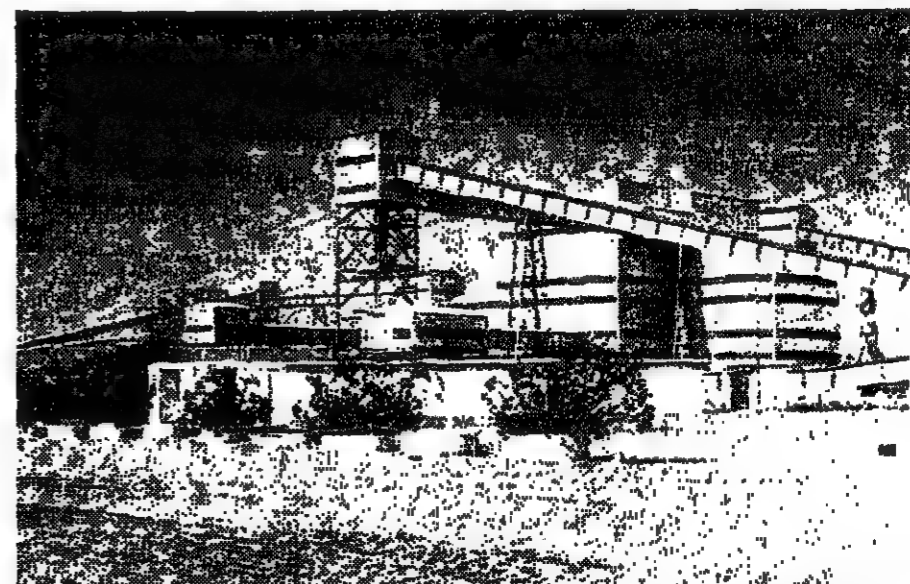
DEPARTMENT OF INFORMATION

Private Bag 0047
Gaborone, Botswana
FS 2 409 bd

BOTSWANA

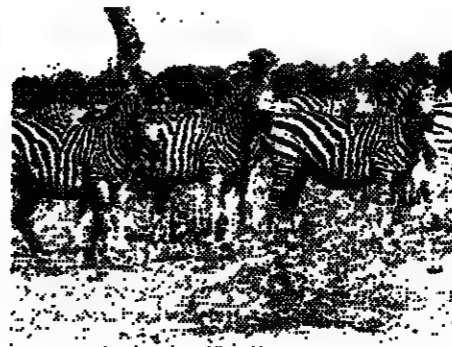
Wußten Sie eigentlich ...

- ... daß Waren aus Botswana zollfreien Zugang zu allen Märkten in Afrika haben?
- ... daß es für Investoren jegliche denkbare Unterstützung gibt?
- ... daß Botswana eine freie Marktwirtschaft hat?
- ... daß Botswana eine demokratische Republik ist, in der regelmäßig freie Wahlen nach dem Westminster-System abgehalten werden?
- ... daß Botswana einer der drei größten Diamantenproduzenten der Welt ist?
- ... daß Botswana eine starke, stabile Währung besitzt und eine äußerst liberale Devisenpolitik handhabt?
- ... daß die Naturreservate von Botswana zu den schönsten und tierlebenreichsten Gebieten Afrikas gehören?
- ... daß Botswana stets eine pragmatisch-friedliche Außenpolitik betreibt?



Jwaneng ist die dritte Diamantenmine, die Botswana zu einem führenden Diamantenproduzenten gemacht hat

- ... daß die Botswana Development Corporation ausländischen Unternehmern und Investoren mit Rat und Tat zur Seite steht und sich in Ausnahmefällen auch mehrheitlich an erfolgversprechenden Investitionen beteiligt?
- ... daß es sich lohnt, sich umfassend über Botswana zu informieren?



„Südafrika muß aufhören, unser Land immer wieder anzugreifen“

Fortsetzung von Seite 1

Masire: Südafrika greift mein Land an, ohne provokiert zu sein und ohne Rechtfertigung. Wir fordern Entschädigung für die Vernichtung von Leben, Gesundheit und Eigentum von der Regierung Südafrikas für jede Form ihrer Aggressionen gegen mein Land.

WELT: Die südafrikanische Regierung drängt Ihre Regierung, ein Sicherheitsabkommen vergleichbar dem von Nkomati, damals mit Mozambique geschlossen, zu unterzeichnen. Wie ist die Reaktion Ihrer Regierung auf solche Forderung?

Masire: Südafrikas Außenminister hat meinem Minister für äußere Angelegenheiten im Februar 1985 gesagt, daß seine Regierung nicht länger fordere, daß wir ein Abkommen mit ihnen schließen. Später änderte er seine Meinung, und wir wurden ohne Warnung im Juni 1985 überfallen. Im Februar dieses Jahres kam ein südafrikanischer Emissär hierher und berichtete mir, daß seine Regierung mit den Ergebnissen eines Treffens, das vorher stattgefunden hat, zufrieden sei. Doch drei Monate später griff die Regierung von Südafrika mein Land erneut an. Zur gleichen Zeit warfen die südafrikanischen Mörder Flugblätter ab, in denen zu lesen war, daß die südafrikanische Regierung meine Regierung nicht lieben würde.

Der Präsident von Mozambique hat mir berichtet, daß Südafrika zugegeben habe, daß es die Vereinbarungen von Nkomati verletzt habe. Südafrika hat in der Folgezeit auch öffentlich bestätigt, daß es das Abkommen verletzt.

Daher ist es evident, daß Südafrika nicht ehrlich verhandelt. Ein Abkommen wäre das Papier nicht wert, auf dem es geschrieben wurde.

WELT: Wie reagieren Sie, wenn Sie von der Forderung nach Wirtschaftssanktionen gegen Südafrika hören? Wie würden Sanktionen die

wirtschaftliche und politische Situation in Botswana betreffen?

Masire: Wir haben nicht die Fähigkeit, Sanktionen gegenüber Südafrika zu verhängen. Wir sind auch nicht in der Lage, uns denen in den Weg zu stellen, die solche Sanktionen gegen Südafrika verhängen wollen. Die Frage ist daher weitgehend akademisch für uns.

WELT: Wie würden Sie generell den Fortschritt beschreiben, den Botswana seit der Unabhängigkeit erlebt hat, und welches sind die größten Probleme, die in der Zukunft zu meistern sind.

Masire: Wir haben in Frieden untereinander gelebt, wir haben unsere Traditionen und Institutionen geschätzt und respektiert. Botswana ist eine geeinte Nation. Aufgrund der Einheit unseres Volkes und des Friedens in diesem Land ist es uns gelungen, uns auf die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen zu konzentrieren. Diese Entwicklungen haben für ein stabiles politisches Klima gesorgt.

Unsere größte Herausforderung



Feroze Khan Masire, Präsident von Botswana, im Juli 1980. Foto: HPH

„Wir haben noch viele Kimberleys“

Botswana ist die Nummer drei unter den Diamantenländern in der Welt

Jeder zweite Pula, den Botswana in die Staatskasse bekommt, wird von der de Beers Botswana Mining Company Ltd. verdient. Mehr noch – 70 Prozent der Deviseneinnahmen erwirtschaftet die Gesellschaft, die mehr als 4000 Leute beschäftigt und dafür verantwortlich ist, daß Botswana wertmäßig die Nummer drei unter den Diamantenländern ist hinter der Sowjetunion und Südafrika. Was die Menge der geförderten Karate angeht, ist Australien Nummer eins, Zaire Nummer zwei und Botswana wiederum Dritter.

Die Firma besitzt drei Minen: Orapa, Letlhakane und Jwaneng. Gegründet wurde die Firma 1969, um die Orapa-Mine zu entwickeln, die nach 12jähriger Suche von den Geologen der Beers 1967 entdeckt wurde. Alle Minen zusammen förderten 1985 12 634 928 Karat. Damit verdiente die

Firma im abgelaufenen Jahr netto 482 684 Pula. Die Produktion wird von der Tochter der Botswana Diamond Valuing Company Ltd. sortiert nach Gewicht (ein Karat gleich ein Fünftel Gramm), nach Farbe, Qualität und Form. Nachdem mechanisch die Produktion in 51 verschiedene Register aufgeteilt worden ist, wird sie dann durch geschulte Hände in an die 5000 Gruppen gegliedert, geprüft und zum Verkauf freigegeben.

Dafür, daß die Sortierer nicht auch in die eigene Tasche sortieren, sorgen ausgeklügelte Sicherheitsmaßnahmen und 54 Aufseher. Schwund ist jedoch kein Problem, wie Louis Nchindano, der Direktor der Gesellschaft, versichert, denn jeder Versuch hat die sofortige Entlassung zur Folge, ein Risiko, das den Mitarbeitern bislang angesichts der guten Bezahlung und des gesicherten Jobs als zu

risant erschien. Die Minen werden, wenn das gegenwärtige Abbauteil beibehalten wird, sicherlich noch 20 Jahre für den Wohlstand des Landes sorgen können, sagt Nchindano. Außerdem ist er überzeugt, daß Botswana noch „eine Menge von Kimberleys“ hat – so heißt die größte Diamantenmine der Welt in Südafrika –, aber sie seien noch verborgen.

Ein Problem für die Diamantenindustrie ist nicht der Vorrat, ist auch nicht der Absatz auf den Märkten der Welt in Amsterdam, Frankfurt oder London. Was die Leute besorgt, ist, was passiert, wenn Südafrika die Grenze schließt und die Minen dichtmacht. Denn die Minen gehören zu gleichen Teilen der Regierung von Botswana und der Beers Consolidated Mines Ltd., und die wiederum sitzt in der Republik Südafrika.

WELT: Welche ist der gegenwärtige Stand der Beziehung zu Südafrika?

Masire: Südafrika hat Botswana bei drei Gelegenheiten angegriffen. Viele Bomben aus Südafrika sind in meinem Land detoniert. Präsident Botha hat gesagt, daß die Angriffe, die er gegen Botswana, Zimbabwe und Zambia am 19. Mai 1986 geführt hat, nur ein Auftakt gewesen seien.

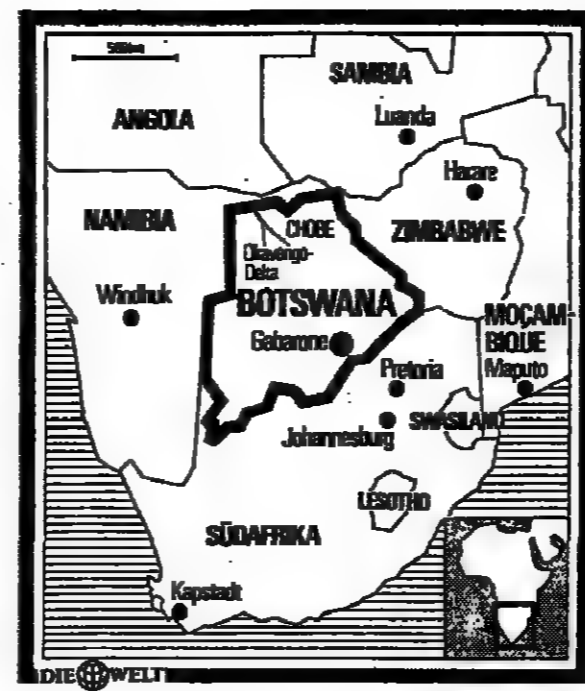
WELT: Wie betrachten Sie die Wirtschaftssituation, und welches sind die wichtigsten Probleme, die in diesem Gebiet einer Lösung bedürftig sind?

Masire: Unsere Wirtschaftssituation hat sich in den letzten 18 Jahren jährlich um zwölf Prozent Wachstum verbessert. Damit sind wir glücklich. Die Bank von Botswana hat gerade den Jahresbericht für 1986 herausgegeben, in dem festgestellt wird, daß unser Bruttoinlandsprodukt um 7,7 Prozent gewachsen ist.

WELT: Botswanas Wirtschaft hat sich seit der Unabhängigkeit auf eine große Zahl von europäischen Bürokraten und Technikern in Schlüsselpositionen verlassen. Hat Ihre Regierung Pläne, diese Zahl wesentlich zu reduzieren?

Masire: Eine zahlenmäßige Verringerung ist kein Ziel. Das Ziel ist vielmehr sicherzustellen, daß Ausländer ihre Fähigkeiten mit den Einheimischen teilen und diese, wenn sie die notwendige Erfahrung gesammelt haben, die Ausländer gegebenenfalls überflüssig machen.

Da aber eine schnell wachsende Wirtschaft die Schaffung von mehr und mehr Positionen im Management, im technischen und fachlichen Bereich bedeutet, benötigen wir noch mehr Ausländer, denn während wir vielleicht in einigen Gebieten Ausländer ersetzen können, können unsere Leute, da wir so wenig an qualifizierten haben, die neu geschaffenen Berufe nicht besetzen.



Kapitalhilfe aus Hamburg für die Landwirtschaft

Die Hansestadt will Botswana auch weiter unterstützen

Botswana ist Schwerpunkt der Entwicklungspolitischen Projektarbeit Hamburgs, sagte Bürgermeister Klaus von Dohnanyi anlässlich des Besuchs von Staatspräsident Quett K. J. Masire.

Mit 300 000 Mark unterstützte die Hansestadt im letzten Jahr landwirtschaftliche und industrielle Projekte in der Republik Botswana. Bürgermeister Klaus von Dohnanyi: „Das ist eine Art von Hilfe zur Selbsthilfe, damit die Menschen in den Entwicklungsländern ihre Lebensbedingungen aus eigener Kraft verbessern können.“

Hamburgs Zweiter Bürgermeister und Innensenator Alfons Pawelczyk begründete die Entscheidung für Botswana so: „Es ist keine Patenschaft, aber wir wollen unsere Hilfe auf ein Land konzentrieren. Botswana ist ein Nachbarstaat Südafrikas und zählt zu den 36 ärmsten Ländern der Erde. Wir glauben, daß wir diesem Land auch mit begrenzten Mitteln helfen können. Der Senat hat zusammen mit der Regierung von Botswana ein Konzept für konkrete Einzelprojekte erarbeitet. Dazu gehört auch unsere Bitte an die Hamburger Bürger, zum Beispiel im Urlaub unentgeltlich im Lande zu helfen.“

„Unsere Projekte sollen den Binnenmarkt stärken“

Mitte September zog Hamburgs Wirtschaftssenator Volker Lange eine vorläufige Bilanz über das Jahresprogramm 1986. „Unser Schwerpunkt der Arbeit lag in drei Projekten. Sie sollen im Lande selbst dauerhafte Arbeitsplätze in ländlichen Regionen schaffen, um den Binnenmarkt zu stärken.“

Der Hintergrund ist politischer Natur. Botswana ist politisch durch die Nähe zu Südafrika eingegrenzt. Ein Faustpfand der südafrikanischen Regierung sind in diesem Zusammenhang insbesondere die Wanderarbeiter aus den schwarzafrikanischen Nachbarstaaten wie Botswana zum

Beispiel. Unter Nutzung lokaler Ressourcen werden in wirtschaftlich benachteiligten Regionen neue Arbeitsplätze geschaffen und zusätzliche Einkommensquellen erschlossen. Zwei im Vorjahr begonnene Projekte, die Modellanlage zur Herstellung von Kalk in Segeng und die Schieferproduktion in Dipotsana, wurden mit zusammen 110 000 Mark weiter ausgebaut.

Neue Erwerbsquellen für die Einheimischen

Wegen der langjährigen Trockenheit in der Projektregion ist die Landwirtschaft als Erwerbsgrundlage weitgehend ausgefallen. Die Bevölkerung ist deshalb überwiegend arbeitslos und auf fremde Nahrungsmittelhilfe angewiesen. Durch die Hamburger Projekte entstehen jetzt gewerbliche Arbeitsplätze. Auch muß der in den Anlagen produzierte Kalk und Schiefer für den inländischen Baustoffmarkt nicht mehr aus Südafrika importiert werden.

Günstiger ist das Umfeld für landwirtschaftliche Produktion in Selekoletse. Wegen der Wanderarbeit der Männer in Südafrika leben im Dorf überwiegend Frauen, die meist die ökonomische Hauptlast in der Familie tragen. Da es kaum örtliche Erwerbsmöglichkeiten gab, war das Überleben zahlreicher Familien nur durch Nahrungsmittelhilfe gewährleistet.

In einem Dorferwicklungsprogramm wurden neue Erwerbsquellen erschlossen. Mit 172 000 Mark wurden Gemüseanbau, Abbau von Mineralien, planvolles Sammeln und Verarbeiten von Heilkräutern und weitere Maßnahmen gefördert. Gegenwärtig wirken im Rahmen ihres Projektstudiums zwei Studenten der Hamburger Hochschule für Politik an der Projektarbeit in Selekoletse mit.

Ein 1985 gefördertes Projekt des Marie-Schlei-Fördervereins in Mabutsane, einem abgelegenen Dorf in der Kalahari-Wüste, wurde mittlerweile erfolgreich abgeschlossen.

Auf einen Blick

WICHTIGE ANSCHRIFTEN

Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, P.O. Box 315, Gaborone, Tel. 002673153143

Ministerium für Handel und Wirtschaft, Private Bag 004, Gaborone, Tel. 53881

Ministerium für Mineralische Ressourcen und Wasserangelegenheiten, Private Bag 0018, Gaborone, Tel. 52454

Wild Life and National Parks, P.O. Box 131, Gaborone, Tel. 51461

Tourismusabteilung, Private Bag 0047, Gaborone, Tel. 53024/5314

BOTSCHAFT BOTSWANA

Akkreditiert für die Bundesrepublik, 169 Avenue de Tervuren, 1150 Brüssel

REGIERUNGSFORM

Botswana ist eine Demokratie, in der alle Rasse gleiche Rechte haben. Die Freiheit des Wortes, der Presse und der Vereinigung sind garantiert. Wahlberechtigt sind alle Bürger mit dem Alter von 21. Die Mitglieder des Einkammernparlaments der National Assembly werden direkt von 34 Wahlkreisen gewählt und wählen ihrerseits

vier weitere Mitglieder und einen Speaker. Der Präsidentschaftskandidat der Mehrheit der direkt gewählten Parlamentsmitglieder wird Präsident.

GEOGRAPHISCHE LAGE

Botswana hat keinen Zugang zum Meer und liegt auf der Höhe des Wendekreises des Krebses in der Mitte des südafrikanischen Plateaus. Die durchschnittliche Höhe über dem Meeresspiegel ist 1000 Meter, und die Gesamtfläche des Landes beträgt 582 000 Quadratkilometer, etwa die Größe von Frankreich, Kenia oder Madagaskar.

SPRACHE

Die meisten der Bürger Botswanas sind Mitglieder des Setswana-Stammes. Landessprachen sind Setswana und Englisch.

WIRTSCHAFT

Die Hälfte des Haushaltes wird heute durch den Diamantenexport verdient, der über 70 Prozent der Exporterlöse einbringt. Für weitere Erlöse sorgen Kupfer- und Nickelexporte, Fleisch und der Tourismus. Nationale Währung ist der Pula, der aus einem Korb mehrerer Währungen gebildet wird.

Rinderzüchter garantieren die Stabilität des Landes

Das Fleisch wird auch in die Bundesrepublik exportiert

Botswana ist eine Gesellschaft von Rinderzüchtern. Im Kabinett gibt es nur einen, der nicht zu Hause eine Kuh stehen hat, und das ist der Tourismusminister. Der züchtet Hühner und fühlt sich deswegen von seinen Kollegen auch diskriminiert.

Daß Botswana eine Gesellschaft der Rinderzüchter ist, ist übrigens – wie viele sagen – auch der Grund für die innere Stabilität des Landes, denn wer Rinder hat, hat Besitz und fürchtet den Verlust – eine Erfahrung, die unter anderem auch von Herden besitzenden Volksstämmen in Kenia überliefert ist.

Anders als das Geschäft mit den Diamanten ist die Aufzucht und der Verkauf des Fleisches ein mühsames Unterfangen. Rinder brauchen Wasser, und die Trockenheit im vierten Jahr hat dazu geführt, daß von der 2,2 Millionen Stück großen Herde alleine in diesem Jahr 200 000 verhungert sind oder geschlachtet werden mußten. Dann braucht das Fleisch, bis es bei den Verbrauchern in Europa ist, drei Monate, es kann auch nicht gelagert werden. Die Transportkosten nach Kapstadt verschlingen alleine jährlich 2,56 Millionen Pula von den 125 Millionen Umsatz und realisierten den Gewinn in 1985 auf 14 Millionen. Geld ging auch in den Stabilisierungsfonds, der die Verluste der Trockenheit ausgleichen helfen soll.

Die besten Preise werden in Europa erzielt. Das jährliche Quotum für die Europäische Gemeinschaft beträgt 19 000 metrische Tonnen (bei 40 000 metrischen Tonnen Gesamtexport). Die Europäer zahlen 3000 Dollar die Tonne, verkaufen aber selbst wiederum Fleisch aus Botswana in Angola zum Preis von 1000 Dollar die Tonne, nachdem es eine Reise von 16 000 Kilometern hinter sich hat – und versperren damit den Markt Angola für Botswana.

Auf dem europäischen Markt wird damit nur ein Prozent des Verbrauchs erreicht. Die europäischen Bauern, die mit ihren billigen Preisen Botswana etwa den lukrativen Markt im Nahen und Mittleren Osten versperren, haben keinen Grund zu klagen. 80 Prozent des Wertes der Pro-

duktion gleich 70 Prozent der Menge gehen in den Export, ein Großteil davon in die Republik Südafrika, die wöchentlich 260 Tonnen erhält.

Das Fleisch, das von der Botswana Meat Commission (BMC) streng überwacht wird, um insbesondere auch den strengen europäischen Auflagen hinsichtlich des Schutzes gegen Rinderpest zu genügen, ist von hoher Qualität. Wegen der Trockenheit und der langen Wege, die die Tiere zurücklegen müssen, um an Wasserplätze und an Nahrung heranzukommen, enthält das Fleisch wenig Fett und ist sehr haltbar. Es wird daher im eigenen Land und etwa auch in Brasilien gerne in Konserven gepackt. In der Bundesrepublik findet es unter anderem in Hamburgern Verwendung.

Nicht nur mit schwierigen Transportwegen oder der Trockenheit, auch mit den Umweltschützern haben die Rinderzüchter zu kämpfen. Als sie in der Kalahari-Wüste Zäune aufstellten, um den Bestand besser gegen die Rinderpest schützen zu können, hieß es, die Kalahari-Wüste würde geopfert, um den Westen mit Botswana-Beef zu versorgen. „Während eine wachsende Zahl von Rindern das Land zu Staub kauen, verhindern Drahtzäune, daß das wandernde Wild Zugang zu den einzigen Wasserquellen hat.“

Die Verantwortlichen in Botswana hören das überhaupt nicht gerne, denn man habe einen Kompromiß zwischen den Bedürfnissen der Rinderherden und dem Wild Life gefunden. Man dürfe auch nicht übersehen, daß auch die Tiere unter der Dürre zu leiden hätten. Immerhin seien noch 17 bis 25 Prozent des Landes der Natur vorbehalten. Auch könne von einer Überbevölkerung der Kalahari-Rinder keine Rede sein, habe man doch in den letzten Jahren 55 Prozent der Rinder verloren.

Man benötigte die Zäune, um die Impfung gegen die Rinderpest zu gewährleisten, sagt David Finlay, BMC-Direktor. „Die Rinderpest ist ein Killer. 98 Prozent der gesamten Bestände ist beispielsweise im Jahr 1990 an Rinderpest eingegangen.“ er

Die Kalahari ist zugleich schön und hart – deswegen ist unsere Wolle gleichzeitig warm und dauerhaft!

Tiro Ya Diatla ist eine Spinnerei und Weberei, die aus inländischer Karakulschafwolle – manchmal mit ausländischer Wolle vermischt – Garne und Teppiche für Wand und Boden erzeugt. Das Programm umfaßt außerdem Kid-Mohair und Naturseide. Angoragarne kommen in Kürze dazu.

Unser Sortiment enthält Strick- und Webgarne in Naturfarben und gefärbt, Mouliné und Melangé.

Außerdem ist der weltberühmte, handgehekelte Wollteddy „Zak“ bei uns zu Hause, der mit seinem eigenen Botswana-Reisepaß ausgestattet ist.

Wir sind auch an internationalen Vertretern und Verteilern interessiert.

Tiro Ya Diatla

P.O. Box 165
Lobatse, Botswana
Tel. +2 67 33 754, FS 2 626 bd



Wenn Sie sich für Geschäftsmöglichkeiten im südlichen Afrika interessieren

Wenn Sie ein Finanzinstitut mit zwanzigjähriger Erfahrung von Landwirtschaft, Industrie und Geschäft brauchen könnten

Wenn Sie ein Institut brauchen, das Land und Leute kennt und überall in Botswana Außenstellen hat

Oder wenn Sie einfach mehr über Botswana erfahren möchten und Finanzierungsfragen im Zusammenhang mit Ihrem Vorhaben besprechen möchten

schreiben Sie bitte an

The General Manager

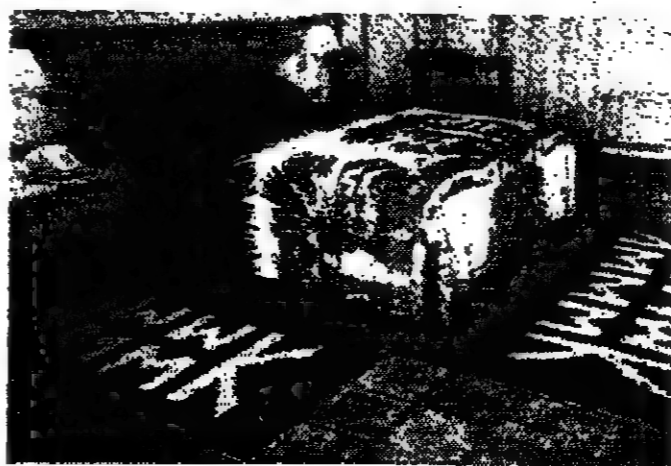
National Development Bank

P. O. Box 225, Gaborone, Botswana

FS 2 553 devba bd



Elefanten gibt's im Norden



Überall moderne Hotels



BOTSWANA

... das letzte Paradies Afrikas.

Nähere Auskunft über Chobe, Moremi, Okavango, Khutse, die Nxai-Pfanne, Tuli und ganz Botswana erhalten Sie von

Division of Tourism
P/Bag 0047, Gaborone, Tel. +2 67 / 31 / 5 30 24, FS 2 414 pula bd

oder

Botschaft von Botswana 169, ave Tervuren, B-1040 Brüssel, Tel. +32 / 2 / 7 35 / 20 70

Sie erreichen Botswana über Lusaka, Harare, Johannesburg oder Victoria Falls



Wo wilde Elefanten und Löwen durchs Hotelgelände streunen

Ein preiswertes Vergnügen: Safari in den großen Wildreservaten von Botswana

Eine Safari in Afrika ist ganz einfach eine Reise. Wer aber heute noch echte Natur, wilde Tiere in ihrer natürlichen Umgebung erleben will, der muß in ein Land reisen, das abseits des Massentourismus liegt, wie beispielsweise Botswana, wo sich Tier- und Vogelwelt in ursprünglicher Vielfalt erhalten haben.

Der Großteil der Fläche von Botswana wird von der Halbwüste Kalahari eingenommen, die deswegen keine echte Wüste ist, weil fast überall noch etwas wächst, und deshalb Tiere überleben können. Im Norden aber, wo Wasser reichlich vorhanden ist, befinden sich zwei Naturreservate weit abseits der Touristenpfade: das Moremi-Wildreservat mit dem Okavango-Delta und der Chobe-Nationalpark.

Eine Gartenterrasse mitten im Urwald

Zwei Urlaubswochen genügen, ein Linienflug nach Lusaka oder Harare, der Anschluß nach Livingstone oder Victoria Falls, und der staunende Reisende steht vor dem Wunder der Victoriafälle, nur 80 Kilometer von Chobe entfernt. Es ist nicht einmal ein Abstecher, geschweige denn ein Umweg: Die Victoriafälle liegen am direkten Weg, und ein Privatflugzeug von Victoria Falls nach Kasane, wo sich die Landepiste von Chobe befindet, kostet kaum mehr als die Abholung im Land Rover.

Wer über Lusaka (Sambia) anreist, landet erst in Livingstone und sollte zumindest eine Nacht dort verbringen, um die Ostseite der Victoriafälle und die Knie Bridge zu besuchen, die einen Ausblick bieten, der von der West- (Zimbabwe-) Seite nicht gegeben ist. Besonders agile Besucher können an der Ostseite sogar bis an den Fuß der Fälle hinabsteigen. Zur Übernachtung bietet sich das Must-o-Tunya Intercontinental an, das direkt neben dem Ost-Katara liegt.

Eine zweite Nacht an den Fällen sollte man in Victoria Falls, Zimbabwe, verbringen. Wer sich im North-Western Hotel wohlfühlt hat, wird im altherwürdigen Victoria Falls Hotel noch glücklicher werden, wo be-

reits vor fünfzig Jahren Bahnreisende auf dem Weg von Kapstadt nach Elisabethville gerne ihre komfortable Schlafwagenreise unterbrechen, um einen Tag in „echt englischem Stil“ zu erleben.

Der Ausblick von der Gartenterrasse direkt auf die Stahlbrücke, die Straße und Bahn über die Schlucht von Zimbabwe nach Sambia führt, wird in der Mitte von einer flatternden Fahne unterbrochen, deren bunte Farben mit Zimbabwe-Vogel wie ein Fremdkörper wirken – dort, wenn irgendwo auf der Welt, erwartet man noch den Union Jack.

Von Victoria Falls gelangt man mühselos in zwei Stunden auf der Straße und in wenigen Minuten in der Luft nach Chobe.

Die Chobe Game Lodge wäre auch am Stadtrand von Wien ein bezauberndes Hotel. Der überraschende neomaureische Baustil fügt sich erstaunlich harmonisch in die Landschaft, die Ausstattung der Räumlichkeiten und der Gästebereiche ist zugleich bequem und stilgerecht. Die Gartenterrasse ist wunderschön, sämtliche Zimmer haben eigene Terrassen oder Balkone mit Ausblick auf den Chobe-Fluß und auf das gegenüberliegende Ufer in Namibia. Daß es

„Hier ist ein Blick auf eines von Afrikas erstaunlichsten Mysterien. Eine Welt aus Wasser und Sand, die sich der Logik entzieht. Wer waren die Menschen, die die Höhlen der Tsodilo-Hügel zeichneten? Erdbeben erschüttern immer noch tief drinnen die Wasser des Okavango. Eine 10 000 Quadratkilometer große Wildnis von Inseln, Flüssen und Sümpfen in dem abgelegenen Dürreland im nördlichen Botswana. Hier ist eine Welt der Nomaden, wo 1000 Büffel in die Leere donnern; wo ein Zug von Schmetterlingen Tage braucht um vorüberzufliegen, wo sich hunderte tausende Flamingos niederlassen und über Nacht weiterziehen und selbst die Menschen in Bewegung bleiben und der Dünung von Gras und Wasser folgen.“

dort südafrikanische Soldaten gibt, stört längst niemanden.

Die hoteleigene Yacht macht Sundowner-Kreuzfahrten auf dem Sambesi zwischen Namibia und Sambia.

Ein Aufenthalt in der Chobe Game Lodge wäre allein fast die Reise wert. Für weniger als 250 Mark pro Person ist ein Appartement mit privatem Schwimmbecken zu haben. Wenn das alles protzig klingt – man muß die Anlage gesehen haben, um zu begreifen, wie sagenhaft geschmackvoll sogar ein privates Schwimmbecken sich in die Natur einfügen kann.

Eine Fahrt im Delta mit dem Baumstammkanu

Ein unvergessliches Erlebnis ist der Sonnenuntergang, der hier im südlichen Afrika schon nicht mehr ganz so kurz ist wie am Äquator. Die zauberhafte Atmosphäre, der rötliche Himmel, der Chobe-Fluß, gegen den sich die Konturen der Bäume fest wie auf einem Postkartenfoto abheben.

Möglicherweise zeigt sich auf dem gegenüberliegenden Ufer ein Elefant, nachts streunen manchmal wilde Tiere durch das Hotelgelände. Dieser Moment des abendlichen Zaubers hat im ganzen südlichen Afrika Reisende in seinen Bann gezogen, er gab Anlaß zu dem berühmten Sundowner, dem Drink before dinner, dem gerade dort eine besondere Bedeutung zukommt. Der Afrikaforscher und Missionar David Livingstone pflegte nach dem tagelangen Fußmarsch an einem Klappstisch Platz zu nehmen und einen mitgebrachten Whisky aus seiner schottischen Heimat zu trinken.

Um 6.15 Uhr findet die erste Ausfahrt zur Wildbesichtigung statt. Die Wintermonate Mai bis Juli sind morgens besonders kühl und man kann warme Kleidung, Handschuhe und die mitgelieferten Schoßdecken gut gebrauchen. In der ersten Stunde ist es zum Fotografieren möglicherweise noch zu dunkel; es ist auch schade, den Zauber der Natur immer nur durch die Linse einer Kamera zu betrachten.

Zu früher Morgenstunde, bei Sonnenaufgang, pflegen viele Tiere die Wasserstellen aufzusuchen, aber auch am späten Vormittag kann man vor



Sein Lebensraum ist das Delta des Okavango, der Tourist ist Zaungast. Und bleibt es hoffentlich

FOTO: DIE WELT

dem Elefanten häufig am Flußrand beobachten. Der Besucher sollte nicht in der Absicht kommen, möglichst viele Tierarten „abhaken“ zu können. Der Zauber der Wildnis liegt darin, Tiere in ihrer natürlichen Umgebung zu beobachten, selbst wenn man nicht genau weiß, wie sie heißen. Auch bei einem längeren Aufenthalt muß nicht jeder das Glück haben, Löwen oder gar Leoparden zu sehen – obwohl gerade die Löwen im Chobe-Park zahlreich sind.

Etwas 35 Kilometer Strecke innerhalb des Chobe-Parks sind auch mit Zweiradantrieb befahrbar, aber die Wahrscheinlichkeit, Raubkatzen zu sehen, ist im Inneren größer – dorthin gelangt man nur im Land Rover.

Elefanten sind in der unmittelbaren Umgebung der Chobe Game Lodge außerordentlich zahlreich, Büffelherden halten sich am Fluß auf und betrachten den Besucher manchmal mit kaum geringerer Neugierde, als der Besucher selbst empfindet.

Von Chobe aus geht es weiter in das Moremi-Wildreservat, zum Okavango. Die Möglichkeiten sind mannigfaltig, und man ist gut beraten, die Weiterreise mit dem Hoteldirektor der Chobe Game Lodge zu besprechen. Die kleine Stadt Maun, die über ein sehr ordentliches Hotel, Riley's, verfügt, gilt als Tor zum Okavango, und viele Okavango-Touren nehmen dort ihren Anfang.

Es wäre müßig, auch nur den Versuch zu unternehmen, die mannigfaltigen Tier- und Vogelarten zu nennen, die den Besucher im Okavango-Delta mit seinem klaren Wasser und seiner farbenfrohen Vegetation erwarten.

Ein besonderes, aber nicht gefährliches Abenteuer ist die Reise von Deltainsel zu Deltainsel im Baumstammkanu – natürlich in Begleitung eines erfahrenen Wärters. Im Okavango verbringt man die Nächte in Zeltlagern, die vom Tourist Department der Regierung ohne Übertreibung als Luxus Tented Camps beschrieben werden. Hier wird häufig besseres Essen serviert als in den Hotels.

Und die meist permanent angelegten Zeltlager bieten eine bequeme, gemütliche Unterkunft nach dem erlebnisreichen Tag.

Die dauernde Anziehungskraft, die das südliche Afrika auf Menschen ausübt, die einmal dort waren, ist

kaum zu bestreiten, aber manchmal schwer zu erklären. Für denjenigen, der einmal die Wunder der Natur in Botswana empfunden hat, ist sie eine Selbstverständlichkeit.

Es ist nicht empfehlenswert, eine solche Reise mit einem Reisebüro vorzusuplanen. Die Möglichkeiten sind zu mannigfaltig und der Geschmack zu verschieden. Die weitaus beste Lösung ist, unabhängig über die Victoriafälle zur Chobe Game Lodge zu reisen und dort den weiteren Vorgang mit dem erfahrenen Direktor des Hotels zu besprechen – der übrigens auch nach vorheriger Absprache die Abholung aus Victoria Falls veranlaßt.

Eine zweite, durchaus empfehlenswerte Adresse ist die Firma Safari Interlink in Harare, die vor allem für Besucher interessant ist, die über Harare anreisen. Auf jeden Fall ist es ratsam mit Helge-Gunnar Haniger, dem Direktor der Chobe Game Lodge, Kontakt aufzunehmen. Obwohl sich die Lodge in Botswana befindet, kommt die Post schneller über P. O. Box 80, Victoria Falls, Zimbabwe, an. Die Nummer des Fernschreibers ist Botswana 2765 chobe bd.

Die Firma Safari Interlink, mit der man allerdings auf Englisch verkehren muß, erreicht man über P. O. Box MP 192, Mount Pleasant, Harare, Zimbabwe (FS-Nr. 2493 zw). Bei Safari Interlink kann man im übrigen auch maßgeschneiderte Touren organisieren, die beispielsweise auch die wunderschönen Wildreservate im Norden Tansanias umfassen.

Für Reisen nach Botswana ist fast jede Jahreszeit richtig, obwohl die Aussichten, gewisse Tier- oder Vogelarten beobachten zu können, je nach Wasserstand verschieden sind. Wer die Möglichkeit hat, die Reisezeit frei zu wählen, sollte sich auch in dieser Hinsicht auf fachkundigen Rat verlassen.

Darüber benötigen weder Deutsche noch Österreicher ein Visum für Sambia, Zimbabwe oder Botswana. Die gelbe Impfkarte mit Gelbfieberimpfung ist empfehlenswert, wenn sie auch nur für Reisende aus Infektionsgebieten zwingend vorgeschrieben ist. Malaria-Prophylaxe sollte auf jeden Fall genommen werden.

EGON v. LEU

BOTSWANA
Redaktion: H.-H. Holzner
und Klaus Böden, Bonn
Anzeigen: Hans Bleh, Hamburg



Mr. Richard N. Mamathoko,
Direktor von BP Botswana Ltd.
und Geschäftsführer in Botswana

**Auch in Botswana –
die weltweite Erfahrung von BP ist
genauso nahe wie Ihr Telefon!**

Zentrale: Botsalano House, The Mall, Gaborone.
P. O. Box 183, FS 2 407 bd, Tel. 5 10 77, 5 38 10
Depots und Luftfahrt-Service überall in Botswana.



Mit BP geht's flott voran!



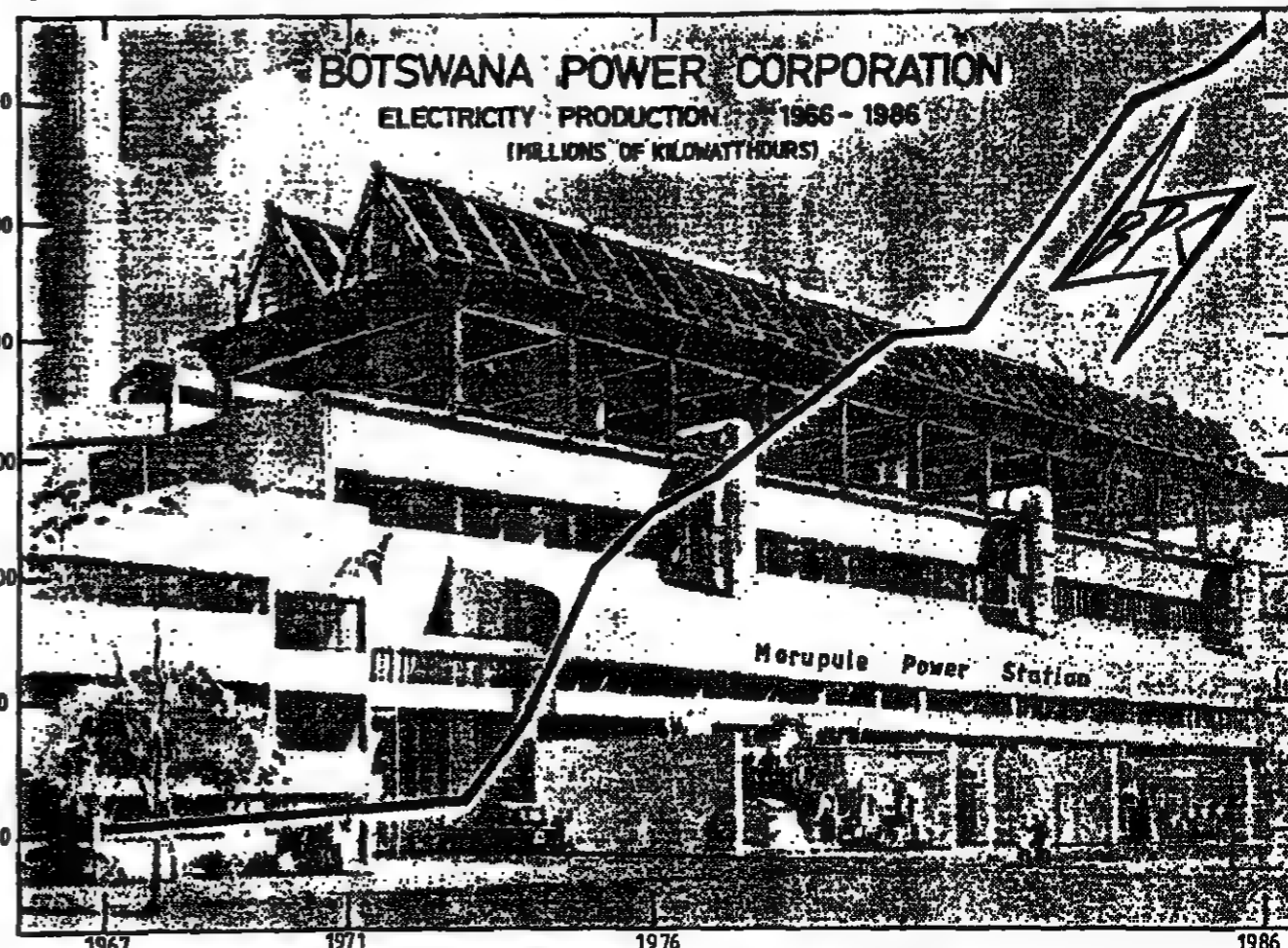
INTERESSANT FÜR AUSLÄNDISCHE INVESTOREN



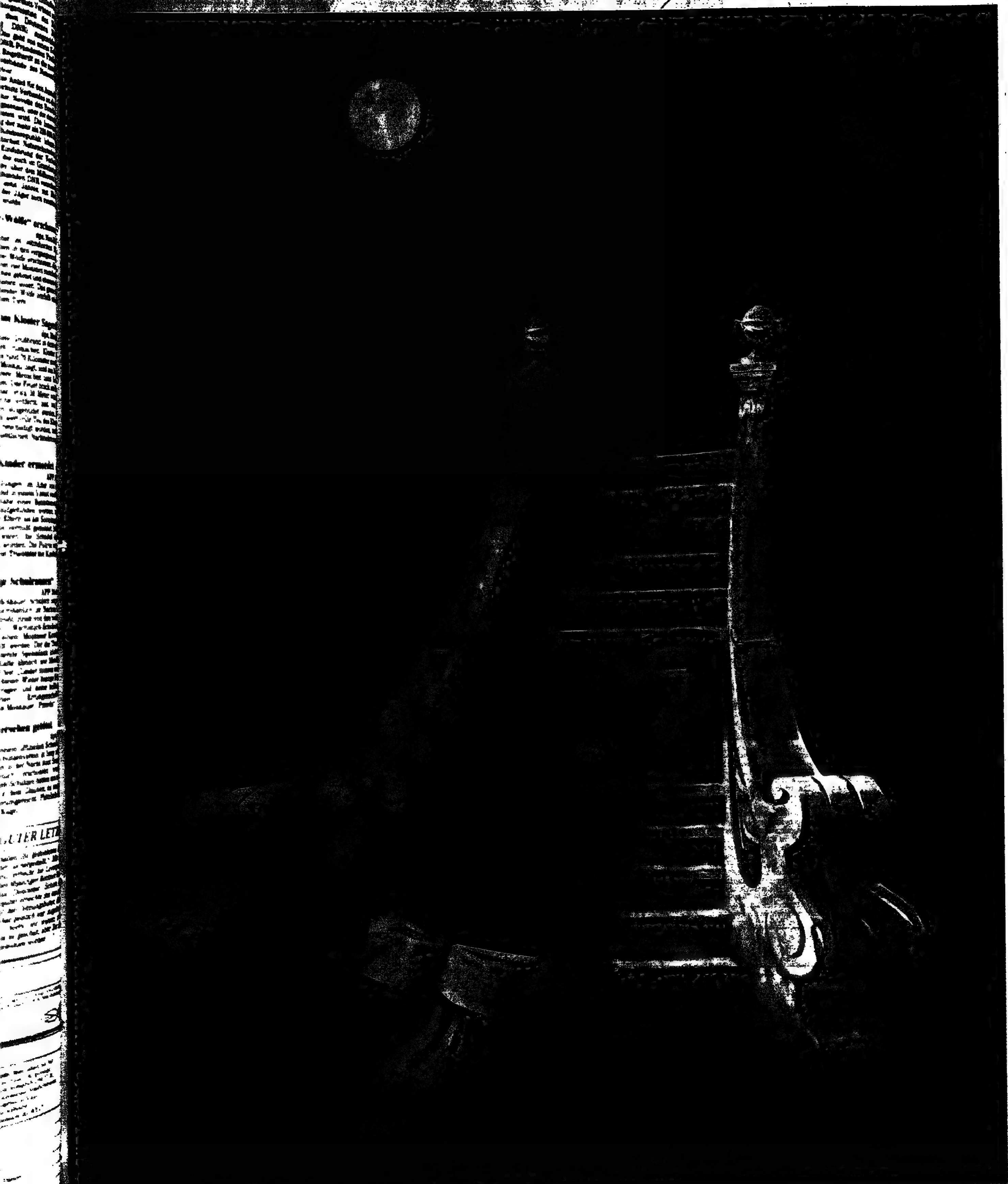
- + Botswana genießt eine gesunde Wirtschaftsverwaltung und weist Wachstumsraten auf, die zu den höchsten der Welt gehören.
- + Botswana ist eines der wenigen Entwicklungsländer mit großen Zahlungsbilanzüberschüssen. Die wichtigsten Exportgüter sind Diamanten, Nickel-Kupfer-Matte und Rindfleisch. Vorhandene Devisenreserven reichen für den Importbedarf von fast zwei Jahren aus.
- + Botswana verfolgt eine weitsichtige Fiskalpolitik und weist einen ständigen Budgetüberschuß auf.
- + Der Transfer von Gewinnen, Dividenden und Zinsen unterliegt fast keiner Kontrolle. Ausländische Fachkräfte dürfen bis zu 50 % ihrer Gehälter und ihre gesamten Gratifikationen überweisen.
- + Botswana ermutigt Investoren aus dem Ausland, um die Basis der Wirtschaft zu erweitern und die Industrialisierung voranzutreiben.

BANK OF BOTSWANA

PO BOX 712, GABORONE, BOTSWANA, TELEX: 2 448 BD / 2 405 BD



NE SONDERBEIHE DER WELT ZUR INTERNATIONALEN FRANKFURTER BUCHMESSE 1986



Aus dem Inhalt

Alexander Solschenizyn: „November sechzehn“ - von Günter Zehn. (S. III)
Friedrich Dürrenmatt: „Der Auftrag“ - von Friedrich Luft. (S. III)

Dieter Kühn: „Der Parzifal des Wolfram von Eschenbach“ - von Curt Hohoff. (S. IV)
Fritz von Herzmanovsky-Orlando: „Zwischen Prosa und Drama“ - von Herbert Rosendorfer. (S. IV)

Reiner Kunze: „eines jeden einzigen Leben“ - von Lothar Schmidt-Mühlisch. (S. V)
Jurek Becker: „Bronsteins Kinder“ - von Bernd Jentsch. (S. V)

Margarete Hannsmann: „Pfauenschrei“ - von Karin Struck. (S. VI)
Die größte Buchhandlung der Welt - von Siegfried Helm. (S. VI)

John Updike: „Gedichte“ - von Gabriele Wohmann. (S. VII)
Marguerite Yourcenar: „Der Fangschuß“ - von Michel Tournier. (S. VII)

Alokaranjan Dasgupta: „Gelobt sei der Pfau“ - von Hans Jürgen Heise. (S. VIII)

Autran Dourado: „Oper der Toten“ - von Günter W. Lorenz. (S. IX)
Wladimir Maximow: „Der weiße Admiral“ - von Wolfgang Kasack. (S. IX)
Claude Simon: „Anschauungsunterricht“ - von Alain Robbe-Grillet. (S. IX)

Joseph Heller/Speed Vogel: „Überhaupt nicht komisch“ - von Anthony Burgess. (S. X)

Golo Mann: „Erinnerungen und Gedanken“ - von Hellmut Jaeschke. (S. XI)
Ernst Pawel: „Das Leben Franz Kafkas“ - von Joachim Seyppel. (S. XI)

Hans-Peter Schwarz: „Adenauer“ - von Karl Dietrich Bracher. (S. XIII)
Rainer Barzel: „Im Streit und umstritten“ - von Georg Schröder. (S. XIII)

Gerhard Herr: „Freiheit, die ich meine“ - von Hellmut Diwald. (S. XIV)
Karl Steinbuch: „Schluß mit der ideologischen Verwüstung“ - von Fritz Schenk. (S. XIV)

Jacques Attali: „Siegfried G. Warburg“ - von Ernst Cramer. (S. XV)
Valentin Poluch: „Auf Santers Wiese“ - von Gregor von Rezzori. (S. XV)

Carl Jacob Burckhardt: „Briefe“ - von Otto Kopp. (S. XVI)

James A. Michener: „Texas“ - von Hans Krump. (S. XVII)
Zhang Xinxin/Sang Ye: „Peking Menschen“ - von Oskar Weggel. (S. XVII)

Interview mit Astrid Lindgren - von Alfred Starkmann. (S. XVIII)

Bücher für Kinder und Jugendliche. (S. XIX)

Gertrud Höbner: „Die Zukunftsgesellschaft“ - von Ulrich Lohmar. (S. XX)

Hermann Lilbke: „Religion nach der Aufklärung“ - von Friedrich Wilhelm Korf. (S. XXI)

Peter Gay: „Erziehung der Sinne“ - von Peter R. Hofstätter. (S. XXII)
„Die Windsors / Briefe einer großen Liebe“ - von Joachim Neander. (S. XXII)

Michael Grant: „Die Geschichte Roms“ - von Bernhard Kytzler. (S. XXIII)

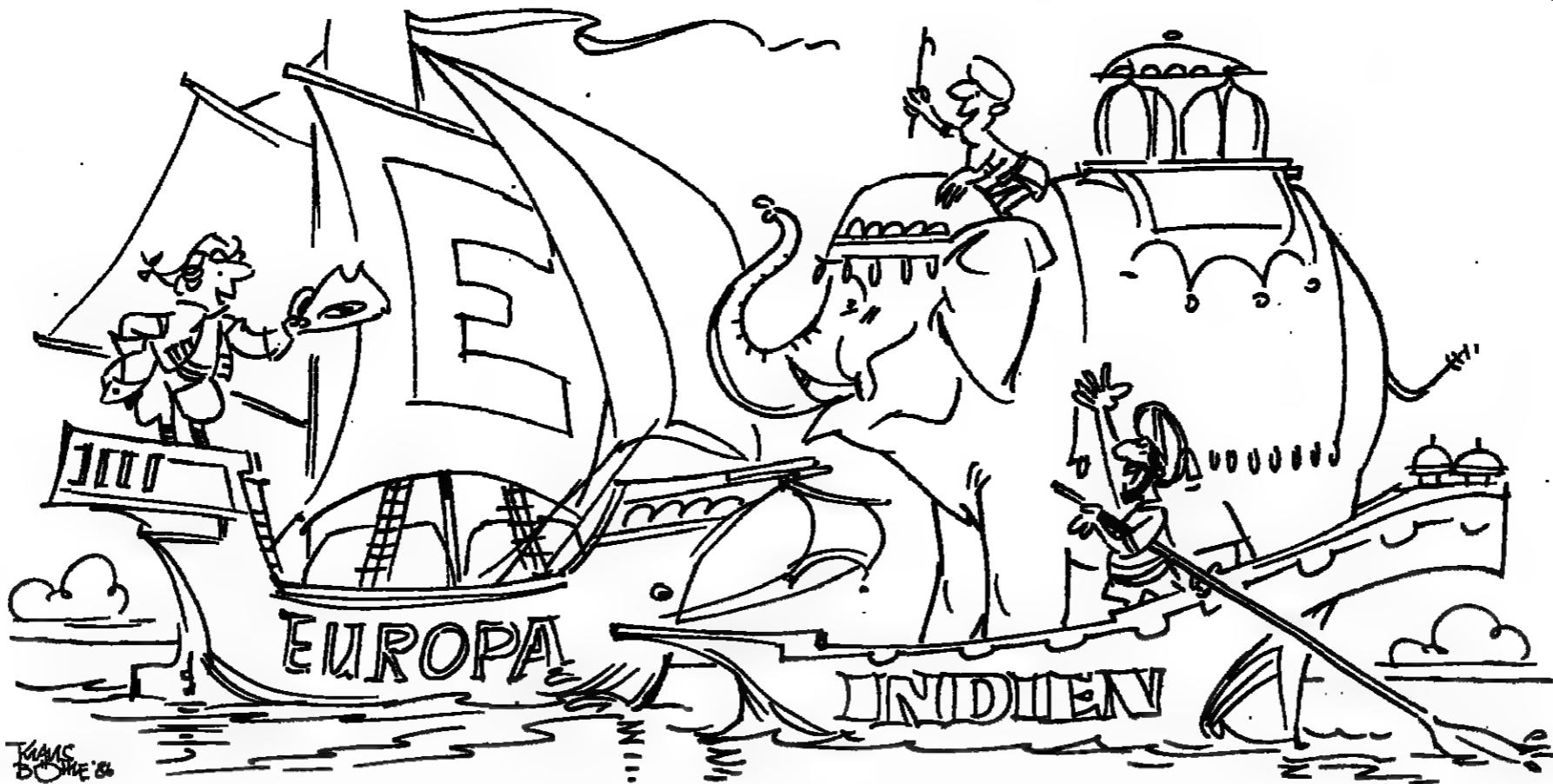
Flurin Spescha: „Das Gewicht der Hölle“ - von Paul F. Reitze. (S. XXV)
Christoph Meckel: „Plunder“ - von Hans Egon Holthaus. (S. XXV)
Thomas Bernhard: „Auslöschung“ - von Otto F. Beer. (S. XXV)

Drei Bücher über Mozart - von Reinhard Beuth. (S. XXVII)

Lothar Seehaus: „Dmitri Schostakowitsch“ - von Detlef Gajow. (S. XXVII)

Karl Lagerfeld: „Creationen mit Anna Piaggi“ - von Michael Meyring. (S. XXVIII)

Das große Preisausschreiben der WELT zur Buchmesse 1986. (S. XXIX)



ZEICHNUNG: KLAUS BÖHLE

„Wir können Europa geistig viel geben“

Von DILIP KAMTEKAR, Botschafter Indiens in der Bundesrepublik Deutschland

Das Interesse an indischer Kultur in Deutschland hat eine illustre Tradition, die mehrere Jahrhunderte alt ist (s.S. VIII). Nach Erlangung der Unabhängigkeit hat Indien sehr enge kulturelle Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland entwickelt. Erheblichen Auftrieb erhielt der gegenseitige Austausch durch das Kulturabkommen zwischen den beiden Ländern, das 1969 unterzeichnet wurde.

Im März 1985 wurde in Bonn ein Indisches Kulturzentrum gegründet, das seitdem eine Anzahl kultureller Veranstaltungen wie Ausstellungen indischer Malereien und Keramikarbeiten, Konzerte, Vorlesungen über indische Kunst, Religion und religiöse Bewegungen sowie Vorführungen von Dokumentarfilmen durchgeführt hat.

Was die darstellenden Künste anbelangt, waren bereits fast alle namhaften indischen Künstler in der Bundesrepublik Deutschland. Zu ihnen gehören der Meister des Sitarspiels Pandit Ravi Shankar, die bekannte Sängerin Gangubai Hangal, der Sarangspieler Ustad Sabri Khan, die berühmten Dhrupad-Sänger Ustad Nasir Zahiruddin Dagar und Ustad Nasir Faruquddin Dagar, der Geiger Dr. L. Subramaniam und viele andere. Der Austausch sehr prominenter Künstler findet im allgemeinen außerhalb des Kulturabkommens statt, das hauptsächlich vielversprechende junge Talente fördern soll.

Andererseits haben auch mehrere Künstlergruppen aus der Bundesrepublik Deutschland Tournées nach Indien unternommen, und ihre Darbietungen stießen beim indischen Publikum auf hohe Anerkennung. Im Jahre 1982 fand in Indien mit großem Erfolg eine Gemäldeausstellung deutscher Expressionisten statt. Bei der alle drei Jahre von der Lalit Kala Akademie in Neu Delhi veranstalteten Triennale ist die Bundesrepublik stets sehr stark vertreten. Die Max-Müller-Bhavana bemühen sich aktiv um die Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur in Indien. Die Deutsch-Indischen Gesellschaften sowohl in der Bundesrepublik als auch in Indien sind wirksame Foren für die Gewinnung weiterer Freunde Indiens in der Bundesrepublik Deutschland und neuer Freunde Deutschlands in Indien.

Die Zusammenarbeit im Bereich Bildung ist ein wesentlicher Bestandteil der kulturellen Beziehungen zwischen Indien und der Bundesrepublik. Beide Seiten bieten einander Stipendien für Diplom- und Forschungsstudien in ihren jeweiligen Ländern an. Auch werden kurzfristige Stipendien für das Studium an führenden Universitäten bereitgestellt. Neben den akademischen Stipendien bietet die Bundesrepublik 50 Ausbildungsplätze für Inder in der deutschen Industrie. Die beliebtesten Studienfächer indischer Studenten in Deutschland sind Ingenieurwissenschaften, Mathematik und Sozialwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften und Medizin.

Ein weites Betätigungsfeld besteht heute im Bereich der Übersetzung berühmter klassischer und moderner literarischer Werke aus den verschiedenen indischen Sprachen ins Deutsche. Schon in der Vergangenheit wurde auf diesem Gebiet bahnbrechende Arbeit geleistet. Klassische Werke wie der Rigweda, die Upanishaden, die Bhagavad-Gita, Texte des Buddhismus und Jainismus,

um nur einige wenige zu nennen, sind bereits in die deutsche Sprache übersetzt worden. Zu den späteren Übersetzungen gehören „Ramcharit Manas“ von Tulsiidas sowie Werke von Munshi Prem Chand und Tagore. Deutsche Übersetzungen moderner indischer Literatur schließen Werke von Mulk Raj Anand, Kamala Markandeya und Anita Desai ein.

Große Möglichkeiten bestehen auch im Hinblick auf die Zusammenarbeit im Bereich der Originalmanuskripte. Hier besitzt die Bundesrepublik umfangreiche Sammlungen, die für weitere Forschungsarbeiten in Indien genutzt werden könnten. Die 38. Frankfurter Buchmesse wird ein weiterer Meilenstein in den kulturellen Kontakten zwischen den beiden Ländern sein. Das Programm der Messe ist darauf ausgerichtet, Indien, indische Autoren und indische Bücher in großem Umfang herauszustellen. Über 80 indische Verleger nehmen an der Messe teil. Das schafft Gelegenheit, verschiedene Aspekte des indischen Kulturerbes darzustellen (s. Angaben unten).

Ich freue mich ganz besonders darüber, daß die diesjährige Frankfurter Buchmesse das Thema „Indien - Wandel in Tradition“ gewählt hat. Dieses Thema bringt das Wesen des modernen Indien zum Ausdruck - Stolz auf das kulturelle Erbe des Landes sowie Zuversicht und die Befähigung, sich in das moderne Zeitalter einzufügen.



Indiens Botschafter Dilip Kamtekar FOTO: DIE WELT

Was man alles auf der Messe über Indien erfahren kann

Indien wird während der Buchmesse vom 1. bis zum 6. Oktober in der Schwerpunkt-Halle 7 seine literarische „Heimstatt“ haben. Hier werden zwei große Ausstellungen, „Printed & Published in India“ (das zeitgenössische indische Literatur-schaffen) mit rund 5000 Titeln und „Books on India“ (die schriftstellerische Behandlung Indiens durch den Rest der Welt) mit 2.500 Titeln einen guten Überblick über Literatur aus und über Indien geben.

Außerdem wird die Ausstellung der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, „Die indische Welt in den Büchern einer alten europäischen Bibliothek“ mit ca. 100 Exponaten ein Zeugnis der Bedeutung Indiens für die europäische Geisteswelt ablegen. 200 Jahre Verlagswesen in Bengalen ist der Titel einer Photoschau, die vom 1. bis zum 6. Oktober, verteilt auf insgesamt 14

Stände bengalischer Verleger, zu sehen sein wird. Das Innere der Schwerpunkt-Halle werden Skulpturen zu dem Mahabharata-Epos der indischen Mythologie schmücken.

Das indische „Literarische Vergnügen“ wird einen festen Platz auf der Bühne in Halle 7 haben, die als „Indisches Forum“ Autoren und Autorinnen aus Indien die Möglichkeit öffentlicher Lesungen gewährt, täglich zwischen 14.30 und 18.30 Uhr.

Auch Musik und Tanztheater kommen auf dem Frankfurter Messegelände nicht zu kurz: In Halle 7 wird am 30. September um 18.30 Uhr das „Musik-Ensemble von Benares“ aufspielen, während am 3. Oktober um 19.30 Uhr in der Kongresshalle klassische indische Musik mit Ustad Amjad Ali Khan, einem der bedeutendsten Sarod-Virtuosen, geboten wird. Klassischen indischen Tanz präsentiert am 4. und 5. Oktober jeweils um

19.30 Uhr das Kathakali-Tanztheater ebenfalls in der Kongresshalle.

Abgesehen von den vielfältigen Einzelaktivitäten von Frankfurter Buchhandlungen gibt es weitere Veranstaltungen im Umfeld der Buchmesse. „Das indische Kino“ heißt eine aus ca. 30 Filmen bestehende Retrospektive in Auswahl, die 60 Jahre indische Filmgeschichte aufzeigen wird. Die Reihe wird im Frankfurter Kommunalen Kino am 5. Oktober mit dem Film „Khandhar“ (1983) von Mrinal Sen eröffnet. Eine Auswahl indischer Filme zeigt auch das Wiesbadener Kino „Bambi“ am 8. Oktober, ab 16.00 Uhr.

Lesungen indischer Autoren und Autorinnen finden am 1. und 5. Oktober jeweils um 20.30 Uhr in der Buchhandlung „Neue Horizonte“ in Frankfurt mit anschließendem Autorenstammtisch in der „Marotte“ statt. Die Frankfurter Frauenschule in der Hamburger

Straße veranstaltet einen Frauen-Literatur-Treff, „Manushi“, über die indische Frauenbewegung. In Wiesbaden werden im Hilde-Müller-Haus am 1., 2. und 3. Oktober jeweils ab 20.00 Uhr Lesungen mit indischen Schriftstellern organisiert, wobei im Anschluß an das Programm vom 2. Oktober das „Musikensemble von Benares“ eine „Indische Musiknacht“ präsentieren will.

Eine große Gemäldeausstellung, „Zeitgenössische Indische Malerei“, wird in der Wandelhalle der Frankfurter Paulskirche gezeigt. Sie ist täglich bis einschließlich 6. Oktober von 10.00 bis 18.00 Uhr geöffnet, am 5. 10. wegen der Verleihung des Friedenspreises allerdings erst ab 15 Uhr. - Wer will, kann sich also auf der Buchmesse in Frankfurt voll über das Geistesleben des Subkontinents informieren.

Messe-Geflüster

Irgend jemand hat irgendwann die Frankfurter Buchmesse als „Oktoberfest des Geistes“ apostrophiert. Ist es eigentlich statthaft, die weltgrößte Bucherschau mit dem Münchner Volksfest in Beziehung zu setzen? Es ist. München ist die Generalprobe für Frankfurt. Eine Woche vor Eröffnung der Buchmesse fallen amerikanische Verleger und Agenten scharenweise in München ein, und in der Regel trifft es sich, daß auf der „Wiesn“ gerade angezapft wird (beide Veranstaltungen überlappen sich zeitlich).

Als zweitgrößte Verlagsstadt der Welt (nach New York) ist die bayerische Metropole für sie von großem Interesse. Und so geben sie sich in den Münchner Verlagen, bei Langen-Müller, Bertelsmann, Droemer und Goldmann beispielsweise, die Klinke in die Hand, um über Lizenzen zu verhandeln.

Aber auch Autoren nutzen die Hauptstadt des Freistaates Bayern als Premierenort. Prominenteste Vertreterin der Zunft war in diesem Jahr die wohl erfolgreichste, in jedem Fall produktivste Schriftstellerin der Welt - Barbara Cartland, die 435 Bücher verfaßt hat, und in der Regel trifft es sich, daß auf der „Wiesn“ gerade angezapft wird (beide Veranstaltungen überlappen sich zeitlich).

Die jährliche Veranstaltung in Frankfurt ist viel mehr als eine Handelsmesse - sie ist der Höhepunkt im Jahreslauf der Büchermenschen aus allen Erdteilen. Es wird natürlich auch geklatscht. Es läßt sich voraussagen, daß man diesmal über drei Fragen reden wird: Hat Bertelsmann nun den amerikanischen Verlagsgiganten Doubleday gekauft (verhandelt wurde ja) oder nicht? Wechselte Olaf Paechke, Boß der Publikumsverlage innerhalb der Verlagsgruppe Bertelsmann, zuständig auch für den amerikanischen Taschenbuchverlag Bantam, nach New York? Und was ist mit Gert Friderking, der er zu Ullstein oder nicht? Friderking entwickelte sich zum Troubadour der Szene, ist einer der festgefahreneren Schiffe wieder ins rechte Wasser lotet. Ullstein könnte so einen Macher gut gebrauchen, heißt es in der Branche.

Daß in Frankfurt Bücher ausgestellt werden, ist nur die halbe Wahrheit. Auf der Buchmesse stellt sich jeder aus, sie ist ein Jahrmarkt der Einzelheit. Es kommt gelegentlich zu Maskeraden. Droemer Knauer hat für die Einführungsverwertung der Texas-Saga von James A. Michener (siehe S. XXVII) tausend Jeaneen-Jacken mit dem Emblem „Amerikas Nummer eins“ ist auch unsere Nummer eins“ bestellt und sie dem Buchhändler zum Selbstkostenpreis offeriert. Da man nicht alle losbringen konnte, wird sich das Standpersonal wohl als Dressen und -wörmchen betätigen müssen.

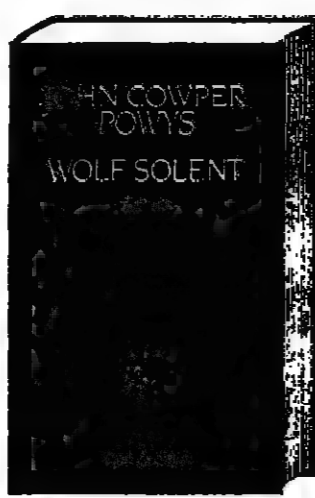
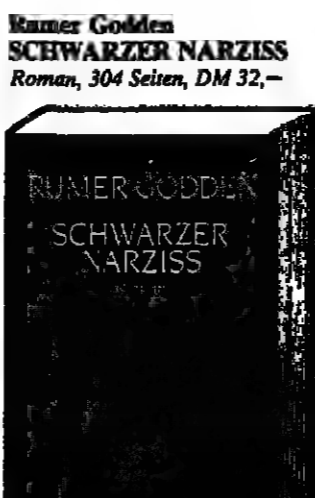
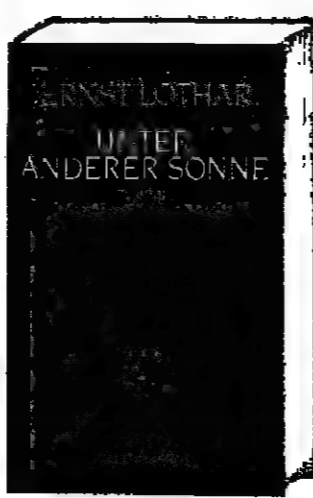
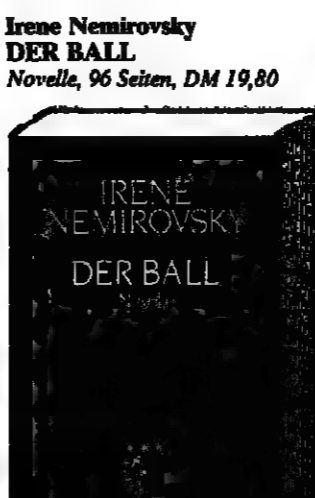
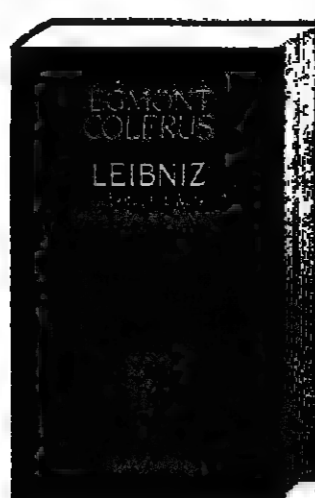
Um die Buchhändler an ihre Stände zu locken, es könnten ja Bestellungen dabei abfallen, lassen sich die Verlage viel einfallen. Der Fachverlag „Markt & Technik“ zum Beispiel fertigt für Besucher in Minutenschnelle fotografische Kontexte an - mittels Videokamera und Computertechnik. Der Falckenberg offeriert Buchhändlern, ihren Namenszug von einer Kalligraphin kunstvoll gestalten zu lassen, und der Esoterik-Verleger Peter Erd wartet mit einer einmaligen Demonstration auf (nur für die Presse): Er läßt einen normalen Menschen mit nackten Fußsohlen über 700 bis 900 Grad heiße Kohlen laufen, um auf die Neuerscheinung „Feuerlaufen“ aufmerksam zu machen.

Für ihre Gäste halten die literarischen Aussteller Erfrischungen und Stärkungen bereit. Ganz Gewieft wissen, wie sie sich - von Stand zu Stand eilend - ein komplettes Menü zusammenstellen können: Sie öffnen mittags die Suppe bei der WELT, verzehren ein Crêpe bei Ceres, knabbern selbstgebackene Kekse bei „Omni Leeb“, der Kochbuchautorin und -verlegerin.

Albrecht Bangert, Kunsthistoriker, Autor und nun auch Verleger, ist zum erstenmal auf der Buchmesse. Er präsentiert dort sein drittes Verlagsprojekt, „Deutsche Stahlrohrmöbel“. Es steht noch nicht im Katalog - der wird erst in sechs Wochen fertig. Dafür serviert Bangert an seinem Stand ebenfalls in der Flasche gegorenen, ungefilterten, also natürlichen Prosecco: ich weiß es, wir haben denselben Weinhandler. Für mein Wohl ist gesorgt.

Die neue Reihe Ex Libris Paul Zsolnay

Bücher,
die man nicht vergißt

John Cowper Powys
WOLF SOLENT
Roman, 704 Seiten, DM 39,80Rainer Golden
SCHWARZER NARZIß
Roman, 304 Seiten, DM 32,-Ernst Lothar
UNTER ANDERER SONNE
384 Seiten, DM 32,-Irene Nemirovsky
DER BALL
Novelle, 96 Seiten, DM 19,80Edmond Coderus
LEIBNIZ
576 Seiten, DM 34,-

Die neue Reihe
Ex Libris Paul Zsolnay
bringt in bibliophiler
Ausstattung berühmte
Bücher großer Autoren,
Lieblingsbücher,
nach denen immer wieder
gefragt wird.
Einheitliche Ausstattung:
in Leinen gebunden,
bedrucktes Vor-
und Nachsatzpapier.

lesse-
flüster

Solschenizyns große Ordnung im Chaos

Von GÜNTER ZEHR

Als „Stabsarbeit im Inferno“ hat ein französischer Kritiker das 1300-Seiten-Konvolut „November sechzehn“ von Alexander Solschenizyn charakterisiert, dessen deutsche Ausgabe es hier anzuzeigen gilt. Ein treffender Vergleich. Schon beim ersten Durchblättern stellen sich immer wieder diese beiden Eindrücke ein: Stabsarbeit einerseits, Inferno andererseits.

Der Leser findet Generalstabskarten aus dem Ersten Weltkrieg mit penibel eingezeichneten Frontverläufen, einen Stadtplan von St. Petersburg, einen ausgedehnten Anmerkungsapparat, ein komplettes Namensregister. Es gibt ein Inhaltsverzeichnis, in dem nicht nur die einzelnen Kapitel aufgeführt werden, sondern auch jede knappe Erzählkurve innerhalb der Kapitel. In einer „Bemerkung des Autors“ legt dieser Rechenplan darüber ab, wann die einzelnen Abschnitte seines Buches entstanden und wann sie umgearbeitet wurden. Er nennt die Archive, die Dörfer und Landschaften, in denen er recherchierte, markiert die Stellen, in denen historische belegbare Zitate in sorgfältig nachkonstruierte, „freie“ Dialoge und Monologe übergehen. Alles scheint wohlgeplant und an seinem Platz.

Und dennoch wirkt „November sechzehn“, auch schon äußerlich, wie ein infernalisches Chaos. Ständig wechseln die Schriftgrößen und die Schriftgrößen. Eine grelle Collage-Technik dominiert, die Zeitungsschlagzeilen mitten in eher gemächliche Erzählabschnitte pflanzt und das erzählerische Ich ohne Vorwarnung aus der ersten Person in die dritte und zurück kippen lässt.

Alexander Solschenizyn: **November sechzehn. Das rote Rad/Zweiter Knoten. Roman.** Aus dem Russischen von Hedy Pross-Werth. Piper Verlag, München. 1200 S., 78 Mark.

Unablässig variieren die Genres. Was soeben noch lyrische Suada war, ist im nächsten Augenblick trockene Dokumentation. Scheinbar bereits abgeschlossene Kapitel werden plötzlich brutal zurückgerollt, um noch einmal in veränderter Duktus und aus anderer Perspektive erzählt zu werden. Banale Alltagssprache und hoher Ton vermischen sich.

Erst ein genaues, geduldiges Sich-Einlassen auf den Text in all seinen Verzweigungen verhilft einem dazu, die scharf umrissene Kontur zu erkennen, die ihn zusammenhält. „November sechzehn“ ist Teil einer gewaltigen Epöpe, die völlig einmalig da steht in der neueren Literatur.

Alexander Solschenizyn will hier Literaturformen zusammenzwingen, die gemeinhin als unvereinbar gelten. Er hat sich nicht mehr und nicht weniger vorgenommen, als die russische Revolution von 1917 und ihre Vorgeschichte innerhalb eines einzigen Werkzusammenhangs sowohl historisch als auch belletristisch episch darzustellen, und zwar auf höchstem, ehrgeizigem Niveau und dennoch in volksaufklärerischer Absicht. Jede Zeile soll dem nüchternen Anspruch des Historikers nach objektiver Information standhalten können, und trotzdem soll sich das Ganze zu einem Kunstwerk stil generis runden, zu einer riesigen Polit-Fiktion, einer Weltparabel, die die Herzen auch noch der fernsten Nachfahren bewegt und ihre Seelen lüftet.

„Das Rote Rad“, so nennt der berühmte Exil-Autor und Literatur-Nobelpreisträger sein Unternehmen. Es besteht aus einer Reihe von Bänden mit jeweils über tausend

Seiten, von denen jeder einen bestimmten „Knoten“ abbildet, einen kurzen Zeitraum von drei, vier Wochen, in dem sich die Ereignisse dramatisch schürzen, so daß sich der Ereignisstrom in seiner Totalität abspiegeln kann. „November sechzehn“ ist der zweite dieser Bände, nach dem schon erschienenen Band „August vierzehn“ und vor „März siebzehn“, dessen Erscheinen in der Originalsprache im Pariser Exil-Verlag „Mysl“ unmittelbar bevorsteht.

„November sechzehn“ behandelt die Zeit zwischen dem 27. Oktober und dem 17. November 1916, da sich die Unmöglichkeit eines baldigen Sieges über die Deutschen abzeichnet und die ganze Sinnlosigkeit des Krieges bereits überschärft hervortritt. Die Fronten sind nach der russischen Brusilow-Offensive vom Frühjahr erstarrt. Der Feind hat Galizien zurückerobert, Kurland und Polen besetzt und steht jetzt unmittelbar vor Riga, Rowno und Tarnopol. Das Offizierskorps ist unzufrieden mit der Armeeführung, die einfachen Soldaten unzufrieden mit ihren Offizieren. Bolschewistische und sozialrevolutionäre Agitatoren kochen ihr Süppchen. Und die Etappe spielt zynisch „Letzten Tango“.

In Zürichler Exil lebte Solschenizyn mit Lenin und sein Gefolgshandl Parvus der „revolutionären Situation“ entgegen. In Petrograd triumphierte zum letzten Mal der dionysische Einfluß des finsternen Mönchs Grigorij Jefimowitsch Rasputin auf die Zarinnen. Als „Rache für den Gaskrieg“ werden auf dem Newski Prospekt deutsche Geschäfte geplündert. In der Staatsduma im Weißen Saal des Taurischen Palastes liefern sich Rodjanko, Tschelidse und Kerenski wilde Wortgefechte.

Und immer wieder vermischt sich die historisch verbürgte Personage wie selbst-



und immer wieder vermischt sich die historisch verbürgte Personage wie selbst-

Das Vermischen von historischen und fiktiven Personen hat in Frankreich einen der Haupterwände gegen das „Rote Rad“ geliefert. Viele Kritiker forderten: Entweder „Oder“, Entweder historischer Roman oder historische Dokumentation; ein Drittes sei nicht möglich. Auch ein Tolstoi habe sich in „Krieg und Frieden“ der Alternative fügen müssen und habe zum Segen des Werks auf Dokumentaristen-Ehrgeiz verzichtet.

Aber der Hinweis auf Tolstoi sticht nicht, wovon sich jetzt die deutschen Leser überzeugen können. Gerade die Lektüre von „November sechzehn“ erweist – mehr noch als die von „August vierzehn“, wo sich tatsächlich (zumindest in der ersten, noch nicht überarbeiteten Fassung) die epischen und die dokumentarischen Elemente oft be-



Versteht auch mit der Axt zuzuschlagen: Solschenizyn beim Holzhacken im Garten seines Anwesens im US-Staat Vermont

fremdlich im Wege standen –, daß es Solschenizyn längst nicht mehr um ein historisierendes Epos à la „Krieg und Frieden“ geht. Er hat demgegenüber etwas völlig Neues geschaffen, das sich bereits im „Archipel GULag“ ankündigt: eben „Das Rad“, ein sprachliches Kolossalgemälde des kaiserschen Weltgetriebes während einer bestimmten historischen Epoche, ein Unternehmen, in das sich alle Stilmittel streng einordnen müssen.

Worotynzew und die anderen „Fiktiven“ – sie sollen im Grunde gar kein allzu ausgeprägtes eigenes Eigenleben entfalten. Sie werden als Material gebraucht, um der Revolutionsgeschichte zur vollen Wirklichkeit zu verhelfen. Diese besteht ja nicht nur aus totem Dokumentenmaterial, sondern auch und vor allem aus der Erinnerung an die lebendigen Leiber und Geister, die von ihr zermalmt wurden und deren Innerlichkeit nur von der Einfühlungskraft des Poeten nachkonstruiert werden kann. Hier in „November sechzehn“ diskutieren sie noch, eifern sich noch über Frieden und Gerechtigkeit für Rußland; in den nächsten „Knoten“ schon werden die meisten von ihnen, alle die Kowynjow und Palschinskij und Swetichin, vom Moloch der Revolution verschlungen werden.

Das zornig bebende Mitleid mit den Hektomben von Menschenopfern, die die Revolution verbrauchen wird, das Bemühen, das Schicksal dieser Opfer nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und sie gegen die Macht der institutionalisierten Lüge zu schützen, überwiegt den brennenden Hunger auf Wahrheit, auf das, was wirklich gewesen ist: sie sind die einzigen Subjektivismen, die sich Solschenizyn in den vorliegenden Bänden des „Roten Rades“ leistet. All das Gerade in mißgünstigen Gazetten, er

fröhe finster-reaktionären Gesinnungen und lasse Haß und Rachegefühle oder gar Antisemitismus und Chauvinismus walten, ist vollkommen aus der Luft gegriffen.

Man lese die Passagen nach, in denen die Worotynzewa und ihre Freunde das Judenpogrom von Kichinow, den Beilis-Prozess oder die Verhaftung der jüdischen Zuckerfabrikanten diskutieren – da ist auch nicht die Spur einer hässlichen Ränke, sondern genau das Gegenteil: ein großes Mitleid, das sich in Solschenizyns Büchern immer mehr, wenn einfache, anständige Leute ungerecht verfolgt werden, und das auch in „November sechzehn“ intensiv durch den angestrengten historischen Objektivismus hindurchschimmert.

Auch der Vorwurf, Solschenizyn verzerre die geistige Physiognomie der russischen Liberalen, wie sie in der Duma in Gestalt der Kadettenpartei zutage getreten sei, verwehrt sich leichtweg. Ursache und Wirkung, Solschenizyn verzerrt gar nichts, er zitiert ja

immer nur, er blendet die Duma-Reden Miljukows und seiner Gesinnungsfreunde ausführlich und kommentarlos ins Gesamtgeschehen ein, er kann sich gar nicht genug tun mit diesem Zitieren und Dokumentieren. Wenn dabei herauskommt, daß die Miljukows der politischen Situation nicht im mindesten gewachsen waren und ein gut Teil Schuld am Lauf der Dinge auf sich luden, so vernehmen wir da nichts anderes als den Spruch der Geschichte selbst.

Es ist gerade diese Fähigkeit Solschenizyns, die von Ideologen so fürchtbar mißhandelte und entstellte Geschichte immer wieder selbst sprechen zu lassen, die das „Rote Rad“ zur faszinierenden Lektüre macht. Auch Spezialhistoriker treffen in den Bänden auf eine Fülle neuer, bislang unbeachteter Fakten. Revisionen tief eingeschliffener Klischees stehen an. Und dem von Autor natürlich in erster Linie angepeilten russischen Leser wird sich, wenn das Riesensystem einmal im weiten russischen Reich legal zu haben sein wird, ein reiner Borsch historischer Faktizität öffnen, mit dessen Wässern der Augiasstall der jahrzehntelangen Lügen ausgespült werden kann.

Dennoch gibt es triftige Einwände gegen das Riesensystem, und sie entziehen sich trügerischweise ausgerechnet an den eben genannten Vorzügen. Was einerseits Tugend ist, die bohrende Suche nach der unverteilten Wahrheit, die grimmige Freude an der historischen Trouville, das ist andererseits auch Unbegrenzung, Ursache für literarische Durchhänger, für Längen und formal nicht erklärbare Wiederholungen. Solschenizyns Textur liefert keine gleichmäßige Höheebene, sondern eine Abfolge von Höhen und Tiefen. Wer im „Roten Rad“ liest, führt Achterbahn. Der Respekt vor der Kühnheit der Gesamtanlage kann den Leser nicht in jedem Fall über die Umständlichkeit der Aufstiege oder den rasenden Schwindel der Abfahrten hinwegtrösten.

Das betrifft vor allem „November sechzehn“. Dieser „Knoten“ mußte zwar geschrieben werden, um das Kommende in all seiner Dramatik verstehbar zu machen, und er enthält selbstredend eine ganze Reihe glanzvoller Höhepunkte, beispielsweise die beklemmenden genauen Psychogramme der Revolutionsmänner Lenin und Parvus. Im übrigen jedoch trägt sich äußerlich verhältnismäßig wenig zu, man konfrontiert uns dauernd mit Fakten, die an diesem Ort einermäßen rätselhaft erscheinen, weil sie erst im nächsten oder übernächsten „Knoten“ ihre Wirkungskraft entfalten werden. „November sechzehn“ sollte also nicht zum bloßen Nennwert genommen werden, denn das Buch ist nicht zuletzt ein großes Versprechen auf künftige Einsichten.

Es bedeutet hohes verlegerisches Risiko, ein so unbequemes, beziehungsreiches und nach allen Seiten offenes Buch herauszubringen. „November sechzehn“, von Hedy Pross-Werth makellos übersetzt, ist ein mächtiger Wurf und wahrscheinlich das wichtigste Ereignis des Buchherbstes '86. Aber Geschäft wird sich möglicherweise erst einstellen, wenn im gleichen Haus auch die deutsche Version von „März siebzehn“ und die Neufassung von „August vierzehn“ erschienen ist. Wie gut, daß es in Deutschland noch mutige Verleger gibt!

Ein Leselanglauf mit Dürrenmatt

Von FRIEDRICH LUFT

Vor das Lesen hat Friedrich Dürrenmatt, der Lüste und Verspielt, die Mühe gesetzt. Die Begriffsbestimmung des Untertitels stimmt. Dies ist eine Erzählung. Es ist ein supermodernes Gruselmärchen. Es ist eine Kriminalgeschichte. Es ist eine literarische Phantasmagorie. Es ist ein literarisches Kunststück und vorgefaßtes Verwirrspiel.

Aber es liest sich vorsätzlich mühsam. Dürrenmatt hat die 24 Kapitel in große und schwere Satzklötze verpackt. Er meidet den Punkt, oder er läßt ihn nur jeweils am Ende des zweiten, dritten oder vierten Kapitels erscheinen. Die Mühe ist bedeutend und vom Autor mit fast hässlichem Vergnügen eingebracht. Der Leser soll im Leselanglauf schwitzen. Das tut er wirklich.

Nun gibt es endlose Satzschlangen, die schon bei großen Autoren. Thomas Mann hat göttlich endlose Satzgebilde gebaut. Kleist hat schier himmlische, langwierig fließende Satzperioden konstruiert und zum Siege geführt. Dürrenmatt quält den Leser. Er muß, wenn direkte Rede angebracht wäre, konsequent sich der indirekten bedienen. Das macht das Verständnis schwierig. Dürrenmatt muß, um seinen Schreibetisch zu erreichen, immer neue Schachtelsätze konstruieren. Oft denkt man, sozusagen auf dem rettenden Punkt setzen! Er tut es nicht. Er setzt ein Komma. Der Mammutsatz schlingt weiter. Der Punkt kommt erst nach mehreren Seiten zum Kapitelende.

Dürrenmatts konsequenter Autorenmüll – spagist ist er im Grunde nicht. Sein grammatikalischer Langstreckenlauf bleibt eine formale Sottise. Ein den Leser eher verwirrendes Unikum. Der formale Spaß, so sehr man ihn zu Anfang noch bewundert, fließt bald aus. Er wird eher zu einer Lese-Zumutung. Ich mußte jedes Ein-Satz-Kapitel zweimal lesen, um seines Inhalts einigermaßen faßbar innerzuwerden.

Was aber erzählt Dürrenmatt auf diese verschachtelt schrullige Art? Es beginnt wie eine absurde Kriminalgeschichte. Die Frau eines reichen Schweizer wird auf einer

Friedrich Dürrenmatt:

Der Aufstieg Oder vom Beobachten des Beobachters der Beobachter. Erzählung in 24 Sätzen. Diogenes-Verlag, Zürich, 133 S., 22 Mark.

Fluchtreise in den Nahen Orient verewaltigt, sie wird ermordet. Der eher kalte Gatte läßt sie (oder was von ihr noch vorhanden ist), im Sarg unter einem Helikopter hängend, nach Hause fliegen. Der Sarg wird direkt aus der Luft in die vorbereitete Grabstätte eingelassen. Ein Erdbegräbnis direkt von Himmel.

Und nun gibt der kaum besonders bewegte Witwer einer Fernsehreporterin den Auftrag, mit ihrem Team herauszufinden, wie es zu dem scheußlichen Todesfall kommen konnte. Dürrenmatt schweigt mit seinen Schlangensätzen in lauter unwirklicher Wirklichkeit. Er meditiert, ob Wahrheit überhaupt als Wahrheit faßbar sei. Er denkt in überlangen Perioden darüber nach, ob nicht der Beobachter, oder wie hier, der Spion einer Wirklichkeit selber die Wirklichkeit seiner Beobachtung verfälsche oder doch verschiebe. Er sei immer selbst im Blickfeld.

Die Reporterin gerät in alle wüsten Schlingensiefeln unserer Zeit. Ihr Reporterfließ gerät an Doppelgängerinnen der gesuchten Toten. Sie fällt in die Fänge orientalischer Schlingentoten. Jedesmal, wenn ihr Opfer partiell sichtbar zu werden scheint, verunkelt sich die Erkenntnis. Sie gerät immer neu in teils höchstverwunderliche, teils überaus widerwärtige Verwirrungen. Dürrenmatt reißt lauter Hüllen auf. Seine Phantasie treibt, angeekelt, immer andere, verblüffende Giftblüten, wie um das Kierkegaard-Motto zu belegen: Daß das Leben partout scheußlich, verkehrt, grauhaft und gar nicht auszuhalten sei. Ansichtssache!

Gleichviel, man folgt den wuchtigen Auswüchsen der dürrenmattischen Phantasie,

wenn auch immer wieder lesebehindert, amüsiert. Ein Logistiker tritt auf, der die Fernsehreporterin mit Denkschärfe auf die tiefe Fragwürdigkeit ihres Mediums hinweist. Wer Menschen oder die Tatbestände, in die sie verwickelt sind, abbildet, sie scheinbar interpretiert, Bilder von ihnen festhält, sie festzulegen versucht – ein solcher kleidet den Abzubildenden zwangsweise in ein subjektives Bild. Der so inständig und neugierig Beobachtende ähnelt das Objekt seinem subjektiven Blick an. Er verändert es nach seinem eigenen Bilde. Er verfälscht notwendigerweise. Jede Objektivität wird durch die Intensität des Beobachtenden zersetzt und aufgelöst. Unsere Sichtweise ist aufs äußerste fragwürdig. Sie stellt sich selbst und der Wahrheit im Wege.

Der Witwer der absurden Toten legt der Reporterin ein ausführliches Tagebuch vor, das die Verschwendung und dann so spektakulär direkt aus dem Himmel Beerdigung in ihrem Zusammenleben mit dem kalten Manne Tag für Tag gefertigt hat. Sie hat mit diesem Tagebuch ihren Gatten, Stunde um Stunde, minutiös beobachtet. Jede seiner kleinen Unertlichkeiten hat sie, geradezu rachsüchtig, notiert.

Am Ende dieses gequälten Tagebuches fand sich die Eintragung: Sie selber, die unter den Ehemaligen unerträglich Leidende, sie selber sei heimlich, während sie so geradezu ingrimmig die Marotten ihres Lebensgefühls beobachtete und niederschrieb – sie selber sei beobachtet worden, während sie ständig auf dem Beobachtungsstande war. Das habe sie zutiefst erschreckt.



Friedrich Dürrenmatt FOTO: BRIGITTE FRIEDRICH

Es habe ihr klargemacht: Der so ingrimmig und ausführlich Betrachtete sei in den Besitz ihrer Eintragungen gekommen. Diese Einsicht hat sie in ihre Fluchtangst versetzt. Wer einen anderen so ausspioniert, werde selbst durch Rückbeobachtung zerlegt.

Das nun wieder bringt die Reporterin, die Fernseh-Dokumentaristin, ins gedankliche Schlingern. In der großen Höllefahrt, die sie in diesem Buche antritt, wird sie selbst immer wieder von anderen, feindseligen Fernsehsehtams verfolgt, gefilmt und beobachtet. Unsere Welt, will Dürrenmatt offenbar erweisen, ist schier aufgelöst durch solche, die durch Beobachtungen und optische Dokumentation das eigentliche Bild unserer Welt nur zerstören.

Hat man sich durch die schier glühend erfindungsreichen, die eng verpackten zwei Dutzend Satz-Kapitel der Erzählung hindurchgewühlt, lechzend nach der Auflösung am Ende: Siehe, Dürrenmatt poppt uns erschrecklich. Er zieht sich aus der totalen Wirmis, die er so pfleglich angerichtet hat, mit einem kleinen, billigen Autorenspaß zurück. Die Leiche war keine! Dürrenmatt, darf man seine Leser so leimen?

Neue Heyne-Taschenbücher

Hier sind 9 von über 40 neuen Heyne-Taschenbüchern im Oktober '86.

KIRST Blitzmädel
Mit „Blitzmädel“, der Geschichte der Nachkriegs-Heldinnen an der Front, setzt Hans Hellmuth Kirst seine berühmten Romane über den Zweiten Weltkrieg fort.
(Heyne 6746/DM 7,80)

BARBARA TAYLOR BRADFORD STIMME DES HERZENS
Ein schillernder Roman aus der Welt des Theaters und Films. Von der Autorin des Welterfolgs „Des Lebens bittere Süße“, nach dem die gleichnamige Fernsehserie entstand. (6747/DM 12,80)

Uta Danella Alles Töchter aus guter Familie
Uta Danellas bezaubernder Roman um die ersten Erlebnisse eines jungen Mädchens in der Welt der Erwachsenen.
(Heyne 6846/DM 6,80)

Colin Forbes
Drei Top-Thriller von Colin Forbes in einem Band zum Sonderpreis, dreimal eiskalte Spannung und Nervenzitell. Der »Tip des Monats« im Oktober. 745 Seiten, nur DM 10,-

WEIGHT WATCHERS KÜCHBUCH
Gewicht halten durch gesunde Ernährung. Mit dem kompletten 365-Tage-Menüplan, 500 köstlichen Rezepten, vielen Farbfotos. (4458/9,80)

Aroma-Therapie
Dr. Jean Valet ist seit langem Spezialist auf dem Gebiet der Behandlung Kranker mit Hilfe von Pflanzenessenzen. Hier sein internationales Standardwerk »Aromatherapie«. (3075/14,80)

Berliner Geschichten
Berliner Geschichten – sie fangen die besondere Atmosphäre dieser Stadt ein. Von Carl Zuckmayer, Thomas Wolfe, Alfred Döblin, Bertolt Brecht, Günter Grass u.v.a. (6751/DM 7,80)

Die große Hitchcock-Biographie
Kaum eine andere Biographie hat in den letzten Jahren ähnliches Aufsehen erregt wie diese. »Das liest sich wie ein Film von ihm.«
(Heyne Biographien 145/DM 14,80)

Medien von Morgen
Wie sehen die Medien von heute und morgen aus, welche Perspektiven bieten sie? Kritische Hintergrundinformationen zu Kommunikationspolitik und Medienwirtschaft. (Report 6/780)

Drei Gewißheiten über den rätselhaften Herzmanovsky-Orlando

Von HERBERT ROSENDORFER

Mit zunehmender Vollständigkeit der Herzmanovsky-Gesamtausgabe wird das Bild, das sich die Mitglieder der Geheimen Loge vom Tarokanischen Orlando vom Großen Meister gemacht haben, immer mehr in Frage gestellt. Diese Orlandoisten, die so um 1955 herum an Hand Friedrich Torbergs Ausgaben (die, wie man heute weiß, weitgehend Bearbeitungen waren) das eben verbliebene Krypto-Genie zu bewundern begannen, konnten lange an der Meinung festhalten: Herzmanovsky war ein schrulliger Einzelgänger, ein abseits jedes literarischen und ohne Rücksicht auf das (im Sinn des dummen Adomo) erreichte künstlerische Material lüchelnd und ganz für sich dahinschreibender Kauz, ein reicher Mensch, der keinen Ehrgeiz hatte, seine Sachen zu veröffentlichen, dem es genügte, daß er sie geschrieben hatte, und der – das behauptete Torberg immer – nie irgend etwas las außer dem Schematismus der k.u.-k.-Armee, dem Gotha, der Zeitung des Bulldog-Clubs und wissenschaftlichen Werken über Ortsnamenskunde.

Schon aus dem ersten Band der neuen Herzmanovsky-Ausgabe erschienenen Briefwechsel mit Alfred Kubin ging hervor, wie falsch dieses Bild war und wie der wahre Charakter Herzmanovskys aussah. Mancher Orlandoist ist erschrocken.

Einzig richtig war, daß Herzmanovsky so vermögend gewesen zu sein scheint, daß er es sich leisten konnte, etwa um sein dreißigstes Lebensjahr seinen Beruf als beamteter Architekt aufzugeben und fortan seinen

Fritz von Herzmanovsky-Orlando:
Zwischen Prosa und Drama
Band V der zehnbändigen Gesamtausgabe. Residenz Verlag, Salzburg. 516 S., 69 Mark, bei Subskription 99 Mark.

Launen zu leben, die zunächst hauptsächlich der bildenden Kunst gälten. Aber schon in den dreißiger Jahren scheint es mit dem großen Vermögen nicht mehr so arg weit her gewesen zu sein, denn um diese Zeit mußte Herzmanovsky seine bedeutende Sammlung graphischer Werke verkaufen. Finanziell unabhängig blieb er aber doch offenbar bis zu seinem Tod. Er hielt sich auch durchaus für ein Genie, das er zweifellos war, wenngleich anders, als er meinte.

Zunächst, wie erwähnt, zeichnete und malte er. Ans Schreiben dachte er noch nicht. Erst als sein Freund Kubin den Roman „Die andere Seite“ geschrieben hatte, kam auch Herzmanovsky auf die Idee, sich schriftstellerisch zu betätigen. Noch in den Jahren 1919, 1920 überwog aber seine zeichnerische Produktion die schriftstellerische bei weitem.

Keinerwegs war es so, daß Herzmanovsky keinen Ehrgeiz an Veröffentlichungen hatte, im Gegenteil: Er bemühte ständig alle möglichen Freunde und die, die er dafür hielt, um Vermittlungen zu Verlagen und Bühnen, er verschickte bombardementartig seine Manuskripte, Exposé für Theaterstücke, Filme, Ballette, und wenn ihm ein Verleger ausnahmsweise einmal keine sofortige Absage erteilte, wertete er das als bindende Zusage und redete fortan so, als sei das betreffende Buch schon quasi erschienen oder das Theaterstück aufgeführt. Der kommerzielle Mißerfolg des einzigen zu seinen Lebzeiten veröffentlichten Buches „Der

Gaulschreck im Rosennetz“ (neben dem nur die Erzählung „Der Kommandant von Kalymnos“ als Privatdruck erschien) wurmte ihn Zeit seines Lebens. Daß die literarische Welt so gar keine Notiz von ihm nahm, kränkte Herzmanovsky tief, machte ihn giftig und bösartig.

Überhaupt scheint er kein sonderlich liebenswürdiger Mensch gewesen zu sein. Er war ein eingefleischter Antisemit, was Torberg immer „ausklammerte“, er stand bis lang nach der Nazizeit in enger Verbindung mit dem frühnazistischen Mystagogen Lanz (der sich „Lanc von Liebenfels“ nannte), war sogar praktizierendes Mitglied in dessen „Neutempler-Orden“, der verquastem Gernseumtum, Licht-Erlösung und Herren-Rassismus predigte. Herzmanovskys im engen Zusammenhang damit stehende Ortsnamensforschung war wissenschaftlich gesehen unseriös, eher eine Art pseudohistorisches Kaffeekessel-Lesen.

Lanc von Liebenfels' obskurantistische Gennamen-Zeitschrift „Ostava“ lernte Hitler in seiner Penner-Zeit in Wien kennen. Er

und in einer Fassung als Hörspiel. Im ausführlichen Apparat des Bandes sind die zahlreichen Briefe und Exposé abgedruckt, mit denen Herzmanovsky versucht hat, die eine oder andere Fassung zu verkaufen – immer vergeblich; er konnte schreiben, was und wie er wollte, kein verlegerischer Hund nahm einen Knochen von ihm.

„Der Kommandant von Kalymnos“ ist eine der Geschichten Herzmanovskys aus dem byzantinischen Rokoko, um das die Weltgeschichte durch die türkische Eroberung Konstantinopels betrogen wurde, eine leuchtend farbige Geschichte, die nur darunter leidet, daß der Autor nach 20 Seiten die Lust daran verloren zu haben scheint. Es ist nicht anders zu sagen als: gegen Ende tritt plötzlich der Schluß ein; feiner ausgedrückt: auch hier erkennt man das bei Herzmanovsky so oft zu beobachtende Übergewicht der Exposition gegenüber der Durchführung. Das gleiche gilt für den Kurzroman „Apoll von Nichts“, nur mit der Variante, daß ihn hier die Fabulierlust erst nach 35 Seiten verließ.

Das aus dem Stoff des „Kommandanten“ gewobene Vers-Drama „Die Krone von Byzanz“ leidet darunter, daß Herzmanovsky keine Verse schreiben konnte, und mehr noch, daß er offensichtlich dieses Drama selber zu ernst nahm. Es ist, schlicht gesagt, unverdaulich und langweilig, und auch das dem „Apoll von Nichts“ folgende Theaterstück „Exzellenzen ausstopfen – ein Unsin“ ist farblos, undramatisch und fad, und die Erzählung „Der verirrte böse Hund“ ist sowohl in der Prosa- wie in der Hörspielfassung eine nichts nutze Albernheit, die das weisse Wort Torbergs, man solle sich ja davor hüten, jemals eine historisch-kritische Ausgabe der Werke Herzmanovskys zu wünschen, im hellen Glanz der Wahrheit erstrahlen läßt.

Dennoch ist natürlich aber auch dieser, von Susanna Kirsch-Goldberg sauber edierte und sorgfältig kommentierte Band eine Pflichtlektüre für jeden Orlandoisten, da sich die wahre Leidenschaft ja im Drang nach der Vollständigkeit auslebt. Der wahre, kernste Orlandoist wird auch die schwachen Seiten des Meisters kennenlernen wollen, und sei es nur, um dann die starken Seiten eigentümlich genießen zu können.

Friedrich Torberg hat einmal gesagt (ich bin stolz darauf, daß es eine private Äußerung mir gegenüber war), er nehme die Gewißheit mit ins Grab, daß nun, nachdem er seine Herzmanovsky-Ausgabe herausgebracht und in der literarischen Öffentlichkeit durchgesetzt habe, daß nun also, wenn man aufgefordert werde, zehn österreichische Schriftsteller zu nennen, Herzmanovskys Name mit dabei wäre, und weiter nehme er die geheime Gewißheit mit ins Grab: daß wenn drei Sätze Herzmanovskys zitiert würden, einer von ihm, Torberg, sei.

Die erste Gewißheit ruht mit Torberg in seinem Grab und erweist sich zunehmend. Die zweite Gewißheit ist, wie es mit Gewißheiten – namentlich österreichischen solchen – nicht ungerne geschieht, ziemlich ungewiß geworden, seit die hier rezensierte Gesamtausgabe erscheint. Dafür verfestigt sich eine andere – nicht Gewißheit, aber so irgendwie vage Vermutung, die man aber wohl immerhin schon zu äußern wagen darf: Der beste Herzmanovsky war schon der, der durch den Torberg gefiltert worden ist.



Fritz von Herzmanovsky-Orlando
FOTO: RICHARD RÖDER

übernahm daraus seine Rasse-Ideen. Als Hitler dann an die Macht kam, erhoffte sich „Lanc“ eine großartige Karriere, aber Hitler ließ ihn abblitzen, wohl weil er nicht mehr wahrhaben wollte, daß seine After-Wissenschaft aus „Mein Kampf“ nicht einmal auf seinem eigenen Mist gewachsen war. Und auch die schöne Ansicht, daß Herzmanovsky nichts gelesen habe, erweist sich als Legende.

Der Band V „Zwischen Prosa und Drama“ erweist nun nahezu erschütternd die Bemühungen Herzmanovskys, seine Literatur an den Mann zu bringen. Der Band vereinigt drei Arbeiten in jeweils zwei Fassungen: als Prosa und als dramatisches Werk. Der Erzählung „Der Kommandant von Kalymnos“ steht das Versdrama „Die Krone von Byzanz“ gegenüber, „Apoll von Nichts“ das Theaterstück „Exzellenzen ausstopfen – ein Unsin“, „Der verirrte böse Hund“ findet sich in einer Fassung als Kurzgeschichte



Parzival 1887 die Gefangenen aus Clonides Meer verpflegen: Miniatur aus der Heidelberger Bilderhandschrift (spätes 15. Jhd.)
FOTO: HISTORIA-PHOTO

Dieter Kühn befreit den Parzival von allem Staub

Von CURT HOHOFF

Dieter Kühns „Wolkenstein“-Buch erregte 1977 durch seine Erzählform Aufsehen. Es war die Entdeckung eines modernen Autors in das Land und die Zeit eines Tiroler Lyrikers aus dem fünfzehnten Jahrhundert, eine Mischung von Biographie, Zeitbild, Kommentar und Übertragung in einem lockeren Ton. Vier Jahre später erschien ein Band über Neidhart von Reuenthal, mehr improvisiert, und jetzt das Buch über Wolfram von Eschenbach, den Dichter des Parzival. In der zweiten Hälfte des Tausend-Seiten-Wälzers steht die Übertragung von mehr als 20 000 Versen des Parzival ins Hochdeutsche des zwanzigsten Jahrhunderts: ein Sprung von 700 Jahren.

Wolframs Sprache, das Mittelhochdeutsche, ist für die Deutschen eine Fremdsprache; sein Leben, zur Ritterzeit, ist uns weitgehend unbekannt. Das reizte Dieter Kühn.

Dieter Kühn:
Der Parzival des Wolfram von Eschenbach
Insel Verlag Frankfurt/M., 943 S., 48 Mark.

Er entwirft Szenarien aus dem Alltag eines Ministerialen aus niederem Adel: arm, vermutlich eine Art Inspektor seines Herrn, eines Grafen, kein Bauer, aber nicht viel besser lebend.

Das Heilige Reich unter Heinrich VI. umfaßte Europa von Dänemark bis Sizilien. Das andere Großreich, das angevinische, reichte von Schottland bis Südfrankreich. Auf seinem Boden lebte König Artus mit seiner Tafelrunde in sagenhafter Vorzeit, die in den Versromanen des Chrétiens von Troyes zur Gegenwart wurde, so wie bei Kühn Wolfram Gegenwart wird.

Der dritte Kulturkreis ist der arabische, durch die Kreuzzüge mit Europa verbunden: die gleiche Ritterwelt mit Zweikampf, Turnier, Falkenjagd, belestigten Burgen, Minnedienst und Sängerkrieg. Diese Reiche sind die Welt „Parzivals“, „Titurels“ und „Wilhelms“, der Hauptwerke Wolframs. Die Erbscheibe hat einen Wassergürtel. Das Himmelreich, weit oben, ist so selbstverständlich, daß Zweifel ausgeschlossen sind. Kühn hat das erklärt, aufgearbeitet, zusammengefaßt und faszinierend beschrieben. Er steigt hinein in den Schacht der Wolf-

ramschen Sprache mit ihren französischen, keltischen und arabischen Anteilen.

Wolfram ist ein hintergründiger und tiefer Autor, humoristisch verspielt, abschweifend, ironisch, in die Sprache verliebt, ein Original als Dichter und ein fränkischer Querkopf mit seinem Eigensinn. Er hat die Professoren verblüfft mit der Behauptung, er könne weder lesen noch schreiben. Er wollte nicht von Büchern abhängen, sondern selbständiger Dichter sein – obgleich er nach Vorlagen arbeitete, zum Beispiel nach Chrétiens von Troyes. Er ist der größte Dichter unseres Mittelalters.

Neugier nach der Person eines Schriftstellers hat jene Zeit nicht gekannt. Von Wolfram wissen wir nur das, was in seinen Werken steht – und das ist ironisch verfremdet. Er wird in (heute) Wolframs-Eschenbach geboren und beerdigt sein, ungefähr 1170 bis 1220 gelebt haben, ein Franke bayerischer Abkunft. Er war stolz, hochmütig, mit Leib und Seele Ritter.

Obgleich die Wörter sehr oft dieselben sind, ist Wolframs Sprache uns fremd. Sie haben einen anderen Sinn und sind grammatikalisch und syntaktisch anders organisiert, viel knapper als heute. Hier liegt eine Grenze, die kaum zu überschreiten ist. Kühn muß also die Reimpaare in rhythmisch an vierheiligen Zeilen gebundene Prosa übertragen. Das gelingt ihm überraschend gut.

Nun gibt es bei Wolfram stehende Schmuckwörter. Sie gehören zum Stil des Epos. Solch ein Wortbegriff ist „Zucht“ und „mit Züchten“. Das heißt, von einer Dame gesagt, „freundliche“, von einem Kind gesagt, „woblerzogen, gehorsam“. Kühn aber sagt: „formvollendet sprach die Herrin“ oder: „das tat sie äußerst formvollendet“. Es gibt mir jedesmal einen Stich, dies Modewort „formvollendet“.

Wolfram schrieb für die Oberschicht der Höfe, vor allem für Damen. Die ritterlichen Kämpfe standen im Dienst der Minne. Sie galt im Epos von Frankreich bis Bagdad. Es kam hinzu, daß Wolframs Helden einer einzigen Sippe angehörten: Erkennen und Verkennen dieses Zusammenhangs bestimmen die Handlung. Man liest Kühns Buch wie ein Lehrbuch über verlorene Zeiten, Sprachen, Kulturen. Wissenschaft ist hier zum Vergnügen geworden. Der Parzival aber, befreit vom Staub des neunzehnten Jahrhunderts, ist wieder eine große Dichtung.

Bestseller im Ausland

Korrespondenten berichten

Erstaunliches zeigt die Bestseller-Liste auf dem französischen Buchmarkt: seit über zwanzig Wochen sind zwei deutsche Titel unter den ersten zehn Romanen und Sachbüchern zu finden. Es handelt sich um „Das Parfüm“ von Patrick Süskind sowie um Günter Wallraffs Türkei-Reportage „Wir da oben, ihr da unten“.

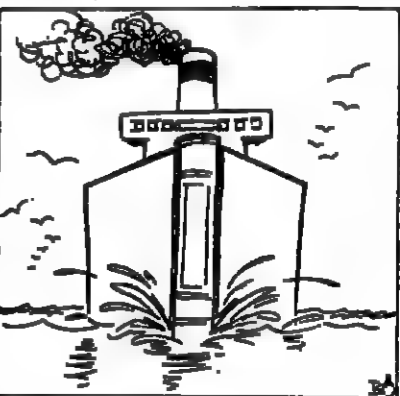
Auf Platz 1 der französischen Bestseller-Liste, die wöchentlich von den großen Pariser Zeitungen veröffentlicht wird, stehen „Dimanche d'août“, ein Sommer im August, von Patrick Modiano, und das Buch des früheren französischen Geheimdienstchefs Alexander de Marenches, „Dans les secrets des Princes“, das von der berühmten französischen Journalistin Christine Ockrent in eine äußerst lesbare Form gebracht wurde.

Ein satirischer Roman, der die Amerikaner unbarmherzig auf die Schippe nimmt, ist in den USA der Renner des Jahres „Lake Wobegon Days“ von Garrison Keillor (43) stand achtundvierzig Wochen auf der Bestsellerliste und erreichte eine Auflage von mehr als 1,5 Millionen Exemplaren. Keillor schildert das Leben in Lake Wobegon, einer provinziellen Kleinstadt in der Prärie Minnesotas.

Die Verhöhnepieler beginnt mit dem Titel. Geschrieben sieht Wobegon wie ein indianischer Ortsname aus, gesprochen bedeutet es „Leidgeburt“. Lake Wobegon ist „die kleine Stadt, die von der Zeit vergessen und von den Jahrzehnten nicht verschönt“ wurde, eine Stadt, wo „die Frauen kräftig und die Männer gutaussehend“ sind.

Als „die grösste Tomate, die je in unserer Stadt geerntet wurde“, vor der jährlichen Gartenschau am Boden zerschellt, bedeutet dies die Katastrophe des Jahres. Doch bei allem Ungemach bekennen die Bürger sich ungeboren zum althergebrachten Motto ihrer Stadt: „Sumus quod sumus“ (Wir sind, wer wir sind). Und da beißt keine Maus einen Faden ab.

Die Bestsellerliste der italienischen Belletristik, zum sechsten Mal von Um-



berto Eccos „Im Namen der Rose“ angeführt, enthält längst bekannte Namen aus dem „Stall“ Mondadori. De Crescenzo, „O Dialogo“ und „Die Dialoge des Bellavista“, griechische und neapolitanische Philosophie in Gesprächsform, folgen P. Chiara mit „Der Stationsvorsteher von Casalino“, N. Salvaggio mit „Ich trete als Vater in den Ruhestand“ und Maria Bellonci posthum erschienenem faszinierenden Geschichtsroman „Private Renaissance“.

Weit hinter dem Kassenschlager in der Essayistik, A. Alberoni „Erotismus“ (Garzanti), rangieren die Erinnerungen zweier wichtiger Journalisten: E. Scalfari „Am Abend gingen wir in die Via Veneto“ (Mondadori) und P. Ottone „Das Spiel der Mächtigen“ (Longanesi).

Zu den raren Neuentdeckungen gehört Calvinos Lieblingsschüler D. Del Giudice mit „Atlante Occidentale“ (Einaudi).

Colin Forbes
Der Überläufer
Hoffmann und Campe Roman

384 Seiten, gebunden DM 36,-

Der Krimi mit Klassikerformat!

Wer ist Adam Procan? Der Überläufer, den keiner kennt. Adam Procan, der mit den geheimen SDI-Konzepten im Aktenkoffer die Wiederwahl des amerikanischen Präsidenten verhindern könnte. Die Jagd auf den Überläufer spielt im skandinavischen Raum zwischen Stockholm-Helsinki und Tallinn, und dabei kommen sich die östlichen und westlichen Geheimdienste in die Quere.

Ein klassisch gemachter Krimi – im besten Sinne – von einem Autor, der sein Handwerk meisterlich beherrscht.



Hoffmann und Campe

stseller
Ausland

Reiner Kunze, der seine Gedichte wie in Granit meißelt

Von LOTHAR SCHMIDT-MÜHLISCH

Reiner Kunze erzählt im Nachwort zu seinem neuen Gedichtband, daß er früher bei seinen Nachbarn nicht besonders angesehen gewesen sei. Der Grund war einleuchtend: seine Frau ging jeden Morgen um halb sieben zur Arbeit, während Kunze daheim blieb, um so etwas scheinbar Überflüssiges zu tun wie Gedichte schreiben. Und Kunze – der Selbstironie fähig – berichtet, sein Ansehen habe sich erst gebessert, als die Nachbarn feststellen durften, daß immerhin er es war, der regelmäßig die Fenster putzte.

Das geschah zu Zeiten, da der Dichter noch im thüringischen Greiz lebte. Seit Kunze 1977 in die Bundesrepublik übersiedelte, haben sich die Probleme seines Ansehens offenbar nur formal gewandelt. Wer hier nicht in der Manier eines Kaninchens jährlich zwei Bücher auf den Markt wirft, kann nicht erwarten, auf dem Markt der eingebildeten Bedeutungen zu reüssieren.

Kunze hat wieder fünf Jahre gebraucht, um jene 84 Gedichte zu schreiben, deren es zu einem Band nun halt mal bedarf. Und auch inhaltlich dürfte sich Reiner Kunze wieder einmal wenig marktgerecht verhalten haben. Die Themen seiner Gedichte sind keineswegs das, was man sich von einem „linientreuen“ Schriftsteller erwartet. Da leidet einer unter deutscher Teilung. Da warnt einer vor Steinewerfen gegen Demonstranten. Da nennt einer den geistigen Hochmut

„Entlang dem staunen / siedelt das Gedicht da / gehen wir hin / Von niemandem gezwungen sein, im brot / anderes zu loben / als das brot.“

Kunzes Erfahrungen in der „DDR“ bestimmen sein Verhältnis zur Freiheit. Sie bestimmen auch seine Empfindsamkeit für die Bedrohung derselben. So ist es nur konsequent, wenn er zum Beispiel Gedichten zur Ermordung des polnischen Geistlichen Jerzy Popieluszko auch eine Anmerkung zur Gewalt in der Bundesrepublik folgen läßt: „In den händen / pflastersteine, die schweren sauren der finsternis / Steinwurf um steinwurf rückt sie vor.“

Aber hinter dieser Ebene der konkreten und persönlichen Erfahrungen bei der Heimat-Suche liegt natürlich eine andere, allgemeinere. Kunze hat dem Band ein Zitat von Achim von Arnim vorangestellt: „Jeder Mensch fängt die Welt an und jeder endet sie.“ In diesem Sinne ist auch der Titel des neuen Gedichtbandes zu verstehen.

Kunze zitiert nicht zufällig Albert Camus: „Es herrscht das Absurde, und die Liebe errettet davor.“ Seine Heimat-Suche trifft, gerade weil sie so persönlich ist, eine menschliche Grundsituation. Indem Kunze das Haus baut, indem er sich darin einrichtet, wohlfühlt, heimisch wird, entdeckt er, wie sehr ihn das bindet, wie es ihn einengt, wie es Macht über ihn gewinnt: „Laß uns das Haus abtragen / las uns / damit der tod nicht macht gewinne über uns / im leben.“

Für Kunze ist Heimkommen keine Endgültigkeit. Wer Heimat aufgegeben hat, fürchtet natürlich die Bindung, auch wenn er sie nicht. Zu einem Farbbolzschmitt von Edward Münch bemerkt er: „Unarmut schließt alle aus / außer einem.“ Prägnanter kann man die Ambivalenz von Gewinn und Verlust wohl kaum formulieren. Das Innen und das Außen stehen in einer ständigen Wechselbeziehung zueinander – Nehmen wird zum Geben, Geben zum Nehmen. Es

Reiner Kunze:
Eines jeden einzelnen leben
Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M.
126 S., 24 Mark.

hat nichts mit der vielbeschworenen „neuen Innerlichkeit“ zu tun, wenn Kunze darauf beharrt, daß dieses Verhältnis zunächst einmal persönlich zu ordnen sei.

Der humanitäre Gedanke spielt in der Lyrik Reiner Kunzes eine wichtige Rolle. Weil Kunze selbst verletzlich ist, fürchtet er auch für die anderen. Und so kann diese „zur Ruhe gekommene unruhe“, die sein Wesen ist und das seiner Gedichte, zu Beschwörungen menschlichen Miteinanders kommen, die selbst vor dem Tode ein tiefempfundenes Glück ermöglichen. Das wohl schönste Gedicht dieses Bandes formuliert einen „Bittgedanken, dir zu flühen“, indem es das Mitempfinden feiert: „Stürb früher als ich, um ein wenig / früher / Damit nicht du / den weg zum haus / allein zurückgehen mußt.“ Wer so empfindet, hat jene schmerzzerfahrene Sicherheit, mit der nur man von sich sagen kann: „Eines tages aber wird die seele / an schütterer stelle / nicht reifen.“

Wer so denkt und empfindet, dem gehen Mund und Herz natürlich nicht über. Reiner Kunzes Lyrik ist verkürzt bis zum Epigramm. Ein, zwei Sätze, hart und komprimiert, als habe der Autor sie in Granit gehauen. Die Sätze bleiben unvollkommen, Satzteile stehen wie im Nichts fragend da, als habe der Bildhauer plötzlich seine Arbeit abbrechen müssen. Hier werden nicht geschlossene Wahreitsysteme verkündet, sondern die Erfahrungstorsi eines „einigen lebens“. „Und das Gedicht“, schreibt Kunze selbst, „ist verzicht / im leben wie in der sprache / Doch im leben zuerst ...“. Es ist keine Frage, daß die Verse Reiner Kunzes erlitten sind, aus Entbehrungen gekeltert und aus Selbstbeschränkungen gefiltert. Einer seiner Zukunftswünsche lautet: „Brücken, die bei vormarsch / brechen.“ Von dieser Art sind seine Gedichte in der Tat.



Zuhause ist dort, wo man ist: Wolfgang Hilbig

FOTO: PETER PENTSCH

Wolfgang Hilbig, er bleibt sich immer treu

Von ULRICH SCHACHT

Der Dichter Wolfgang Hilbig bleibt sich treu. Schon in seinem ersten Gedichtband, „abwesenheit“ (1979), dominierten die Themen Tod und Nacht, irte die Befindlichkeit des lyrischen Ich zwischen seelischer Verwirrtheit, Leben am Rande des physischen Verfalls und einer politischen Um- und Über-Welt hin und her, die jene psychischen und subjektiven Grenzen mit ihren objektiven, stängewordenen Mauern schier räumlos verstärkte. Und auch der neue Gedichtband – „die versprengung“ (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 81 S., 9,80 Mark) – wird von alledem bestimmt.

Diese ungebrochene thematische Fixierung Hilbigs auf eine existentielle Morbidität, die nicht zu verwischen ist mit der mondänen Morbidität des Wohlstands- und Saison-Poeten, ist aber vor allem deshalb interessant, weil Hilbig sie unter radikal verschiedenen gesellschaftlichen Umständen aufrechterhält: Der Dichter lebt – ausgestattet mit einem „DDR“-Reisepaß und einem westdeutschen Literaturstipendium – seit einiger Zeit im heimatlichen Hanau.

Doch bei aller Wiederholung im Thematischen: Hilbigs neue Gedichte spiegeln sehr wohl auch die andere Erfahrungsdimension: das Leben zwischen den Fronten, und nichts deutet daraufhin, daß die befristete gewählte Freizügigkeit im geteilten Land den Dichter ruhiger schlafen läßt. Nun ist da eine neue Beunruhigung: mit dem Sich-Entfernen-Können vom Ort alter Alp- und hoffnungsvoller Zukunftsträume („monolog vier“ erinnert an den Prager Frühling) verbindet sich die Erfahrung, daß der Dichter auch sein Thema hinter sich ließ: „fern unsern thema das uns längst verlor“.

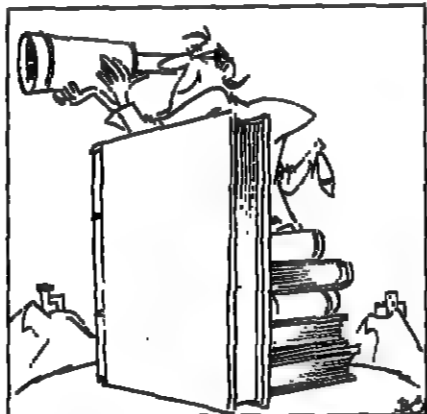
Steht das nun aber nicht im Widerspruch zu der Behauptung von der Kontinuität Hilbigs gerade in dieser Hinsicht? Ich denke nicht, denn mir scheint, daß Hilbig bei seinem Thema geblieben ist; allerdings betrachtet und erfährt er es nun aus einer anderen Perspektive. Der Heizungskeller des Arbeiters, die verurteilte, stickige Hölle (und Metapher) des entfremdeten Menschen, wie sie uns in vielen Texten Hilbigs evoziert wurde,

sie hat er hinter sich gelassen, ohne sie aus dem Sinn zu verlieren, denn nun wird sie konfrontiert mit der „neuen(n) wirklichkeit des wegs“, auf dem das „angenehme“ geteilt wird, wo es Bonbons gibt, Sandwichs, Kekse. In dem Gedicht „eine art abschied“ fragt der Dichter: „ist das nun freiheit: diese zugeschnaubte flasche“, und es schwingt – unausgesprochen – die Erkenntnis mit, daß sie das wohl nicht sein könne.

„abwesenheit“, das war ja noch eine, wenn auch negative Variante von Anwesenheit. Hier herrschte noch der fast direkte Bezug zur Wirklichkeit, die umgab, vor, die versprengung jedoch dokumentiert eine Existenzweise, die von zerstörendem und zerstört-Entfernt-Sein bestimmt wird. Es werden nicht mehr nur Brüche registriert, sondern zerfetzte Bestandteile. Das betrifft sowohl die politischen Räume als auch die philosophischen, das Innen- und Außenleben des Dichters. Schizophrenie als letzte Klammer, aber auch als Tradition, als Verhaltensmodell: Das Beispiel Heine in dem Gedicht „reventant“, hier identifiziert sich Hilbig ein weiteres Mal schmerzlos.

Der neue Gedichtband Hilbigs lebt aber in ästhetischer Hinsicht von der menschensfreundlichen Unwilligkeit des Autors, die Rätsel, die ihn umgeben, denen er ausgeliefert ist, aufzulösen. Die Klage „ich kann so viel dinge nicht mehr deuten“ ist zugleich eine sinnvolle (Erkenntnis-)Methode, auf die – für mich eines der schönsten des Bandes – das Gedicht „die sommersee“ mit den Versen hinweist: „es ist nicht wahrheit zu scheiden / aus den rätseln es fängt aber / das rätsel selber zu singen an / wenn mittags die küste überstrahlt“.

Der Dichter Wolfgang Hilbig bleibt sich treu. Die großen Metaphern dieser Lyrik sind nach wie vor: Züge, der Tod, die Nacht, Spiegel, der kalte Schweiß, Mauern und Steine. Es sind, wie der Dichter wieder und wieder andeutet, rauschgezeugte Bilder der Sehnsucht und Einsamkeit. In denen jedoch nicht die Verwirrung ihres Schöpfers dominiert, sondern die Welt, die von solchen mörderischen Realitäten vibriert.



Jurek Beckers Kinder entlassen die Revolution

Von BERND JENTZSCH

Drei jüdische Bürger der „DDR“ entführen den 65jährigen Arnold Heppner, ehemals Aufseher im KZ Neuengamme. Er wird, ans Bett gefesselt und in Handschellen, von ihnen verhört, auch geschlagen, bis er gesteht, Zeuge von Erschießungen gewesen zu sein. Die Entführung endet mit dem Tod eines der Entführer.

An diesem Buch sind die Einzelheiten wichtig, denn sie machen den Kern der Sache aus. Der Roman spielt in Berlin, dem Ostteil der Stadt, und in einem der östlichen Vororte, wo der Entführer in einem Haus im Wald gefangengehalten wird.

Obwohl es, im Gegensatz zu Joyce oder Döblin, nicht die Absicht des Autors ist, topographische Exaktheit zu erreichen, springt die Gleichgültigkeit gegenüber der Authentizität des Erzählraums ins Auge: mit einigen Stadtbezirks- und Straßennamen wird er wie zufällig abgesteckt, gerät kulissenhaft, austauschbar, die Mauer findet nicht einmal nominelle Erwähnung.

Damit geht nicht nur die spezifische Atmosphäre der Stadt verloren: Hier beginnt jenes sonderbare Desinteresse an Ingegnen, die für den Stoff und so manche überraschende Sentenz von stützender und erhebender Bedeutung gewesen wären. Aber dahinter verbirgt sich noch mehr: Der Roman blendet Teile der Realität aus, weil man sich ihr, der Text beweist es, nicht zugehörig fühlt; es ist – trotz veränderter Vorzeichen – die Realität der alten Feigheit.

Die Geschichte der Entführung, in Rückblenden erzählt, fällt in die Zeit der Weltfestspiele von 1973. Was wird nun, eingedenk der Tatsache, daß auch sie das Interesse des Autors kaum berühren, darüber mitgeteilt? Wie zu erwarten wenig, doch Entzückendes: „Auf einmal gab es Cafés, auf einmal wurde überall frech geredet und laut gerufen. An einer Kreuzung gingen ein paar Schwarze bei Rot über die Straße, und niemand piff sie zurück.“ Und: „Die Straßen quollen vor Ausländern und Polizisten über.“

Jurek Becker:
Bronsteins Kinder
Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
302 S., 34 Mark.

Schön und gut, man kennt jetzt das Prinzip, aber muß man es anerkennen? Ist es etwa nicht wahr, daß die Telefone, unsicherer Kantonisten“ stillgelegt wurden? Fanden wirklich keine vorbeugenden Festnahmen statt? Welch großer Verzeihender! Wenn er ins Erzählen kommt, sind ihm alle gleich lieb.

Im Roman erzählt der Held aus den Radionachrichten, daß der Zustand Ulbrichts „unverändert ernst“ sei. Ulbricht starb am 1. August 1973. Worin besteht seine Hinterlassenschaft? Zerschlagung der Länder 1952, erste Sperrmaßnahmen an den von den Siegermächten festgelegten Verwaltungsgrenzen, Abriß des Berliner Schlosses, der Potsdamer Hof- und Garnisonkirche, der Leipziger Universitätskirche und anderes, um „Baufreiheit“ zu erhalten; in seine Tyrannis fallen der 17. Juni 1953, der 13. August 1961 und die militärische Endrossung des Prager Frühlings 1968; unter ihm verlor die „DDR“ bis 1961 2,7 Millionen Menschen, zum Beispiel die Bürger Kantorowicz, Bloch, Hans Mayer, Ruchel, Johnson.

Ein Autor ist zwar nicht der Bauchredner seiner Geschichte, aber er ist ihr Vertreter und kann beeinflussen, was sie sagt. Und was sagen sie? Einer fühlt sich „eigenartig betroffen, als wäre jemand“ aus seiner „Umgebung verschwunden“, und findet es „traurig“, ein anderer fragt: „Weißt du, was mir am besten an ihm gefallen hat?“

Freilich, das ist kein Buch über Berlin, die Mauer und die Weltfestspiele, gleichwohl ist die Mauer-Stadt Berlin während der Weltfestspiele sein Rahmen, und sowohl die Entführung als auch die Gründe für ihre Rechtfertigung resultieren im ganzen aus der Realität dieser Stadt und dieses Staates. Warum also hat es nur peripher mit ihr zu tun?

Doch das Desinteresse sitzt ja viel tiefer,

es bestimmt die gedankliche Struktur des Romans. Der Staat selber wird desavouiert; man ist Jude und nicht jüdischer Bürger der „DDR“, über deren gesellschaftliche Stellung folglich nicht gesprochen zu werden braucht. Hier sie, da die anderen, die Deutschen. „Du kannst Deutsche nicht leiden“, antwortet der Held seinem Vater. „Kunststück“, sagt er. „Ein Schlüssel.“

Der politisch metaphorische Titel „Bronsteins Kinder“ löst, indem er Trotzki's bürgerlichen Namen als zeitgeschichtliches Signal setzt, bestimmte Assoziationen aus: permanente Revolution, Weltrevolution contra „Sozialismus in einem Land“ (Stalin), das lange Zögern des intellektuellen Revolutionärs zwischen den Extremen. Man ahnt es schon: Keine dieser Konstanten erlangt Bedeutung; der Bogen wird kurzgeschlossen: Trotzki und der Eiskipfel – Heppner als Geisel. Es hängt mit jenen sechs Millionen zusammen. Die Geschichte ist banal und unerhört zugleich. Banal, weil eine Entführung überall und jederzeit stattfinden kann; unerhört, weil sich dieser anarchistische Akt von Selbstjustiz in der „DDR“ ereignet, und weil er eine Vorgeschichte hat.

Nach dem Tod des Vaters, ehemals KZ-Insaße und einer der Entführer, erzählt Hans, wohnend bei der jüdischen Familie Lepschitz, deren Tochter Martha er liebt, und Bruder der im Heim lebenden Elie, die wahllos Leute angreift, weil sie den Krieg im



Jurek Becker

FOTO: PETER PROBST

Versteck überstand, die Geschichte der Entführung bis zur Befreiung Heppners durch ihn.

Er setzt seinen Verstand gegen die Gefühle der Entführer: „Dart einer, der mit dreißig geschlagen wird, mit sechzig zurückzuschlagen?“ Hans empfindet keinen Haß gegen Heppner, der sich auf ein „anderes Recht“ beruft. Die Gegensätze prallen aufeinander, als er, den niemand Widerstand geleistet hat und der die „Greise“ für „geistesgestört“ hält, versucht, einen Keil zwischen sie zu treiben: ihre Meinungsverschiedenheit sei natürlich, denn: „Du bist nicht im Lager gewesen.“ (Beckers Biographie widerlegt die Zurechtweisung.)

Die traumatisierten Entführer sind sich einig, „in einem minderwertigen Land zu leben, umgeben von würdigen Menschen“, „Kreaturen“, deutschem Gesindel“, dem jeder seine Überzeugungen diktiert“, könne. Daher beschlossen sie, die Sache selber in die Hand zu nehmen und die Gerichte nicht anzuerkennen. Sie könnten Heppner nicht aus Überzeugung verurteilen, „weil sie keine haben.“

Ein gesamtdeutscher Hieb. Aber veranschlagt Becker die Demokratie, in der er gern lebt, nicht doch ein wenig zu niedrig? Er wird nicht mit seinen Figuren verwechselt; doch wer inszeniert sie? Und wie nimmt sich das Realitätsdefizit am „Spielort“ dazu aus? Wenn der Vorhang fällt und „alle Fragen offen“ sind, haben nicht nur die Zuschauer nachzudenken.

Erstmals wird das geheimnisumwitterte »Ministerium für Staatssicherheit der DDR« enttarnt! Ein Top-Agent kam in den Westen.

392 Seiten, davon 16 S. s-w Abb. DM 25,-

Werner Stiller
Im Zentrum der Spionage
Ein authentischer Bericht
voll ungeheurer Spannung!

Vorabdruckserie in »DIE WELT« ab 13. Okt.
Übersetzungen in den USA – England – Frankreich
in Vorbereitung

Vorbestellungen: Tel. 0 61 31 23 23 34 · Telex 4 187 850



v. HASE & KOEHLER MAINZ

Warum Gerhard Roth ein Faible für Geisteskranke hat

Von WOLFGANG MINATY

Beginnen wir von vorn. Der erste Satz in Gerhard Roths neuem Buch „Am Abgrund“ lautet: „Ich habe, ehrlich gesagt, Schlappohren, ähnlich einem Zirkuselefanten“. Das nimmt man hin. Das kann's geben. Die Ehrlichkeit ist sogar sympathisch. Der zweite Satz lautet: „Meine Körpergröße ist schwankend, und ich kann fliegen.“ Das kann nicht jeder von sich sagen. Also lesen wir interessiert weiter. Hier in der Anstalt gibt es ein verstimmtes Klavier, auf dem Eidechsen Kinderweisen spielen. „Also doch! Es hatte einem geschwam. Hier ist jemand nicht ganz klar im Kopf. Er ist irre. Er mag sympathisch sein, aber man hat ihn eingesperrt.“

Das hätte einem schon vor der Lektüre auffallen können. Denn dem ersten Kapitel vorgeschaltet sind zwei Zeichnungen, zwei Porträts, gezeichnet in der Manier, wie wir sie von schizophrenen Anstaltsinsassen kennen. Sie stammen aber von einem Künstler, der in Freiheit lebt, dem bekannten Wiener Aktionskünstler Günter Brus. Auch dem Autor



Gerhard Roth

Gerhard Roth: **Am Abgrund**, S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 174 S., 28 Mark.

Gerhard Roth wird man keineswegs zerebrale Mängel vorhalten wollen. Er hat nun einmal ein Faible für Geisteskranke. Das hat er bereits in seinem Roman-Debüt von 1972 („die autobiographische des albert einstein“) zu erkennen gegeben. Und – er hat es beibehalten, zuletzt in dem großen Roman von 1984, „Landläufer Tod“, einem Gewucher von 800 Seiten, übrigens ebenfalls von Günter Brus illustriert.

Ein gewisser Franz Lindner war damals die Hauptperson. Er ist es auch jetzt wieder, der Mann mit den Schlappohren, der fliegen kann. Er kann noch mehr. Er kann nämlich vorweisen, Augenzeugen gewesen zu sein, als die Erde entstanden ist. Das war am 5. April 1930, und zwar in Obergrätz. Außer den Einheimischen dürften nur wenige Spezialisten wissen, daß Obergrätz ein Flecken in der Steiermark ist. Daß seit einigen Jahren auch Autor Roth dort wohnt, kann man vermutlich nicht als Zufall gelten lassen.

Gottvater jedenfalls „träumte die Erde, die mit einem Fanfarenstoß aus Millionen von Engelstropfen durch die Legeröhre

der Feuerwanne als Ei in den Kosmos fiel“. Da fiel sie hin, gedieh und verschwand wieder. Ihr Untergang fand statt am 3. November 1929, und zwar in St. Ulrich. Franz Lindner erinnert sich deshalb so genau, weil er gerade als Ministrant auf dem Heimweg von einer Hochzeit war. Die von seinen Eltern kann es nicht gewesen sein. Denn diese hatten ihn am 26. September 1941 gezeugt, und zwar in einer Uhrmacherwerkstatt. Das soll, meint Lindner, Auswirkungen auf seine Pünktlichkeit und mathematische Begabung gehabt haben. Und siehe, pünktlich am 22. Juni 2006 ist er dann geboren worden.

Und wenn er nicht gestorben wäre, dann würde er noch leben. Er ist es aber, und zwar im Alter von 68 Jahren als k. u. k. Hofrat in Graz. Entweder ist er inzwischen wieder aufgestanden, oder sein mathematisches Talent hat ihn verlassen, oder er hat uns etwas vorgemacht; denn derzeit befindet er sich „auf der Durchreise in der Nervenheilanstalt der Provinzhauptstadt“.

Es ist schon ein Elend, krank zu sein. Aber der Patient ist weder mürrisch noch bössartig. Im Gegenteil, hinter den Mauern der Anstalt genießt er es, frei zu sein. Frei in seinen Gedanken, Träumen, Wünschen. Was heißt hier Fixation? Auf verrückte Ideen kommen nur die anderen, zum Beispiel ein gewisser

Alois Jenner, ein ehemaliger Schulkamerad, der ihn regelmäßig besucht. Es ist bezeichnend, wie der kopfkranke Lindner seinen Besucher sieht, nämlich als Hund, und zwar wörtlich: die Nase fortwährend auf dem Boden, immer nur auf der Spur des Nächstliegenden, unfähig, die Weite zu erfassen.

Klar, daß Alois Jenner eine abweichende Meinung vertritt. Für ihn ist das Nächstliegende erst einmal eine handfeste Sache: Er hat nämlich einen Mord begangen, von dem nur noch sein verrückter Freund etwas weiß. Und der könnte ihn eines Tages verpflegen.

Verrückt oder nicht verrückt, Hund oder nicht Hund, es ist alles eine Frage der Perspektive. Roth läßt den Franz sprechen, er läßt den Alois sprechen, und er erzählt selber. Das erzeugt ein reibungsloses Kontinuum von Bilderwelten. Die stehen nebeneinander, aber nie beziehungslos. Sie stehen auch gegeneinander, aber ohne sich aufzuheben.

So schreibt sich Franz Lindner an der Wirklichkeit entlang, schaut auf sie – und buchst aus in andere Wirklichkeiten. Die ist angefüllt mit einer anarchischen Phantasie, nicht zu fassen, angreifbar und gefährlich für Existenzen wie den normalen Verstandsmenschen und Mörder Jenner, schön, verführerisch und aberwitzig für den Leser, der in die geöffneten Hirschkäse hineinsehen darf. Und was entdeckt er dort? Pulsierende Grammatik, abgeklemmte Logik, aufblühende und absterbende Seelenlandschaften.

Gleichwohl wird hier keine künstliche Seelenkunde betrieben. Roth hat zwar mal Medizin studiert, kennt also das Geschäft des Seziens, er war mal Programmierer, versteht sich also auf Fragen der Organisation, aber er ist längst ein Schriftsteller geworden. So sediert er und gruppiert und bettet alles in einen Handlungsrahmen.

Gerhard Roth hat er abwechselnd in den Spiegel und dann in ein Kaleidoskop geguckt. Und was er dort sieht, das erzählt er uns. Vielleicht hat er auch in Anstaltsprotokollen nachgeschaut. Am schönsten sind jedenfalls die surrealen Bilder, die Lindner von sich und der Welt entwirft. Ganz verrückte Bilder, Märchen, Lügengeschichten, Phantastereien, heiter, hehrhaft, hemmungslos. Man schwelgt wie zu der Surrealistenseligsten Zeiten.

Roseis seltsamer Held Gobbo

Von ESTHER KNORR-ANDERS

Als Gobbo aus dem Omnibus stieg, verneigte er augenblicklich von provinzieller Vorzüglichkeit umgeben zu sein. In der österreichischen Kleinstadt dröhnten die Kirchenglocken. Würdige Mannsleute folgten dem Sarg eines Kameraden. Auf dem vom Wind geblähten Fahnen stand die Inschrift „Treue und Ehre“.

Gobbo kam lediglich zu Besuch. Sein Jugendfreund Reinhard amtierte als Richter in diesem Ort. Gobbo und Reinhard hatten sich viele Jahre nicht gesehen. Jetzt umarmten sie sich herzlich. „Sie sind also Gobbo, der berühmte Gobbo“, sagte Reinhard Frau Eva bei der Vorstellung. Da wußte Gobbo, daß er für seinen Freund der „Gnom“ geblieben war. Der Spitzname „Gnom Gobbo“ stammte aus der gemeinsamen Studienzeit. Einst hatten sie in einem Schloßpark gelegen und auf eine Gruppe von Steinschweigen geschaut. Einer der Zwerge trug ein Glückshorn mit Früchten auf dem Buckel. „Er

schaute dir ähnlich“, hatte Reinhard festgestellt. Nach bestandenen Examen fühlte sich Gobbo zum Prahlen veranlaßt: „Ich will Geld verdienen... Ich möchte der sein, der

Peter Rosei: **Die Wolken**, Roman, Residenz Verlag, Salzburg, 153 S., 24 Mark.

die großen Rechnungen bezahlt.“ Das gelang ihm auch mittels Kleiderläden, Modetiquen. Doch seine Geschäftstüchtigkeit hatte ihn ausgelaut.

Während eines Ausfluges mit Reinhard und Eva gesteht Gobbo jetzt: „Wenn ich auch so zuschaue, weiß ich, daß ich unglücklich gelebt habe.“ Diese und ähnliche Äußerungen veranlassen das Ehepaar zu ungläubigem Gelächter. Gobbo bemerkt nicht, daß er für Eva zur Verkörperung abenteuerlichen Daseins wird...

Im zweiten Teil des Romans liest Peter Rosei Frau Eva zu wöchentlich stattfindenden erotischen Begegnungen in die Hauptstadt fahren. Einmal begegnen sich Gobbo und Eva zufällig in der Stadt, sie landen in Gobbos Büro. Bevor Eva nach dem Apfel greift, läßt sie die Jalousie herunter. Im Verlauf des Beziehungsrausches verfallt Gobbo dem Trugschluß, vital und unternehmerisch wie früher sein zu können.

Eva, Pragmatische seit Paradiesvertriebszeiten, durchschaut bald Gobbos Prahlereien, mit denen er seine ruinöse Existenz, seine Endstation leugnet. Folglich verwirft sie den Gedanken an eventuellen Heirat. Sie verläßt ihn. Ehemann Reinhard hat sich derweil einen Gemüsegarten angelegt, den er hingebungsvoll pflegt. In ihm erwartet er die rückkehrwillige Eva. Peter Rosei hat es fertiggebracht, seinen über weite Strecken sprachlich hochqualifizierten Roman in Blumenkohl-Mystik enden zu lassen. Unverständlich.



Bücher auf 48 Kilometer Regalen: Der Welt größte Buchhandlung Foyles in London

FOTO: DIE WELT

In Soho liest die Chefin Jane Austen und Thackeray

Bei Foyles in Londons Charing Cross Road kann es überhaupt nicht ausbleiben, dass man vom Hunderten ins Tausendste kommt, sogar in das Tausendfache davon: Fünf Millionen Bände stehen auf exakt 7 044 Quadratmetern eines Gebäudes in Londons berühmter Bucherstraße, in der der 19jährige Firmengründer William Foyle anno 1905 eingezogen war, in heute fünf Stockwerken auf 48 Kilometer Regalen.

Natürlich darf man hier den Typ des Buchhändlers mit Zeit zum Fachsimpeln nicht suchen, der sich nur schweren Herzens von seinen Schätzen trennt. Die 150 Angestellten des Hauses sind durchweg nach anderen Gesichtspunkten trainiert. Aber das braucht ja im Trend der Zeit für den Käufer kein Nachteil zu sein.

Christina Foyle, Tochter des Firmengründers, die längst mit ihrem Mann Ronald Betty den Laden schmeißt, fing wie ihr Vater in jungen Jahren Feuer. Sie war erst 19 und seit zwei Jahren bei Foyles Sekretärin, als sie 1930 ihre berühmte gewordenen Literarischen Lunches startete. Sie scheute sich nicht, die bedeutendsten Hommes de lettres anzuschreiben, Persönlichkeiten von Rang wie George Bernard

Shaw, H.G. Wells und T.S. Eliot. Es kamen auch Prinz Philip, der Kaiser von Äthiopien, General de Gaulle und Charles Chaplin zu ihren Mittagessen, bei denen die Gäste mit Tischreden brillierten und immer noch brillieren.

Als die Nationalsozialisten mit Bücherverbrennungen begannen, schrieb die junge Engländerin direkt an Hitler: „Wäre es nicht besser, die Bücher uns zu verkaufen und den Erlös dem Winterhilfswerk zugute kommen zu lassen?“ Hitler antwortete nicht als Kaufmann, sondern als fanatischer Systematiker: er wolle die Korruption der Moral der Engländer genauso wenig zulassen wie die der Deutschen.

Wenn es heute noch eine Einrichtung gibt, die – freilich nur entfernt – an die Zeit der Literarischen Salons erinnert, dann ist es das Verdienst dieser Buchhändlerin, die den Polen, als sie vor ein paar Jahren nicht mehr ihre Rechnungen bezahlen konnten, gratis Bücher schickte, die jeden Tag ein Buch liest und gesteht: „Obwohl ich mitten in Soho wohne, kann ich Vulgäres nicht ausstehen. Ich halte mich an Trollope, Thackeray und Jane Austen.“

Wer seit einigen Jahren nicht mehr bei

Foyles hereingeschaut hat, wird sich an eine Neuerung gewöhnen müssen: Man findet Hardbacks nicht mehr nach Sachgebieten geordnet, sondern nach Verlagen – so wie mit Paperbacken schon seit langem verfahren wird. Generalmanager Velimir Stimac hat dieses Ordnungsprinzip inzwischen „bis zu 90 Prozent“ realisiert. So sind in der Kinderbuchabteilung die Verlage jeweils in Gruppen mit ihrem Angebot präsent. Die Wegmarken der Orientierung beim Gang durch Foyles heißen Chatto, Bodley Head, Wolfe oder HMSO.

Um dieses Prinzip im Zuge einer allgemeinen Modernisierung des Geschäfts durchzusetzen, wurden die Verlage zur Kasse gebeten: sie erhalten ihren Platz zugewiesen, dürfen dafür aber die Handwerkerrechnung bezahlen. Der Verlag kümmert sich in seiner Ecke um die Bestände und um Nachbestellungen, die Foyles dann nur noch „abstempelt“. Das setzt den kunden Kunden voraus, der das gesamte Angebot kennt. Die Verleger reagieren mit gemischten Gefühlen, doch Foyles sagt: in den meisten Fällen ist der Umsatz gestiegen. Zahlen gibt Christina Foyle aber nicht bekannt. SIEGFRIED HELM

Wahre Betreuung für Grieshaber

Von KARIN STRUCK

Zwei haben sich zwei gefunden: der „vieux“ von der Achalm, „der unschlagbarste unter den Männern“, und die vitale Matriarchin, die Lyrikerin Margarete Hannamann. Jetzt hat sie ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Phantasieschrei“ (Die Jahre mit HAP Grieshaber. Knaus Verlag, München, 544 S., 42 Mark). Man liest es wie einen Kriminalroman, eine Liebesroman, eine Hymne auf den geliebten Künstler. Sie, die auch Geliebte des Malers war, seine Frau ohne Trauschein, seine Dienerin, seine Zuhälterin und Haushälterin, Köchin, Mutter, Vertraute, Kind, Anregerin, emanzipierte Muse, sie schreibt mit ihrem Buch streckenweise aus ihre Autobiographie, doch nie selbstbeweihräuchernd, nur selbstbewußt.

Mit wachsender Aufregung las ich das durchkomponierte Buch, nur an wenigen Stellen irritiert von der Aufzählung der berühmten Namen. Das muß ja wohl sein und erscheint nur Außenstehenden als Prunk. Grieshaber ging eben mit ihnen allen um, mit Bloch und Christa Wolf, mit Martin Walser und Fühmann, mit Sarah Kirsch und sogar Ernst Jünger. Er suchte die Zusammenarbeit, das Gemeinsame in der künstlerischen Arbeit, zum Nutzen des Publikums, der Menschen in Ost und West, für die Freiheit und gegen die Diktatur.

Sie, die Lyrikerin, war auch seine Mitarbeiterin; sie brachten Bücher zusammen heraus. Die Achalm, der Berg, war ihrer beider Heimat; die ihre wurde es erst nach und nach und niemals ganz, denn da war noch eine andere Frau, Kirke genannt, über die wir nur Andeutungen finden in M. Hs. Buch, sie wäre wohl auch zu nah am Geschehen, um über „die andere“ zu schreiben. Allmählich tritt sie in die Rechte der Frau ein, mehr noch in ihre Pflichten.

Die rechtmäßige Frau warnt die Geliebte: weißt du, daß er dich opfern wird, daß seine Kunst ihm das einzig Wichtige ist? M. H. läßt sich nicht schrecken, sie nimmt ihn als ihr Schicksal.

Philomen und Baudis auf der Achalm – nur daß diese beiden nicht so geruhlos leben. Sie arbeiten und reisen wie die Verückten. Grieshaber will sich nicht anpassen an die geheime Regelung, ein Künstler, der hier lebe, habe auch nur hier zu wirken; er empfindet die Wunde, das zerrissene Deutschland. Sie werden nicht immer gut behandelt, doch kämpfen sie auch im anderen Deutschland. Grieshaber, ein ewig Junger, will nicht das Entweder-Oder, das die anderen proklamieren. So mischt er sich auch ein in den Zeiten der Studentenrebellion, lebt seine Träume revolutionärer Unruhe, indem er sich den Studenten verbündet, doch nicht als ein „Rattenfänger“, wie er einmal Beuys nennt. Er ist einer, der das lebendige Denken sucht.

Der Alte, er, betet um die „tägliche Naivität“, spart sich nie auf, panzert sich nicht mit Mißtrauen. Es ist wahr, ich kann es bestätigen, er schenkte euphorisch, er schickte Pflanzen, Kalmar, er schickte Malbriefe, Aquarelle. Man dachte: ein Mensch aus einer anderen Zeit? Wenn er sich auch durch seine Kunst behauptet – er macht alles, was ihm das Leben bietet, zum Modell, oft schon im Moment, da es ihn trifft. Er legt ein totes Tier, an dem er hing, in Holz und macht einen Abdruck, er schneidet Holz zu Ehren von Nemida, immer, wenn ein Schmerz ihn schneidet – doch ist sein Herz trotzdem überfordert.

Nicht zufällig spielt es immer wieder verrückt, überfordert nicht nur von den übermenschlichen Anforderungen, denen er sich aussetzt, sondern auch durch Alkohol- und

Nikotinmißbrauch. Auftritte absolviert er nicht einfach nur, jedesmal ist es, als ginge es um sein Leben, um das Leben der Kunst. Und sein „Maat“, wie er die Lyrikerin nennt, kann immer nur aufliegen, wieder einmal retten, aber nicht verhindern, denn bestimmen muß er selbst über sich.

Der „Maat“ – „Unteroffizier der Marine“, Kamerad, Speise- und Tischgenosse laut Wahrigs „Deutschem Wörterbuch“ – flüchtet ihn so manchmal auf irgendeiner Reise mit Babykost, M. H. schämt sich nicht, dies zu schreiben; einmal ist sie die einzige in der Weltstadt Paris, die den mit einer todesbedrohlichen Grippe darniederliegenden pflegt, in einem schlechten Hotel. Der vieux stirbt, kurz nachdem die Liebenden nach einer Rückkehr den wunderschönen Pfau, zerrissen am Weg gefunden haben. Ein Vorzeichen? Ja, sie erkennt es.

In dem Buch des „Chauffeurs bei Don Quichote“, wie sie es selbst nennt, gibt es meisterhafte Prosastücke – etwa die Schilderung des gespenstischen Bundeswehrübungsplatzes Garmisch auf der Alb oder des unheimlichen Happenings in der Kunstakademie Nürnberg, wo er und Beuys um die Studenten kämpfen und der vieux, der Anarchische, trotzdem die Kunst retten will. Die Möglichkeit der Kunst liegt nicht in der Nachahmung der Politik mit impotenten Mitteln. Welch ein wahrer Satz!

Der Holzschnitzer identifiziert sich mit jenem russischen Komponisten, der während der Oktoberrevolution seinen Flügel auf einen Lastwagen stellte, zwei Tage und zwei Nächte durch Moskau fuhr und spielte, spielte, spielte – die Lyrikerin zitiert diese Geschichte zweimal. Sie hat ihrem „Komponisten“, dem Holzschnitzer, dem großen Menschenfreund, ein Denkmal gesetzt.

Silvio Blatter
Wassermann

Wassermann, Roman, 284 Seiten, Lekt. DM 14,-
Wassermann erzählt von dem, was den Menschen im Kern betrifft und betroffen macht. Eine Ehegeschichte und modernes Märchen, ein Lebenserlebnisbericht und philosophische Fiktion – ein Bekenntnis zum eigenen Glück.

Suhrkamp

John Updike, glaubwürdig auf Gott angewiesen

Von GABRIELE WOHMANN

In einer Art Grußbotschaft zur Erläuterung dieser Gedichtauswahl (zusammengestellt unter zwei Aspekten: Sie sollten dem Autor „am liebsten“ sein und außerdem sich für die Übersetzung ins Deutsche eignen) präsentiert John Updike sich seinen Lesern mit einer Vergnügtheit, die ein amerikanisches Flair besitzt: So jedenfalls deutet sich das offenkundig-freudvolle Geplauder. Zutraulich erzählt Updike dem Publikum, wie gern er schon immer Gedichte schrieb, obwohl er doch vor allem mit Prosa versucht habe, seinen Lesern zu gefallen. „Ich freue mich, diese Auswahl von in mehr als 30 Jahren Entstandenen einer deutschen Leserschaft vorlegen zu können.“

So viel Gegensatz zu öffentlichkeitsabgekehrter Zurückhaltung in eigener Sache, so viel Appell mutet enterteinerhaft an, nah der Anbiederung, und kann doch möglicherweise nur einfach nicht leger genug in der deutschen Sprache und auf die deutsche Mentalität wirken.

Ähnlich wie mit dem vorwärtlichen Gebilde, das kurz ist und kokett und vertrauensvoll nicht gut einstimmt, ähnlich – wegen des schwerfälligen Deutschen – geht es mir mit vielen Gedichten des Bands, und

John Updike:

Gedichte. Mit einem Vorwort des Autors. Deutsch von H. M. Ledig-Rowohl. Rowohl Verlag, Reinbek. 120 S., 25 Mark.

Ich vermute, im amerikanischen Original gefielen sie mir besser.

Updike hat aus fünf Gedichtbänden seine Mischung arrangiert, und er gliedert sie sowohl nach Zeiträumen (1954-1976, 1976-1984), als auch formal: in die Abteilungen „Gedichte“, „Sonette“, wiederum „Gedichte“, „Sieben Oden“, 1984 „an sieben natürliche Prozesse“ geschrieben (an die Fiktion, die Verdunstung, das Wachstum, die Zersplitterung, die Entropie, die Kristallisation, das Heilen: Dem Schriftsteller imponiert die gleichwohl fremde Welt der Naturwissenschaften, und er will ihr etwas Tröstliches überstülpen).

Wenn man den Band gelesen hat, fällt auf, wie erstaunlich sich selber ähnlich Updike in 30 Schreibjahren blieb: eine solche Identitätsstreue flößt demjenigen Vertrauen ein, der nicht unaufhörlich vom Künstler fordert, er möge Stufe für Stufe die Leiter einer Entwicklung erklimmen, wie ein Kind, das erwachsen werden soll, und „reifen“, wie Obert. Schulmeisterliches Ansinnen, das auf Irritieren beruht. Denn daß einer, der schreibt, immer und immer wieder existentielle Fragen eben nicht beantworten kann, Sinnszusammenhänge nicht in einem großen und beruhigenden und inneren Frieden stiftenden Überblick zu erkennen vermag, gerade diese „Kindlichkeit“ führt doch zu den Zündungen im Bewußtsein, die produktiv machen, aus Neugier und aus Ratlosigkeit, führt doch nun einmal dazu, daß ein erwachsener Mensch sich tatsächlich hinsetzt und Gedichte schreibt: nichts Selbstverständliches, gewiß kein Zeichen von „Reife“.

Vieles von dem, was Updikes Prosa kennzeichnet, findet sich hier schnappschußhaft, verkürzt zu Momentaufnahmen wieder: In einer intelligenten Unterhaltbarkeit zeigt sich das Interesse an Menschen, Gegenständen, Szenen, an Alltäglichen, an Naturereignissen, Städten, Straßen, Landschaftselementen. Einige Gedichte gleichen Miniaturgeschichten, und ich weiß nicht, ob es gegen sie spricht, daß ich wünsche, Updike hätte sie weiterzählen sollen: Hier geht es um die schwierige Balance zwischen der

Lakonie und dem Bedürfnis, den ganzen Ideen- und Redestoff unterzubringen.

Daß Updike Lust hätte, den Einfall und das Angeregtsein, wie im Roman, völlig auszubreiten, es nicht beim Schwebezustand zu belassen, merkt man den Gedichten oft an – aber vielleicht habe ich zu viel und dann zu Updikes Nachteil an die Gedichte von William Carlos Williams denken müssen, an Gedichte also, die „rechtzeitig“ aufhören, nachdem sie um kein Wort zu früh angefangen haben, wodurch ein „glimpse“ sich nicht in Wörterfülle zerteilt und eine Epiphanie eine Epiphanie bleibt: kleine Erhellung im Bewußtsein. Vom winzigen triftigen Eindruck geht Updike in den besten Fällen ja auch aus.

Also haben mir die kleineren Formate besser gefallen, vor allem viel besser diejenigen, zu deren Entstehen das jeweils Konkrete (anstelle einer Idee) angeregt hat. Besser als die, in schwer durchschaubarer und überflüssiger Metrik, ausführlichen Texte mit weiterklärendem Ehrgeiz, die haben mich an kosmisch-ambitionierten Chemieunterrichten für Amateure erinnert (zum Beispiel diese sieben Oden, die in den Naturwissenschaften irgendwas je Günstiges, menschliche Hoffnung Erweckendes entdecken wollen).

Kurze Porträts, vom Basketballspieler bis zur Abfallhalde, da wo sie nicht auf eine universale Therapie abzielen, sondern winzige präzise Diagnosen bleiben, überzeugen bei Updike. Ein gewisser Hang zu Pathos, auch Sentimentalität dringt ab und zu durch – oder geht auch das wieder zurück auf eine Begleiterscheinung, die mit der Übersetzung zusammenhängt? Mit dem Benutzen, diese Gedichte-Prosa doch zu rhythmisieren, ihr ein festeres Gepräge zu geben?

Die Übersetzung hat mich in mehreren Texten gestört und durch den Indikativen nach „als ob“, durch das Weglassen von „zu“ beim Infinitiv – ein Grammatikfehler, den der gutmütige Cechov mit schlechten Suppen verglichen hat – aus öde Neudeutsch mancher Fenschenplauderei erinnert. Manchmal fehlen vor Substantiven die Artikel: Im Deutschen verändert das in der Sprechweise, ein Parlando soll wohl in gravitätische Wuchtigkeit transportiert werden. Vergeßlich! Es stört die Syntax, ergibt stilistische Diskrepanzen und macht oft bloß einen unbeabsichtigten komischen Eindruck: Plötzlich scheint Updike ein unbeholfenes Anfängerdeutsch oder Ostpreußisch zu sprechen. Als störend empfinde ich auch die Großschreibung der persönlichen Anrede.

In Gedichten, auch wenn sie von Telephemenmasten, Straßenszenen, dem Sterben von Hunden („Hundetod“), „Gedicht von noch einem Hundetod“: beide fast spröde genug, um fast genial und dadurch ergreifend zu sein, vom Monat März oder von einer Flugreise inspiriert wurden, in Gedichten gibt oft mehr als in Prosa sich das individuelle Ich des Schreibenden zu erkennen. Als wen, von welchen Obsessionen verfolgt, erfahren wir hier den Romaner? Es scheint, als profitiere er von den Konflikten und Neurosen seiner fiktiven Helden. Durch die Dramaturgie der Lebensereignisse fesselt er erheblich mehr als mit der bald verschmitzten, bald doch auch etwas besorgten Existenzwahrnehmung der weniger guten Gedichte. Bei denen spüre ich: Updike möchte eigentlich sehr gern einverstanden sein, es gefällt ihm so vieles so gut; leicht ironisierbar ist, mitten in einem Schönfinden und Bejahen, vieles dennoch.

Nicht Widerstand und prinzipielle Kritik geben den Schreibenden. Religiosität steht ihm bei, oft als sanfte Gottsuche, dann als Fund im Fundus. Entledigt er sich seiner



John Updike

FOTO: CAMBIA PRESS

Sympathie für Bildungsballast und wird sinnlich-szenisch, fern der Öde der Oden, und läßt ab vom Globalen, dann können nach befrachteten Gedankengebäuden und lähmenden Abstraktionen, Schlüsselzeilen mit bildlich gemachten, schön gegenständlichen Resümés mich überraschen, nach der Updike-Prosa-Art übermühen, mir imponieren: Ein Beispiel für ein dergestalt befreiten Gedichtende steht in der vorher nur strapazierten „Ode an das Wachstum“: „... wir werden nie wieder neben Peggy Lutzin der dritten Klasse sitzen, ihre Brüsterleise blasse Andeutung auf der Kurve ihres knabenhaften Wuchses und unser härtes Verhältnis uns hatte kaum den Umfang einer Sommersprosse.“

Kommt Updike auf Frauen zu sprechen, dann wird er mir zu pornopathisch, sexstufstufend („Wenn Männer durchdrehen, rechnen wir mit Mord; wenn Frauen durchdrehen, fürchten wir den Sex.“) und ich bezweifle, ob er sich in Frauen nicht auf die herkömmliche Art der Männer irrt – weil er will und die Mascho-Tradition ihn vor Sinnlichkeit schützt.

Besser als europäische US-Gästen glückt, läßt der Einheimische sich von Amerika, seinen Städten, Staaten, Kleinstädten, Menschen, Straßen, Stimmungen illuminieren; bei ihm ist authentisch, was bei den Besucherkollegen als Adaption und Rausch doch kein Vertrauen erweckt.

John Updike hat Angst vor dem Weltende, die Entropie setzt ihn. Kein Wunder, denn er lebt gern und weiß, trotz Kierkegaard und Karl Barth-Lektüre mit Nutzen, wendend, noch nichts Besseres, und daß er in dieser Menschenfurcht Gottes bedarf, rückt ihn mir immer wieder sehr nah; Kierkegaard zufolge (Gottes zu bedürfen, macht die Vollkommenheit des Menschen aus), begehrt er den angestrebten Weg und bekannt nur seine lebenslustige Schwäche, in der „Enge der Angst“ nicht ein für allemal die richtige, die nicht pur naturgebundene Hauptstraße gewählt zu haben. Gerade deshalb ist und bleibt er ein Künstler.

Nennenswert ist Updike, selbstverständlich, alles, er ist nie ohne Einfall, ohne Worte, ob beim Schildern eines Kinos oder beim Nachdenken über die Schöpfungsverantwortung eines Regenwurms. Immer bereit, andächtig hinzuschauen, wünscht Updike sich Gläubigkeit und Religion ausdrücklich konkret, und in „Sieben Strophen zu Ostern“ warnt er davor, die Bibel nicht wörtlich zu nehmen. Ihm wie mir liegt viel daran, die Auferstehung nicht als mythische Metapher und eine unter mehreren passablen „Weltanschauungen“ abzuhaben.

Wozu denn auch die Mühsal einer Existenz als Künstler, wenn die Adresse allen Tuns bloß dieses ramponierte, in seinen Harmonien gestörte und bedrohte Planetendesse wäre? Wer überläßt sich denn der anstrengenden Obsession ständiger Wahrnehmung und deren Umwandlung in Kunstgebilde, bloß für Hier und Jetzt? Jemand, der auf Gott glaubwürdig neurotisch angewiesen ist wie Updike, so jemand doch ganz gewiß nicht – und die Wiederholung dieser Erfahrung mit ihm macht mir auch dieses Gedicht-Geschichtenbuch liebenswert.

Eine Colette war die Yourcenar bestimmt nie

Von MICHEL TOURNIER

Die 1903 von französischen Eltern in Brüssel geborene Marguerite Yourcenar (eigentlich Marguerite de Crayencour, das Anagramm ergibt ihr Pseudonym) hat vor dem Zweiten Weltkrieg einige Werke veröffentlicht, die trotz ihrer herausragenden Qualität kaum bekannt wurden. Ihre Berühmtheit gründet sich auf zwei Daten: 1951 und 1981, nämlich das Erscheinen ihres Romans „Ich zähmte die Wölfin“ und ihre Aufnahme in die Académie Française. Jetzt kommt zum Herbst auf deutsch ihr kurzer Roman „Der Fangschuß“ heraus, der in den 40 Jahren seit er geschrieben wurde nichts von seiner Kraft und Frische verloren hat.

Am Donnerstag, dem 28. Januar 1981, übertrug das französische Fernsehen die Aufnahme der Marguerite Yourcenar unter die Kuppel der Académie Française. Jean d'Ormesson hielt die Begrüßungsansprache, und er war auch der hauptsächlichste Urheber dieser Wahl, gegen die sich heftiger Widerstand erhoben hatte. Denn die 1935 vom Kardinal Richelieu ins Leben gerufene Académie Française hatte noch nie zuvor eine Frau unter ihre Mitglieder aufgenommen. Der Ethnologe Claude Lévi-Strauss hatte gegen diese Neuerung eine erbitterte Kampagne geführt. Und derselbe Jean d'Ormesson, der so gern das Enfant terrible der Académie spielt, erzählte später: „In den Toiletten der Académie gibt es nun zwei Türen – auf der einen steht ‚Herren‘, auf der anderen ‚Marguerite Yourcenar‘.“

Marguerite Yourcenar:

Roman. Aus dem Französischen von Richard Moering. Carl Hanser Verlag, München. 168 S., 26 Mark.

Für viele Franzosen bedeutete diese glanzvolle und weitverbreitete Bestätigung zugleich eine Entdeckung, das Mysterium Yourcenar begann sich zu enträtseln. Endlich erblickte man jene große humanistische Schriftstellerin, die auf der Insel Mount Desert vor der Küste von Maine in Nordamerika lebt und entschlossen den ganzen Pariser Klatsch und alle literarischen Strömungen ignoriert, sei es der Surrealismus oder der Nouveau Roman. Es gab aber auch Enttäuschungen.

Manche erwarteten die gute alte Großmutter der französischen Literatur, die sie seit dem Tod der Colette hatten entbehren müssen. Da war Ernüchterung in der Tat notwendig. Nein, Marguerite Yourcenar war nicht Colette, trotz der beruhigenden Langsamkeit ihres Ganges und der bäuerlichen Weisheit in ihrem Gesicht. Wenn ich mich recht erinnere, so hat uns das Fernsehen gezeigt, wie sie ihr Brot selbst machte und mit einem Fausthieb den aufgegebenen Brotlaib flachkloppte, bevor sie ihn in den Ofen schob. Und sie erklärte, daß sie manchmal ebenso abrupt ein allem Anschein nach fertiggestelltes Manuskript durchschneidete, bevor sie es ihrem Verleger schickte. Das ist eine Idee, die der Colette niemals gekommen wäre. Die Verfasserin von „Gigi“ schrieb ihre Bücher genauso, wie sie ihre kleinen Kuchen herstellte. Marguerite Yourcenar dagegen backt ihr Brot genauso, wie sie ein Buch schreibt.

Das ist nicht das einzige Merkmal, das sie von Colette unterscheidet. Was ihre Vorfahren angeht, ist Marguerite Yourcenar umso mittelamer, je weiter sie in der Vergangenheit liegt. In dem Maße, wie man sich ihr selbst nähert, fließen die vertraulichen Mitteilungen spärlicher, um schließlich mit dem Tag ihrer Geburt völlig zu versiegen. (Über ihre Herkunft hat Marguerite Yourcenar zwei Bücher veröffentlicht: „Gedenkbil-

der“ und „Lebensquellen“.) Genau zu diesem Zeitpunkt wechseln die Angaben zur Person in ein anderes Register. Was vorher unmißverständlich ausgesprochen wurde, ist plötzlich verschlüsselt. Die Autorin spricht nur noch durch zwischengeschaltete Personen zu uns. Alexis, Hadrian, Zenon oder von Lhomond antworten an ihrer Statt. Mit Sicherheit nimmt sie Flauberts allzu berühmten Satz „Madame Bovary, das bin ich“ nicht für sich in Anspruch.

In dem (noch nicht auf deutsch verfügbaren) „Carnet de notes“ zu „Ich zähmte die Wölfin“ warnt sie uns: „Wie plump sind doch jene, die einem sagen: ‚Hadrian, das sind doch Sie!‘ Und beinahe ebenso plump sind jene, die sich darüber wundern, daß man ein so entferntes und faszinierendes Thema gewählt hat. Der Magier, der sich im Moment der Geisterbeschwörung den Dämonen aufschützt, weiß, daß sie seinem Anruf nur deshalb gehorchen werden, weil sie sein Blut auflecken. Er weiß auch oder sollte wissen, daß die Stimmen, die zu ihm sprechen, weiser und größerer Aufmerksamkeit wert sind als seine eigenen Schreie.“

Die Stimmen der Figuren im Gegensatz zu den Schreien des Autors – was für ein nachdenkenswertes Thema für jene, die sich für all das interessieren, was die Fiktion vom Bekenntnis trennt. Und gerade a propos der Stimmen, lassen Sie mich diese Zeilen aus dem „Carnet“ zitieren: „Portrait einer Stimme. Wenn ich mich entschlossen habe, diesen Roman ‚Ich zähmte die Wölfin‘ in der ersten Person zu schreiben, so deshalb, um so weit wie möglich ohne jede Zwischenfigur auszukommen, mich selbst eingeschlossen.“ Hadrian konnte mit mehr Nachdruck und Scharfblick von seinem Leben sprechen als ich selbst.“

Diese Stimme des Hadrian – aber dasselbe könnte man auch von der Stimme des von Lhomond sagen, des Helden im „Fangschuß“ – ist die große Leistung der Marguerite Yourcenar. Für unsere europäischen Ohren des ausgehenden 20. Jahrhunderts könnte der Nachfolger des Trajan genauso gesprochen haben. Und besser noch, wir „erkennen“ seine Intonation, nach wenigen Seiten wird sie uns vertraut, richtet sich an

99 Von innen heraus das wiederholen, was die Archäologen des 19. Jahrhunderts von außen getan haben. 99

jeden von uns ebenso wie an Marc Aurel, den offiziellen Adressaten. Hier haben wir ein Phänomen der Sinnestäuschung, das demjenigen vergleichbar ist, das uns das von Holbein gemalte Portrait Franz I. „ähnlicher“ beurteilen läßt als das von Clouet.

Das ist es ohne Zweifel, was „Die Wölfin“ ebenso wie „L'Œuvre au noir“ oder „Der Fangschuß“ von einem „historischen Roman“ unterscheidet: ein leicht anrüchliches Etikett, das man sicher nicht Flauberts „Salambo“ anheften würde, wogegen es ausgezeichnet auf „Ivanhoe“ von Walter Scott und mehr noch auf „Quo Vadis?“ von Sienkiewicz paßt. In Wahrheit bewirkt jedes Epithet, das man dem Wort „Roman“ – genauso wie den Begriffen Dichtung, Musik, Theater etc. – beilegt, eine Hinabstufung, indem es ihm seine absolute Wertigkeit entzieht. Historischer Roman, das ist wie Militär-Musik, religiöse Dichtung oder sozialistische Malerei: minderwertiger Roman, minderwertige Musik, minderwertige Malerei. „Schuld und Sühne“ mag auf ein kriminelles Delikt auf-



Marguerite Yourcenar

FOTO: DPA

bauen, deswegen ist es jedoch noch lange nicht das, was man einen Kriminalroman nennt.

Der historische Roman enthüllt plötzlich jene schreckliche Lücke zwischen der Weite des historischen Sujets und den Mitteln – zunächst einmal das Schreiben –, über die der Autor verfügt, um es abzuhandeln. Ein Romancier, der Caesar oder Napoleon heraufbeschwört, ohne die Kraft eines Shakespeares oder Tolstois zu haben, überschreitet seine Möglichkeiten. Daraus ergibt sich eine derartige Außerlichkeit der Romanelemente in ihrer Beziehung zueinander, daß ohne eine wirkliche Essenz des Romans alles zufällig wird. Man schreitet von einem beliebigen Detail zum nächsten, von einem Theaterfakt zum anderen, die Personen werden von den äußerlichen Wechseln des Lebens hin- und hergeworfen, eines Lebens, das niemals die schöne Beziehung „Schicksal“ verdient. Das unvergleichliche Timbre der Stimmen von Marguerite Yourcenars Figuren verleiht ihnen Notwendigkeit und Verinnerlichung. „Von innen heraus das wiederholen, was die Archäologen des 19. Jahrhunderts von außen getan haben.“ So lautet die Aufgabe, die sie sich stellte, als sie mit „Ich zähmte die Wölfin“ begann.

Diese Formel ließe sich auch auf „Der Fangschuß“ übertragen, wenn es sich nicht um eine der unseren so naheliegende Epoche handelte. 1938 in Sorrent geschrieben, spielt der Roman im Jahre 1881 in einem obskuren Winkel der baltischen Staaten. Wir sind im Schloß von Kattowitz, dessen Besitzer in einem Lager bei Dresden verschwunden ist. Er hat zwei Erben, Conrad und Sophie, die mit einer beinahe schwachsinnigen russischen Tante und dem alten Gärtner Mielch zusammenleben. Bei ihnen strandet der Erzähler, Eric von Lhomond, der gegen die Bolschewisten kämpft. Zwischen diesen drei Heranwachsenden desselben Alters und desselben Standes knüpfen sich dann in dieser apokalyptischen Atmosphäre Beziehungen, die auch den Inzest und die Homosexualität zum Inhalt haben. Die Auflösung ist entsetzlich und scheint die dunkelsten Seiten in jedem der Protagonisten zu enthüllen.

Ist es erlaubt, hinsichtlich des Werkes und des persönlichen Schicksals der Marguerite Yourcenar eine Anmerkung des Bedauerns zu machen? Bereits in ihrer Jugend hat sie sich mit Vorliebe der angelsächsischen Welt zugewandt. Sie hat Virginia Woolf kennengelernt und ihren Roman „Die Wellen“ ins Französische übersetzt. 1939 bricht sie in die USA auf, um dort endgültig zu bleiben. Man mag dieses Abdriften nach Westen beklagen, fern vom Mittelpunkt der Welt, der während der folgenden 20 Jahre in Europa und besonders Mitteleuropa bleiben sollte. So fand sich Marguerite Yourcenar nicht nur von den politischen Ereignissen, sondern auch von den sprudelnden Quellen der Geschichte abgeschnitten. Die Lektüre von „Der Fangschuß“ läßt uns das Werk vermissen, zu dem sie möglicherweise der ganz konkret in Berlin, Prag, Warschau oder Wien erlebte Krieg und besonders die unmittelbare Nachkriegszeit hätten inspirieren können.

„Das Gedicht ist fassung, die der autor gewinnt.
Ehe ein gedicht entsteht, ist es in irgendeiner beziehung außer fassung,
etwas in ihm ist fassungslos.
Der bildeinfall, die verknüpfung zweier wirklichkeiten,
die er bis dahin nie miteinander verknüpft gesehen hat, deutet ihm an,
daß in ihm etwas faßbar geworden ist, und er beginnt es zu fassen.
Das gedicht, wenn er glück hat, ist dann das gefaßte,
das ihm gefaßter macht.
Das gedicht kann aber auch fassung sein, die der leser gewinnt –
wenn es ihn erfaßt, wenn es ans fassungslose rührt in ihm.“



REINER KUNZE
eines jeden einziges leben. gedichte
126 Seiten. Leinen DM 24,-

Fünf Jahre nach auf eigene hoffnung veröffentlicht Reiner Kunze neue Gedichte. Über das Nachwort stellt er eine Zeile von Oskar Loerke: „... während der Reifezeit eines meiner Gedichtbände (fast regelmäßig gingen fünf Jahre darüber hin) ...“ Die Lyrik von einem jeden einziges leben ist reicher, ausweichender, weniger knapp als die Gedichte des letzten Bandes. Es finden sich Bilder von bezwingender Kraft und großer, sich tief einprägender Schönheit.

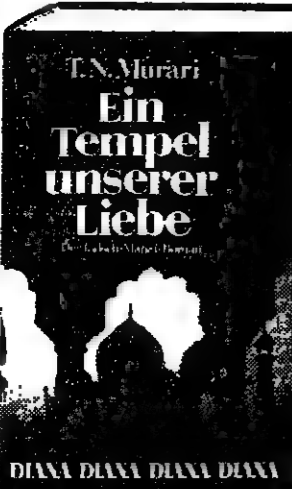
S. Fischer



Seveso-Gift auf Acapulco.

Roman, 432 Seiten, Ln., DM 36,- (HESTIA)

Es beginnt in einer Lübecker Haftanstalt. Und es endet in Acapulco, dem Traumparadies. Dazwischen liegen die generalstabsmäßige Planung eines ungeheueren Verbrechens, Giftbeschaffung, Erpressung, Mord, Evakuierung, Illusionen, Liebe, Angst und nackte Gewalt. Und 432 Romanseiten, die jeden Leser in atemloser Spannung halten.



Der Tadsch-Mahal-Roman.

Roman, 440 Seiten, Ln., DM 34,- (DIANA)

Die Geschichte einer großen Liebe, der mit dem Tadsch Mahal ein Denkmal gesetzt wurde, ist zugleich die Geschichte von Hoffen und Verweilen, von Liebe und Haß. Dem Autor gelingt es außerdem, die Entstehung des Tadsch Mahal, den Facettenreichtum der indischen Kultur und das konfliktreiche Zusammenleben verschiedener Volksgruppen deutlich zu machen. Dadurch wird der Roman zu einem breit angelegten Panorama indischer Historie.



Schicksale zu Füßen der Freiheitsstatue.

Roman, 476 Seiten, Ln., DM 36,-/GS 280,- (NEFF)

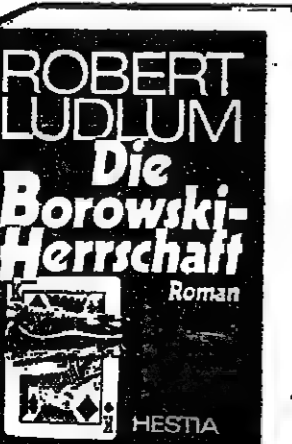
Ellis Island - das war in den Jahren bis 1954 das »Tor zum Leben« für Tausende von Menschen, die ihrem Elend in der Alten Welt entfliehen wollten. Am Schicksal von drei Männern und zwei Frauen erzählt dieser Roman von Hoffnung, Träumen, Bestechung, Sehnsüchten, Tod, Elend, Verzweiflung, Tränen, Liebe und Mord. Verfilmt mit Richard Burton und Faye Dunaway.



Tödliche Bedrohungen.

448 Seiten, Ln., DM 36,- (DIANA)

Siebenmal Spannung der besten Art - Chemiemulti und kleiner Schieber, ein korrupter Gemeinderat und ein fanatischer Attentäter. Sie vergiften die Umwelt und bringen Menschen in Not. Die Gefahren des Alltags, die tägliche Bedrohung, spannend dargestellt.



Spannend, spannender, LUDLUM.

Roman, 592 Seiten, Ln., DM 39,80 (HESTIA)

Im Hinterzimmer eines Hongkonger Nachtlokals werden fünf Leichen aufgefunden. Darunter einer der Vizepräsidenten der Volksrepublik China. In eine Blutlache hat der Killer mit dem Finger den Namen BOROWSKI gemalt. Aber Borowski ist lange tot. Oder...? Ein Polit-Thriller der Sonderklasse.

HESTIA. DIANA. NEFF.

Die Rückkehr des Feirefiz nach Bombay

Was die deutschen Romantiker Indien verdanken

In den apokryphen Thomas-Akten wird berichtet, der Apostel Thomas sei auf seinen Missionsreisen bis nach Indien gelangt, habe dort das Christentum gepredigt und dann den Märtyrertod erlitten. So glaubte man es im christlich-abendländischen Mittelalter gern, und das war und blieb vorerst so ziemlich der einzige geistige Bezugspunkt - immerhin von solcher Wirkmächtigkeit, daß Herr Heinrich von Morungen, einer der frühesten und bedeutendsten deutschen Minnesänger, sich noch im 11. Jahrhundert auf die Fahrt dorthin gemacht haben soll.

Kein Geringerer als Wolfram von Eschenbach hat am Ende seines »Parzival« (um 1210) Indien eine heilsgeschichtliche Perspektive merkwürdiger Art zugewiesen: Der Halbbruder Parzivals mit Namen Feirefiz kehrt nach seiner Taufe beim Gral mit seiner christlichen Gattin in sein Land, »wir heissen hier Indii: dort heisset es Tribalbot« zurück, verbreitet dort das Christentum und hinterläßt das Erbe seinem Sohn, dem Priesterkönig Johannes.

Zwar hatte Wolfram konzediert, daß dieser Heide »stets Lust zur Minne« hätte, doch das meint im Mittelalter bekanntlich etwas anderes, als es Zedlers »Universal-Lexicon« von 1735 anzudeuten beliebt: »Die Indier sind mehrtheils schwarzbraun von Gesicht, dabey stark und dicke, aber sehr faul und über alle Masse geil. Sondern gehen die Weiber bis an Gürtel nackend.« So herrlich weit hatte man es in der angeblich vorurteilsfreien Gelehrsamkeit der Frühaufklärung hierzulande gebracht. Zedler vergißt auch nicht zu erwähnen, daß der indische Pöbel über hundert Götter anbetet von der Sprache und Literatur dieser alten Kulturwelt weiß er offenbar nichts.

Das änderte sich erst mit einem Schlag, als Jones 1789 eine englische Prosaübersetzung des siebenaktigen Dramas »Sakuntala« des indischen Dichters Kalidasa (4./5. Jahrhundert n. Chr.) veröffentlichte. Georg Forster übertrug sie 1791 ins Deutsche. Der Würde und dem Tiefinn des hier Wort gewordenen »indischen Welt- und Menschengeistes« könne man selbst bei den alten Griechen nichts an die Seite stellen, urteilte Herder anlässlich der von ihm 1803 herausge-

gebenen zweiten Auflage. Goethe begeisterte sich: »Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen - Nimm ich Sakuntala dich, und so ist alles gesagt!«, das »Vorspiel auf dem Theater« zum ersten Teil des »Faust« geht auf dieses indische Drama zurück.

Dies ist die Zeit, in der Friedrich Schlegel in Paris bei dem in Indien geborenen Schotten Alexander Hamilton täglich drei Stunden Unterricht im Sanskrit erhält: nach dem großen poetischen Eindruck der »Sakuntala« die Primordien eines theoretischen und wissenschaftlichen Interesses für die indische Kultur. Schon am 15. 9. 1803 heißt es in Schlegels Brief an Tieck: »Hier ist eigentlich die Quelle aller Sprachen, aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles, alles stammt aus Indien ohne Ausnahme.«

Vor allem die Brüder Schlegel (der ältere, August Wilhelm, erhielt 1818 den ersten indologischen Lehrstuhl Deutschlands an der Universität Bonn) vertraten die Ansicht, Kunst und Kultur seien möglichst »objektiv-abstrakt« zu bewerten; da glaubte man zur Literatur des alten Indien einen besonders genuinen Zugang zu haben.

Zeitschriftenbeiträge und zahlreiche Briefe zum Thema Indien zeigen, wie virulent das Thema im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war, so daß man mit größter Spannung Friedrich Schlegels Buch »Über die Sprache und Weisheit der Indier« erwartete, das mit der bündigen Behauptung beginnt: »Von Indien her erwarten die Altertumsforscher Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt.«

Was Schlegel hier nach nur etwa fünfjährigem, zumeist autodidaktischem Studium (vor allem der indischen Handschriften in der Pariser Bibliothek) vorlegte, gehört zu den genialsten Pionierarbeiten der deutschen Geistesgeschichte. In drei großen Abschnitten handelt er von der Sprache, der Philosophie und den historischen Ideen Indiens; daran schließen sich noch die hundert Seiten mit Erstübersetzungen aus dem »Ramayana«, dem »Bhagavadgita« sowie den Gesetzen des Manu an.

Mit Recht konstatiert er die indoeuropäische Verwandtschaft vieler Sprachen.



Schon im 18. Jahrhundert faszinierte hierzulande die indische Götterwelt, wie Zedlers Universal-Lexikon beweist: Krishna und Rada in zärtlicher Umarmung. FOTO: DIE WELT

Die Folgerung aus der vergleichenden Beobachtung, die indische Sprache sei die älteste und alle übrigen verwandten Idiome aus ihr abgeleitet, gehört allerdings zu den nicht wenigen rein deduktiven Schlüssen, die Schlegels Werk wissenschaftlich angreifbar, aber eben auch sehr durchschlagskräftig machen. Immerhin kann er Goethes Idee der »Weltliteratur« durch die Entdeckung und erste Auswertung eines Großteils der indischen Poesie mit Leben füllen: »So wie nun in der Völkergeschichte die Asiaten und Europäer nur eine große Familie bilden, so sollte man sich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung zu betrachten.«

Die durch Joseph Görres' »Mythengeschichte der alten Welt« (1810) und Georg Friedrich Creuzers im gleichen Jahr begonnene »Symbolik und Mythologie der alten Völker« ausgelöste heftige Diskussion mündete allmählich in sachlichere Bahnen. Die Indien-Euphorie zog sich in den Elfenbeinturm der seriösen Wissenschaft zurück und teilte damit so ungefähr das Los der romantischen Mittelalter-Begeisterung. Aus der poetischen und mythenstiftenden Rezeption wurden Indologie und Germanistik.

Auf einem Gebiet aber brachten beide Strömungen der romantischen Schule späte, schöne und noch heute ansehnliche Früchte. Wie unmittelbar aus der literarischen und philologischen Mittelalter-Rezeption die Grimmsche Märchensammlung mit ihren unabsehbaren Wirkungen hervorging, so zeltete die Indologie in den Werken Theodor Benfey (1808-1881) späterhin ihre weitreichenden Ideen. Benfey hatte mit seiner Übersetzung und Kommentierung des indischen »Pancatantra« aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert im Jahr 1859 einen Fundus an Fabel- und Märchenmotiven zugänglich gemacht, der bis heute kaum ausgeschöpft ist.

Jacob Grimm begrüßte das Buch enthusiastisch und teilte Benfey einseitige, doch bestechende Theorie, sämtliche Märchen der Weltliteratur stammten ursprünglich aus Indien. Hat Benfeys Theorie inzwischen auch zahlreiche Korrekturen und Widersprüche erfahren, indem zweifellos selbständige Märchentraditionen etwa in Ägypten,

Griechenland oder bei den Kelten entdeckt wurden, so ist doch unbestritten, daß Indien nach wie vor als einer der wichtigsten Ursprungsorte vieler Märchentypen angesehen werden muß.

Neben dem »Pancatantra« sind hier die von Wilhelm Grimm hochgeschätzten Verse des Somadeva aus dem Kaschmir des 11. Jahrhunderts sowie das »Papageienbuch« aus dem frühen 14. Jahrhundert besonders zu nennen. So erzählt Somadeva etwa von dem Glücklichen, dem jeden Morgen beim Erwachen ein Goldstück zufällt; er ist zweifelsfrei der Ahnherr der Zwillinge in Grimms Märchen Nr. 60 (»Die zwei Brüder«). »Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daß, wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand.« So lesen wir's bei den Brüdern Grimm.

Das wäre eine Parallele - oder ein Bindeglied? Über die Form der Vermittlung, die Wege solcher Motivwanderungen läßt sich noch immer trefflich streiten. Sind solche Erzählungen wirklich aus Indien in alle Welt von Mund zu Mund vermittelt worden? Sind sie im Kontakt mit Nachbarvölkern immer weiter von Grenze zu Grenze vorgedrungen? Ist durch Übermittlung von einer Generation zur andern notwendig ein Übersetzen ethnischer Räume gegeben durch Handel, Auswanderung und dergleichen? Oder haben die modernen Skeptiker recht, die nur auf literarische Weitervermittlung schwören mögen? Was hindert bei der Betrachtung so vielfältiger Vermittlungsformen überdies, auch einmal radikal umgekehrt zu argumentieren, wie es zuerst 1887 mutig der Lothringer Emmanuel Cosquin versuchte: Diese und viele andere Motive und Erzählungen seien von Europa nach Indien gewandert...

Die Fülle der Fragen ist ein Gradmesser der Lebendigkeit, mit der die wechselseitige literarische Rezeption zwischen Indien und Europa jedenfalls stattfindet. Diese Fragen sind nicht ausdiskutiert; es fehlt leider häufig an Sachverstand, um die Gegenheiten hüben wie drüben jeweils angemessen berücksichtigen zu können. Vielleicht gibt das Schwerpunktthema der Buchmesse 1986 neue Impulse. HEINZ RÖLLEKE

Die lyrische Stimme eines Subkontinents

Von HANS-JÜRGEN HEISE

In ökonomischer Hinsicht gilt Indien als Schwellenland, das gerade den Schritt von der Unterentwicklung in den Kreis der technisch versierten Industrienationen vollzieht. Kulturell gesehen, ist das Land am Ganges jedoch eines der ältesten und würdigsten unseres Erdballs: eine Wiege von Religionen, Mythen und musischen Schöpfungen, die in ihrer unergündlichen Tiefe und ihrer unklassifizierten Vielfalt niemals hinreichend untersucht und erforscht werden können.

Trotzdem weiß der Europäer, auch der gebildete, nur wenig über den asiatischen Subkontinent, dessen literarische Ursprünge sich durch dreieinhalb Jahrtausende bis ins Dämmerlicht der Frühgeschichte zurückverfolgen lassen. Diese Weltgegend, die - nicht anders als das Abendland - ihre Historie anfangs »gedichtet«, in poetischen Gesängen memorialisiert hat, entbietet in unserer Vorstellung gewöhnlich nur Begriffe wie »Indoaries«, »Sanskrit«, »Veden« und »Upanishaden«. Und im Zusammenhang mit modernerer Literatur ist vor allem - und immer wieder - der Kolonialengländer Rudyard Kipling gegenwärtig oder aber, erster Nobelpreisträger seines Kulturkreises, der philosophisch und pädagogisch ambitionierte Poet Rabindranath Tagore.

Erst die Frankfurter Buchmesse, die in diesem Jahr Indien die Präferenz erweist, beschert uns eine Anthologie zeitgenössischer indischer Lyrik. Der Herausgeber des Kompendiums, selbst ein angesehener Dichter, ist der 1933 in Kalkutta geborene Alokaranjan Dasgupta, ein Literaturwissenschaftler, der sich in der Poesie seiner Heimat ebenso auskennt wie in der Lyrik des Westens und der seit 1972 als Gastprofessor am Südasien-Institut der Universität Heidelberg tätig ist.

Dasgupta, der Werke von Hölderlin, Heine, Brecht, Kretz und Bocho Strauß ins Bengali übersetzt hat, gibt in seiner »Einstimmung« in das Buch einige Hinweise auf die Komplexität der Poesiellandschaft, die er vorstellt. Das Panorama hat gewaltige Dimensionen. Die indische Akademie der Literatur erkennt nicht weniger als 22 auto-

chthone Sprachen als literaturfähig an. Hinzu kommt eine noch größere Zahl von »Nebensprachen«, in denen ebenfalls Poesie entsteht.

Der Herausgeber hat sich auf die Präsentation von elf Sprachen beschränkt, wobei er alles auf englisch verfaßte unberücksichtigt läßt, obwohl diese importierte Sprache die einzig übergreifende ist und sich dazu eignet, Kommunikation zwischen Menschen herzustellen, die in unterschiedlichen Zungen reden.

Die Englisch schreibenden Poeten haben, ihrer urbanen und kosmopolitischen Ausrichtung wegen, nicht an jenem »Lebensprozeß« teil, in den die regional ausgerichteten Autoren weiterhin verstrickt sind, wenn sie sich »am Scheideweg zwischen Tradition und Moderne« orientieren, jeder einzelne

Alokaranjan Dasgupta (Hrsg.): Gelobt sei der Fluß. Indische Lyrik der Gegenwart. Verschiedene Übersetzer. Münchner Edition im Schneekloth Verlag, München. 260 S., 32 Mark.

gebunden an seine Muttersprache und dabei mit einer ganz spezifischen kollektiven und individuellen Problematik konfrontiert.

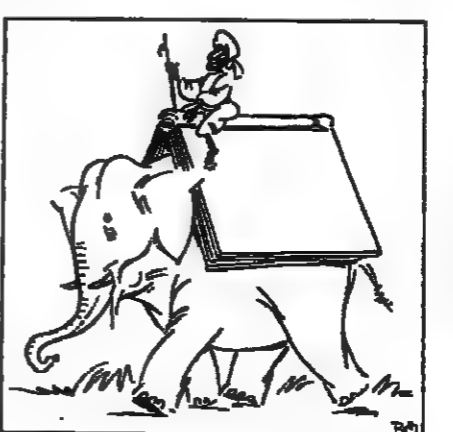
Dasgupta liefert uns Proben aus dem Schaffen von rund fünfzig Dichtern, die, bis auf wenige Ausnahmen, noch leben und schöpferisch tätig sind.

Erstmalig die Reichhaltigkeit der Themen, die Unterschiedlichkeit der Stimmen und die Ausdrucksfrische vieler Autoren: »Charman bist du, Politik / verdröhst jungen Männern die Köpfe, / die Nächte verbringt du / mit senilen Ganoven.«

Diesem, mit »La belle politique« überschriebenen engagierten Vierzeler des Bengalen Birendra Chattopadhyay sei hier, um die ganze Breite der Ausdruckspalette wenigstens ahnbar zu machen, ein völlig anders geartetes Kurzgedicht von Vipin Parikh gegenübergestellt, ein Text, der in der Gujarati-Sprache verfaßt worden ist. Würde es im Schlafzimmer brennen / selbst dann gingt /

du / morgens / deine Tulspflanze / gießen...«

Bengalens volkstümlichster Poet, Shakti Chattopadhyay, evokiert in »Letzter Spaß« das für Irgendwann bevorstehende Ereignis seiner rituellen Verbrennung auf einem Scheiterhaufen, andererseits schildert er in »Athen-Kairo« sein Fremdheitsgefühl in der modernen Welt: »Im Flugzeug riß ich mir den Binder ab, / öffnete den Sitzgurt und sprang auf / ...! abendlich hinten Europa



im lodernen Feuermeer / vor mir der Orient von Dunkelheit zugedeckt / ...! dazwischen steht ich in der Linder allein gelassen...«

Nabaneeta Dev Sen, eine 1938 geborene Bengalin, setzt ferne Orte und Regionen wie Amsterdam, Mexiko und den Mittelmeerraum in einen dramatischen Gegensatz zu einem in Indien aufgespannten Moskitonetz, das von Insekten umschwärmt wird.

Der Tamile Vamaivalavan thematisiert den Fleiß seiner Landsleute und ihre wohlklingende Sprache, »zu Hause / in allen Unionsstaaten / auch wo sie nicht Muttersprache ist.«

Selbst freche Töne gibt es, so den »Ratsschlag für den Gatten meiner Süßen«, der von Chandrabekhar Patil, einem sich in der Kannada-Sprache artikulierenden Lyriker, erteilt wird. Und S. H. Vatsyayan, der Hindi

schreibt und den Künstlernamen Ajneya (der Unerforschliche) trägt, versteht es, die bis heute unüberbrückten Gegensätze zwischen reich und arm zu fixieren: »Dich / in deiner Luxusvilla / plagt die Angst vor Gespenstern / Mich / in meiner Hütte / frißt die Angst, / ich werde selbst zum Gespenst.«

Manche Autoren greifen weiterhin auf die mythischen Bestände zurück. Auch der etwas altmodisch anmutende Titel der Anthologie, »Gelobt sei der Fluß« ist eine Sentenz, die, einem Gedicht des Tamilen Abdul Gafur entnommen, in Verbindung zum Repertoire der Überlieferung steht.

Fast vierzig Jahre nach dem Ende der Kolonialzeit haben es die indischen Dichter nicht mehr nötig, forciert unter Beweis zu stellen, daß sie sich mit den Themen der Zeit, in der wir leben, frontal auseinandersetzen können. Doch die Vertreibung der Engländer ist nur ein Politikum. Geblieben ist die binnenspolitische Bürde: das Elend der Massen, das - abgesehen von der stetig anwachsenden Bevölkerung - durch das Kastenproblem sowie durch die Animositäten vergrößert wird, mit denen die unterschiedlichen ethnischen und religiösen Volksgruppen einander begegnen.

»Ein Gedicht soll sein / nicht meinen« - diese programmatischen Verse des Amerikaners Archibald MacLeish, die aus der Mallarmé-Nachfolge stammen, werden ein wenig unvermittelt zitiert, bemüht, damit in ihrem theoretischen Windschatten Dasguptas These Plausibilität erlangen kann: »Für den Gegenwartstypiker in Indien zählt... nur der immaterielle Prozeß der Kreativität. Für ihn sind Themen nur Anlaß zur Exploration.« Eine solche Behauptung kann stets bloß für einen gewissen Teil der literarischen Produktion eines Landes gelten.

Auch in Indien (das macht uns in einer Art Gegenläufigkeit zur Beweisführung des Vorworts die Anthologie, »Gelobt sei der Fluß« klar) gibt es neben einer ästhetisch ausgerichteten Dichtung ebenfalls Lyrik, die nicht primär das Linguistische oder das Kunstschöne im Sinn hat, sondern die das Sein und die Geschichte ins Auge faßt.

Dourado und das Leid am Verzicht

Von GÜNTER W. LORENZ



Autran Dourado

FOTO: HANSEN

Der 1926 in Minas Gerais geborene Erzähler und Romancier Autran Dourado gilt seit vielen Jahren als der wohl wichtigste Prosaschriftsteller Brasiliens aus der Generation der nach Guimarães Rosa Geborenen, diesem großen Mineiro aber im Geiste eng verwandt. Dourado, der als Professor für brasilianische Literatur in Rio de Janeiro lebt, profilierte sich als Vertreter einer poetisch orientierten, die Symbolkraft der Dinge und Ereignisse aufsteigenden Erzählform, die ihn in die Lage versetzt - ebenfalls in Nachfolge Guimarães Rosas -, das immer eingetragene Umfeld seiner im Sertão angesiedelten Handlungsverläufe gleichwohl zu Parabeln eines universellen Geschehens werden zu lassen.

Diese Charakteristika waren schon kennzeichnend für den Roman „Brandung“ (deutsch 1964) und die Novelle „Leben im Verborgenen“ (deutsch 1967), mit denen der Hanser-Verlag Dourado zu einem jener Autoren machte, die hierzulande erstmals das Interesse an brasilianischer Literatur weckten. Nach der Veröffentlichung dieser beiden Werke in deutscher Sprache wurde es bei uns still um diesen Schriftsteller, obwohl gleichzeitig sein literarischer Ruhm in Brasilien stetig aufstieg. Was immer dafür die Gründe gewesen sein mögen - der deutsche Verlag schien das Interesse an ihm verloren zu haben. Denn erst jetzt, mehr als 20 Jahre nach der Veröffentlichung der „Brandung“, legt Hanser wieder ein Buch Autran Dourados vor: den 1967 in Brasilien erschienenen Roman „Opera dos Mortos“, der seinen Titel auch in der deutschen Ausgabe behält: „Oper der Toten“, während man 1964 aus dem wunderbaren poetischen „A barca dos homens“ (Das Menschenboot) die nichtssagende „Brandung“ machte. Auch die überlappende Qualität des „neuen“ Romans hat sich eindrucksvoll geändert: Waren die ersten beiden Titel Dourados noch mehr schlecht als recht ins Deutsche herübersetzt worden, hat sich diesmal Altmeyer Meyer-Clason den Autoren angenommen und ihm zu einer deutschen Form verholfen, die an die besten Leistungen dieses bedeutenden, nur leider zuwenig beachteten Abweges genauen Übersetzers erinnert.

Autran Dourado:

Oper der Toten. Roman. Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Curt Meyer-Clason. Hanser Verlag, München, 256 S., 36 Mark.

„Oper der Toten“ ist vordergründig eine spannend erzählte Geschichte vom Leben in einer kleinen Stadt des Sertão. Im Mittelpunkt steht eine junge Frau, die auf Grund ihrer gesellschaftlichen Stellung verdammt zu sein scheint, ihr Leben im Verborgenen zu verbringen, zur alten Jungfer zu werden. In der festungsähnlichen Abgeschlossenheit des ererbten Herrenhauses lebt sie in Gesellschaft ihrer stummen Dienerin, verbringt ihre Tage mit der Herstellung von Stoffen, um ihre Nächte in alkoholisierten Träumen vom „anderen Leben“. In diese Abgeschlossenheit bricht der einjährige Mulatte, Jäger und Abenteuer Joca ein, der als Hausdiener die mühsam unterdrückten Leidenschaften seiner Herrin zum Ausbruch bringt und damit den Weg in die Tragödie bereitet.

Hinter und unter diesen Vorgängen aber vollzieht sich das eigentliche Geschehen, erhalten die Ereignisse ihre zweite Dimension. Ebenso wie All-Tag und All-Nacht zwei ganz verschiedene Handlungsebenen bilden, werden Vergangenheit und Gegenwart, Entsendung und Verlangen, Gut und Böse zu den psychologischen Leitfäden des Geschehens. In dem Haus mit den stillstehenden Uhren, in dem das Leben außerhalb der Zeit sich abwickelt, lebt nicht nur die Frau, es

lebt dort auch die Vergangenheit der Familie in sehr realer, nicht nur erinnelter Form. Das allgegenwärtige Gedächtnis an den gewaltigen Großvater formt diesen verschlossenen Kosmos ebenso wie die Existenz des an seinem aristokratischen Stolz zugrundegegangenen Vaters. So ist Dona Rosalina in Wirklichkeit eine dreifach gesplante Person, die daran scheitert, daß das Widersprüchliche, die Schizophrenie der drei Charaktere einen Ausgleich nicht zuläßt. Die letzte Überlebende des Clans ist verdammt, die Gegenwart der Toten zu ertragen, die Gegensätzlichkeit der Wünsche zu durchleben und daran zu zerbrechen.

In der eindrucksvollen „Oper der Toten“ ist es dem Autor gelungen, mit wenigen Strichen das Wesentliche, das Widersprüchliche, das Unvereinbare seiner Gestalten zu zeichnen, aus der Atmosphäre eines verschlossenen Hauses den Zustand einer Gesellschaft deutlich werden zu lassen, die aus ihren Gegensätzen lebt und an ihren Widersprüchen leidet und die, wie diese Dona Rosalina, am Fluch des Überkommenen zugrundegehen wird, wenn es ihr nicht gelingt, aus der scheinbaren Geborgenheit eines Gemäuers auszubrechen, das in Wirklichkeit ein von der Vergangenheit errichtetes Gefängnis darstellt.

Der Gegensatz zwischen alltäglicher Realität und quälender Phantasie, zwischen Vergangenheit und Gegenwart der Außenwelt ist die eine Komponente des Geschehens. Hinter ihr wirkt als eigentliches Motiv die zweite Komponente, die dem Gesellschaftlichen, dem scheinbar Unvereinbaren zu seinem Rang verhilft: die Innenwelt von Menschen und Dingen, in der die Gegensätze nicht mehr bestehen, weil die Toten in den Lebenden weiterexistieren, weil Leben und Tod zwei gleichwertige Partner sind, weil eine Person, wie es Novallas formuliert, „eine kleine Gesellschaft“ ist, in sich die Kriterien der großen Gesellschaft ausformt, daß der Rückzug in die Nicht-Existenz, in den Tod nicht gleichbedeutend wird mit dem Ende des Seins.

Was sich so anhört mag wie eine verwickelte Philosophie, konnte Dourado seiner eigenen Umwelt entnehmen, der Lebensauffassung der Sertanejos, für die ihre begrenzte Welt stets das Universum mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit war. In einer Welt, in der Leben und Sterben so nahe beieinander sind, in der die Gefährlichkeit der Existenz so sehr ihr eigenes Wesensmerkmal bildet, in der selbst die Natur Gefährdung signalisiert - in einer solchen Welt bleibt dem Individuum die Phantasie als Ausweg aus der Katastrophe, wird aber erst recht zur Katastrophe, wenn Träume und Hoffnungen immer wieder zu Alpträumen gerinnen.

Was in den großen Epen des João Guimarães Rosa in die Auflehnung des Jaguncos mündet, in die Frage nach der Existenz des Teufels, wird in den Romanen des Autran Dourado zum Verzicht, zur hindämmenden Selbstaufgabe der Kreatur, die sich aus dem Fesseln des Selbstzweifels nicht zu befreien vermag. Rosalina ist die passive Heldin, die den Verzicht zum Lebensinhalt stülzt hat, weil die Last der Vergangenheit und ihrer Widersprüche die zarte Pflanze Zukunft am Keimen hindert. So gesehen ließe sich Autran Dourados Roman aus lateinamerikanischer Perspektive leicht als ein eminent politisches Buch qualifizieren.

Es besteht dabei die ungemeine poetische Sprache, deren Klangfülle und Vielseitigkeit dem Geschehen immer wieder neue, überraschende Konturen verleihen. Die Melodie der Cantadores, der Sänger des Sertão, klingt aus den Zeilen dieses Buches, die herbe Schönheit einer Sprache, die zum Ausdruck des Denkens und Fühlens einer sprachlosen Region geworden ist.

Ein Russe blickt zurück

Von WOLFGANG KASACK



Wladimir Maximow

FOTO: HORST TAPPE

Zur Buchmesse 1988, dem internationalen Ereignis, auf das die gesamte literarische Welt schaut, sind einige gute neue Bücher aus dem Russischen übersetzt worden. Alexander Solschentzyn hat seine historischen Romane mit „November 1916“ gewichtig fortgesetzt (s. Seite III), von Valentin Rasputin wurden mit „Natascha“ vier besonders schöne und tiefe Erzählungen verlegt, mit Anatolij Kims „Lotos“ erhalten wir eine überzeugende Vorstellung von religiöser Lebenserfassung in der Sowjetunion und Wladimir Maximow, der Pariser Chefredakteur der Zeitschrift „Kontinent“, der weltberühmte Autor des noch in der Sowjetunion geschriebenen Arbeiterromans „Die sieben Tage der Schöpfung“, beweist, daß die schöpferische Kraft durchaus erhalten bleiben und wachsen kann, wenn man Emigrant ist und aktiv im politischen Leben steht.

Von Maximows früheren Werken konnte man nicht unbedingt sagen, daß ihre Struktur ausgewogen und der Autor Herr über das ihn bedrückende Material war. Bei diesem Roman, den Alexander Gleser in den Vereinigten Staaten ursprünglich auf Russisch verlegt hat, kann man es. Vor uns ist ein ausgewogener historischer Roman mit einer anspruchsvollen, da nicht chronologischen Struktur von höchster aktueller Bedeutung.

Es geht um Koltchak, den Admiral der Weißen Truppen, die nach dem bolschewistischen Umsturz von 1917 einige Jahre lang versuchten, Rußland vor dem Untergang zu bewahren. Koltchak hatte in Sibirien die Führung übernommen, war zum Obersten Regenten der noch freien Teile des zusammengebrochenen russischen Reiches geworden. Als die Roten Truppen über die in sich zerstrittenen weißen Kräfte die Obermacht erlangten, wurde Koltchak von den Alliierten, die in Sibirien Hilfsmissionen hatten, verraten und durch die Tschechen ermunternd an den Gegner ausgeliefert.

Mit der Hinrichtung des integren Mannes beginnt das Buch. In demselben Gefängnis befindet sich die Frau, die ihr Leben während der Zeit des Chaos mit ihm verbunden

Wladimir Maximow: Der weiße Admiral. Roman. Übersetzt von Marlene Milack-Verheyden. Verlag Langen Müller, München, 336 S., 38 Mark.

hatte. Diese Liebe, von Maximow in zarten, kurzen Dialogen so angedeutet, daß sie in ihrer Tiefe überzeugt und in der Schwärzung des Gegengewichts zu all dem Bösen bildet, welches das Thema mit sich bringt, begleitet den Leser leitmotivartig durch das Buch. Der Roman gestaltet die Geschichte, wie es zu diesem Verrat und dieser Tötung kam und wie diese Liebe den eigentlichen Lebensinhalt der beiden ausmachte. Ohne sie wäre Koltchak auch politisch nicht der bedeutende Mann gewesen, den sich Maximow zur Darstellung auswählte.

Wir brauchen heute Bücher über den Roman „Der weiße Admiral“. Sowjetische Darstellungen der bolschewistischen Machtergreifung sind unendlich verlogen und geben nur die jeweils beliebige Auffassung von der „Großen Oktoberrevolution“ wieder. Hier hat sich ein Emigrant die Fragen

gestellt: Wie war es wirklich? Wie konnte es zu dieser Katastrophe kommen? Wie konnte Gott es zulassen, daß das Recht derart mit Füßen getreten und ein Staat aufgebaut wurde, der Millionen seiner eigenen Leute ermordete?

Maximow studierte Dokumente und historische Darstellungen jener Zeit. Er integriert in seine Romanfiktionalität Dokumentarisches, er wechselt die Sicht vom höchsten Offizier zum einfachen Soldaten, wechselt die Orte - vor allem Japan und Rußland -, er verschiebt die Zeiten und hilft so dem Leser zur objektiven Sicht.

Diese Vielfalt der Perspektiven bleibt dem Leser übersichtlich, weil Maximow nur wenige handelnde Figuren ausgewählt hat: den Admiral Koltchak, seine Lebensgefährtin Anna in den Jahren seiner größten Aufgabe, den Chef seines Begleitschutzes Udaltzew und den mit ihm verbundenen Soldaten Jegoritschew. Ausführlich geschilderte Szenen reichen bis in den Ersten Weltkrieg hinein: historische Übersichten, vor allem über das Geschlecht der Koltchaks, gehen Jahrhunderte zurück.

Maximow gelingt es, deutlich zu machen, daß dieser Zusammenbruch schicksalhaftig war. Weder war die Oktoberrevolution allein ein Werk der bolschewistischen Führer („der Prozeß vollzieht sich außerhalb der Anstrengungen Lenins und Trotzkis“), noch war die Niederlage der Schuld Koltchaks („wer an seiner Stelle hätte mehr vollbringen können“). Was damals geschah, stand in größerem Zusammenhang.

Der russische Titel des Buches heißt „In den Abgrund schauen“. Maximow meint nicht nur den Abgrund mit all dem Morden in jenen Tagen, mit dem Verrat durch Amerikaner, Engländer, Franzosen und Tschechen, die er scharf anklagt, er meint wesentlich mehr. Zum einen meint er unsere Gegenwart, denn das Ziel der Weltrevolution, also die vollständige Unterwerfung der Welt unter das bolschewistische, atheistische System droht weiter hinter den roten Faden. Zum anderen meint er den Dauerzustand des sozialistischen Systems, in dem die Herren von heute, die die totale Macht in ihrer Hand haben und willkürlich ausüben - andere in Lager sperren, töten, auf Ehrenpodeste heben, krönen -, morgen selbst die Gestirten, ja die Opfer sind. Sie waren es, sie werden es sein.

Maximow ruft die historischen Tatsachen ins Gedächtnis (wohl jeder seiner machtausübenden Bolschewikenführer war später selbst ein Opfer) und mahnt uns in unserer Gegenwart. Für Unrecht von heute, das auch im Kompromiß, im Nachgeben, im Schwelgen gegenüber der Gewalt liegen kann, muß morgen bezahlt werden.

„Leuchte, leuchte, mein Stern, willkommen Stern der Liebe...“ - mit diesem Lied auf den Lippen, einer alten Zigeunerromanza, die er an seine Gefährtin Anna Temlerowa richtete, starb Admiral Koltchak 1920 im sibirischen Irkutsk durch eine Gewehrsalve der Roten.

Aber näher geht Maximow darauf nicht ein. Er hat einen Roman, keinen politischen Aufruf geschrieben. Einen Roman über das Leid seines Rußlands und über die Gefahren politischer falschen Handelns, einen Roman, der das bleibende, göttliche Gesetz des Friedens heraushebt: die Liebe.

Claude Simon, mein Freund

Von ALAIN ROBBE-GRILLET



Claude Simon

FOTO: CAMERA PRESS

Als langjähriger Freund und eigentlicher „Entdecker“ von Claude Simon - wie ich mir selbst zugestehen - schreibe ich hier gern aus Anlaß des Erscheinens von Simons Roman „Anschauungsunterricht“ über meinen französischen Schriftstellerkollegen und Nobelpreisträger.

Die Gestalt Claude Simons bietet wie die eines jeden großen Romanciers ein doppeltes Bild: das des Menschen (der aus dem Fernsehen bekannten Persönlichkeit oder des Freundes) und das des Schriftstellers. Und selbst diese beiden Bilder sind keineswegs in sich geschlossen: Der Freund Simon hat nicht wirklich dasselbe Gesicht wie jener mittelmaßige Schauspieler, den wir in den Kultursendungen des Fernsehens beobachten können. Und was das wesentlich unschärfer - oder aber manchmal im Gegenteil viel klarer umrissene - Profil angeht, das sich nach der Beschäftigung mit seinem Werk in unserer Fantasie bildet, so ist es ebenfalls vielschichtig und widersprüchlich: Man entdeckt Dutzende von Wegen, um das selbe Buch zu lesen, und dies verleiht dem, der es geschrieben hat, wiederum Dutzende verschiedener Gesichter.

Als sein Name gegen Ende der fünfziger Jahre endlich von der Kritik beachtet wurde, da galt das Interesse dem Mitglied jener

Claude Simon:

Anschauungsunterricht. Roman. Aus dem Französischen von Christine Stemmermann. Rowohlt Verlag, Reinbek, 160 S., 25 Mark.

nur geringfügig organisierten Gruppe „intellektueller Terroristen“, die unter der Bezeichnung Nouveau Roman in die Literaturgeschichte eingehen sollte. Diese Gruppe ist das genaue Gegenteil einer Schule. Jedes Individuum folgt dort seinem eigenen Weg, und die eingeschlagenen Richtungen mühen jedem Betrachter ziemlich entfernt voneinander erscheinen, sogar auseinanderlaufend, um nicht zu sagen widersprechend. Aber die großen Medien mischten sich ein, zur selben Zeit wie die Literaturkritik an den Universitäten, die sich rasch auf diese kostliche Geistesnahrung mit ihrem neuartigen Geschmack geworfen hat, von der sie sich den intellektuell erregende Interpretationen versprach.

Natürlich kann sich jedermann davon überzeugen, daß es beachtliche Unterschiede gibt zwischen dem lyrischen Aufschwung eines Claude Simon, der minutiösen Vivisektion einer Natalie Sarraute an den feinsten Regungen der Aggression und des Zurückweichens, die das Gewebe der menschlichen Beziehungen bilden, und dem mir nachgesagten „Objektivismus“ in der Beschreibung einer zu Eis erstarrten Welt, von der der Mensch ausgeschlossen scheint.

Sicher ist auf jeden Fall, daß das von unseren Feinden kolportierte Standardporträt des „neuen Romanciers“ so schlecht wie nur möglich auf Claude Simon zutrifft. Denn wir waren doch allem Anschein nach eine Bande von Theoretikern, abstrakt, kalt, dogmatisch, blutleer; was wir schrieben, war so kompliziert, um zu gefallen; unsere Texte waren obskur oder sogar völlig unverständlich, bei jedem Gefühl und vom wirklichen Leben abgeschnitten. Wie oft waren auf Lesereisen angebliche Kenner meiner Bücher überrascht, wenn sie mir persönlich begegneten und feststellten, daß ich die Natur liebe, den guten Wein und die hübschen Mädchen!

Allem Anschein nach ist Claude Simon das Gegenteil jenes mythischen „neuen Romanciers“, der während einem Vierteljahrhundert Angst und Schrecken verbreitet hat. Aber ich nehme ihn mit Freuden als das Beispiel dafür, was ich unter dem „Nouveau Roman“ verstehe: eine Empfindsamkeit für

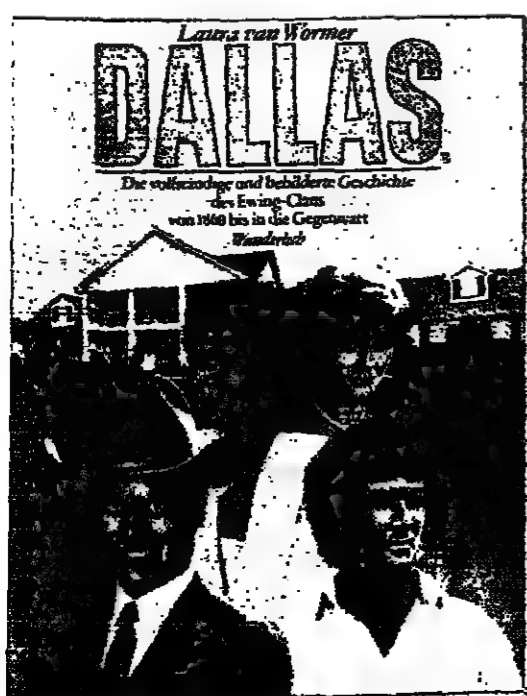
unsere Welt, die so stark und so persönlich ist, daß sie unter keinen Umständen in die herkömmlichen Erzählformen gezwungen werden kann; eine Sinnlichkeit, die nicht nur die Menschen ebenso wie alle Dinge einbezieht, sondern auch die Worte und Sätze. Es ist diese Leidenschaft für die wirkliche Welt, für den lebendigen Menschen und für die Freiheit des Ausdrucks, die durch den Nobelpreis gekrönt wurde.

Ich habe Simon im Jahre 1956 kennengelernt, also zu jener Zeit, als Jérôme Lindon und ich neue, unverbrauchte Romanciers mit starker Persönlichkeit für die Editions de Minuit suchten. Damals geriet mir durch Zufall das Manuskript eines Romans in die Hände, der mich auf der Stelle mit Begeisterung erfüllte. Es war „Der Wind“ von Claude Simon. Ich wollte diesen Autor, dem in meinen Augen eine große Zukunft bestimmt schien, sofort treffen. Und ich habe ihn gefragt, warum sein vom Anfang bis zum Ende durch eine dem Wirbelsturm vergleichbare erzählerische Gewalt vorangetriebener Roman hier und dort durch seltsame Brüche im Ton zerschnitten wurde, die von einem plötzlichen Abflauen der Intensität begleitet wurden. Ganze Kapitel waren in die Erzählung eingeschoben, die wesentlich braver, wesentlich traditioneller geschrieben waren, und deren einzig nützlicher Zweck es war, den zurückgebliebenen Kritikern Dinge zu erklären, die mit mehr Kraft und Überzeugung in den Bän dieses dichterischen Orkans vorliefen.

Claude Simon hat mir sofort geantwortet, daß er mit mir über die Nutzlosigkeit dieser schloßen Kapitel einer Meinung sei, auch über den negativen Effekt, den sie vom Standpunkt der Literatur aus haben könnten. Und er setzte mich bewegender Beschleunigung hinzu, daß ihre einzige Berechtigung darin läge, das Buch für seinen damaligen Verleger annehmbar zu machen, der es sonst zweifellos für zu abrupt, nicht „vernünftig“ genug halten und deshalb ablehnen würde.

Um seinen Wein nicht mit Wasser zu verdünnen, hatte er - ohne etwas an dem ihm am Herzen liegenden Text zu ändern - einige schale Gläser Limonade hinzugefügt. Wir haben ihm damals vorgeschlagen, den ganzen Band in seiner ursprünglichen Kraft durch die Streichung jenerartigen Einschübe wiederherzustellen und ihn uns zu bringen, falls sein Verleger ablehnen sollte. So ist also „Der Wind“ bei der Editions de Minuit erschienen und in der Folge das ganze Werk Claude Simons, der von jenem Tag an seinem Genie ohne jede verlegerische Einschränkung freien Lauf gelassen hat. Es liegt eine Moral in dieser Geschichte, denn auch wenn das den Wachenden der etablierten Ordnung nicht gefallen wird - mit jenem Augenblick begann seine bald über die ganze Welt reichende Berühmtheit, die schließlich seinem Vaterland und ihm selbst die schwedischen Lorbeeren eingebracht hat.

Der Ausdruck „Wasser in seinen Wein schütten“ ist mir zweifellos nicht durch Zufall aus der Feder geflossen, denn Simon war damals Weinbauer. Und hier treffen sich das äußere Bild dieses Menschen und seine persönliche Geschichte auf das deutlichste wieder mit dem des Schriftstellers: Mitkämpfer im Spanischen Bürgerkrieg, Dragoner in Flandern im Jahre 1940, Weinbauer, wagemutiger Schläfer - alle diese Facetten finden sich in einem Werk wieder, das wie ich meine tiefst in einem aktiven und blutvollen Leben verwurzelt ist. Hunderte von Meilen entfernt von jenem Elfenbeinturm der Abstraktion und der trockenen Geistesanstrengung, den man so gern der literarischen Avantgarde zubillt, sowie sie unsere Gewohnheiten aus ihren eingefahrenen Bahnen wirft.



Wer den Pfennig nicht ehrt...

Die Geschichte der Ewings Vom Medienmythos zur Realität: Die mächtigste und legendärste Familie Amerikas, vorgestellt als historische Dokumentation. Wie ging es auf der Southfork Ranch in den wilden Gründerjahren zu? Wie groß ist das Reich der Ewing Oil wirklich? Gibt es die Ewings tatsächlich? Natürlich! Diese farbig bebilderte Chronik der Öl-Clans liefert den Beweis.

Deutsch von Nils-Henning von Hugo 228 Seiten mit vierfarbigen Abbildungen Broschur DM 25,-

Zwei Frauen setzen sich durch „Bewahrt den Traum“, eine große Familien-Saga. Ehrgeiz, Opferbereitschaft und Intelligenz haben Emma Harte zu einer der wohlhabendsten Frauen der Welt gemacht. Sie wacht souverän über einen streitsüchtigen und impulsiven Familienclan. An ihrem achtzigsten Geburtstag, den sie mit einem glanzvollen Fest begeht, überträgt sie die Führung ihres internationalen Industrieimperiums ihrer Lieblingsnkelin Paula. Wird Paula dem schwierigen Erbe gewachsen sein? Nicht nur die übergangenen Verwandten, sondern auch der feindliche Geschäftsmann John Cross versuchen voller Bosheit

Paula in einem Netz von Intrigen zu fangen. Doch Hilfe naht von unerwarteter Seite... Barbara Taylor Bradford erzählt mit hinreißendem Charme die Geschichte zweier Frauen, die sich ihren Platz in einer durch und durch männlichen Welt erkämpfen.

Die Autorin von „Des Lebens bittere Süße“

Deutsch von Sonja Schleichert 640 Seiten, Gebunden DM 39,80

WUNDERLICH



Wie Joseph Heller den Tod besiegte

Von ANTHONY BURGESS

An der Rezension dieses Buches habe ich ein ganz besonderes Interesse. Es geht hier um einen Autor, der – um es angemessen melodramatisch auszudrücken – gerade noch den Fängen des Todes entronnen ist. Wie Horaz und nach ihm Shakespeare gesagt haben, widersteht die Literatur der Zeit wie der Felsen dem Meer – aere perennius, dauerhafter als Messing. Aber Autoren sind aus Fleisch und deshalb dem grimmigen Schicksal unterworfen (man verzeihe mir, aber in manchen Situationen paßt eben nur Melodramatik). Dieses Buch behandelt derart intensiv den grimmigen Schicksal, daß es der vereinten Kraft von zwei Autoren bedurfte, um ihn zu verschleiern. Es müssen unbedingt zwei Autoren sein, der eine als Duldender, der andere als Handelnder. Dies aber nicht im Sinn von T. S. Eliot, der schrieb: „Weder handelt der Duldende/Noch leidet der Handelnde/Doch beide sind vereint im ewigen Handeln/Im ewigen Dulden.“ Der Duldende in diesem Buch, das ist der Patient Joseph Heller, den eine

leeren Kopf. Er grübelte beim Laufen nach – über seine bevorstehende Scheidung und über seinen Roman „Weiß Gott“. Abends lenkte er sich von seinen Problemen auf andere Weise ab, nicht durch Fitnessübungen, sondern durch kontraproduktive Presserien in chinesischen Restaurants, zusammen mit Mel Brooks, Speed Vogel und Mario Puzo. Der Chronist der Freßorgien ist Mr. Vogel, der die gemeinsamen Gaumenekstasen mit einem geradezu gewinnenden Eifer

Joseph Heller/Speed Vogel: **Überhaupt nicht komisch**. Aus dem Amerikanischen von Günther Dornel. Bertelsmann Verlag, München. 352 S., 56 Mark.

wiedergibt und uns wie ein Shakespeare-Crown von der Tragödie ablenkt.

Joseph Heller fühlte sich, wie gesagt, außerordentlich fit, als das Guillain-Syndrom seine Symptome anmeldete. Erst schmeckte ihm das Essen metallisch, und dann konnte er nicht mehr schlucken. Das passierte am Morgen. Am Nachmittag hatten seine Arme nicht mehr die Kraft, ihm den Pullover über den Kopf zu ziehen.

Ein befreundeter Arzt diagnostizierte totale Muskellähmung, die nach den beiden Franzosen benannte. Die Ätiologie der Krankheit liegt im Dunkeln, aber sie könnte etwas mit der Impfung gegen andere Krankheiten zu tun haben – gegen Schweinegrippe zum Beispiel. Die totale Lähmung ist eigentlich ein Vorbote des Todes, aber Mr. Hellers Herzmuskel hörte nicht zu arbeiten auf. Der Autor atmete weiter und lebte.

Nur kurz sei erwähnt, wie er sich finanziell über die Runden hielt. Sein Monatslohn – typisch auch für andere amerikanische Autoren – brachte ihm von seinem Agenten und seinen Verlegern rund 670 Dollar. Dazu kamen 100 Dollar von seinem Theateragenten – insgesamt waren es, wie Speed ausrechnete, 629,96 Dollar im ersten Monat der Krankheit. Mehr als diesen Betrag kosteten ihn zwei Tage Aufenthalt im Krankenhaus. Monatlich stellte man ihm dort 12 000 Dollar in Rechnung, und das ohne die Arzthonorare. Es steht im Buch, um ein Schlaglicht auf das amerikanische Gesundheitswesen zu werfen.

Hellers Rekonvaleszenz dauerte lange. Vierundzwanzig Stunden nach dem Kollaps war er auf der Intensivstation des Mount-Sinai-Hospitals in New York. Erst sechs Monate später wurde er entlassen. Die letzten Phasen des Muskelschwunds sind die strengsten: man muß lernen, Kraft und Beweglichkeit wiederzugewinnen. Das trifft sogar nach einem Beinbruch zu. Dergleichen sehen wir jedoch im Film nie. Da wird in einer Szene ein Bein zerschmettert, und in der übernächsten funktioniert es wieder reibungslos. Und Leute, denen man die Zähne eingeschlagen hat, lächeln wenig später wieder glücklich und in voller dentaler Pracht.

Wir brauchen Bücher, um die Gesunden und Versicherten zu mahnen, was die weniger Glücklichen zu eriden haben. Joseph Heller erzählt es uns rücksichtslos, von der banalen chronischen Verstopfung über die Schwellung des Unterleibs bis zu seinen schwindelnden Beinen. Dies ist eine wahre, keine fiktive Krankheit – und trotzdem verliert Heller nie seinen Humor. Speed Vogel hat ihm dabei geholfen. Er ist in seine Wohnung eingezogen, hat alle Rechnungen (mit gefälschter Unterschrift) bezahlt, und wurde zu Hellers Alter ego. Das Ganze ist die Geschichte einer unwahrscheinlichen Auf-erstehung.



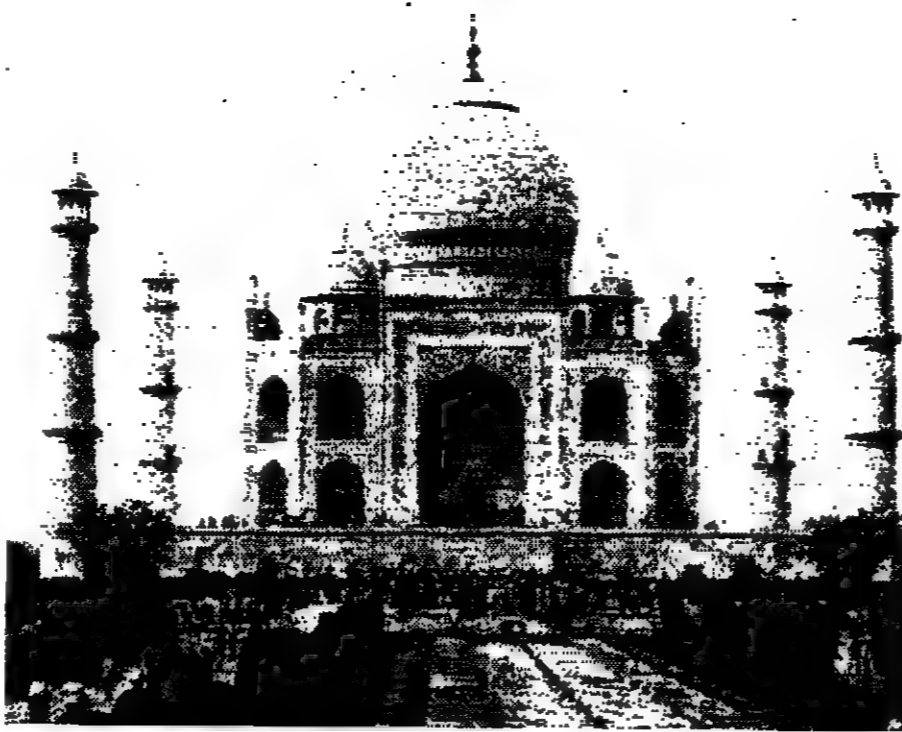
Joseph Heller vor seiner Erkrankung. FOTO: DIE WELT

potenziell tödliche Krankheit niedergestreckt hat. Der Handelnde ist sein Lebensgefährte Speed Vogel, der alles übernahm, woran die Krankheit Heller hinderte, einschließlich der falschen Unterzeichnung von Schecks.

Speed Vogel ist meines Erachtens kein geübter Schreiber, aber ein Zeichner, weshalb er die wohlthätige Scheckfälschung ohne Probleme ausführen konnte. Heller andererseits ist natürlich ein prominenter Romanschriftsteller. Hier scheint er jedoch seinen Stil dem nicht vorhandenen von Vogel angepaßt zu haben, wodurch das Buch trotz seines ernsthaften Themas ziemlich leichtgewichtig ausfällt.

Man darf den Ernst des Themas trotzdem nicht unterschätzen. Wer sich heutzutage ein exquisites Leben wünscht, findet es am ehesten in Amerika. Die Legionärskrankheit, genitale Herpes und Aids sind mittlerweile dem Guillain-Barré-Syndrom hinzuzurechnen. Das passiert eben in den Staaten, und das ist ganz schlimm, sagt Mario Puzo, ebenfalls ein Freund von Joseph Heller, und fügt hinzu, besonders schlimm sei es, wenn eine Krankheit zwei Hirschen erwische.

Das Leiden traf Heller aus dem sprichwörtlichen blauen Himmel, über Manhattan. Er war beim Joggen, gleichwohl nicht mit



Zeugnis von Indiens reichem Erbe: Das Tadsch Mahal. FOTO: AP

Mogulherrschaft

Von GISELA BONN

Das Tadsch Mahal, diese „zärtliche Kleide“ in Marmor, das Grabmal, das ein großer Liebender, Shah Jahan, der Auserwählten seines Herzens, Arjumand, später Mumtaz-i-Mahal genannt, errichten ließ, hat schon zu Einigen herhalten müssen, etwa als Kulisse für billige Filme. Hier von unterscheidet sich T. N. Murari wohltuend. Mit Bereicherung wird man lesen, was er über den Bau mittelt, an dem 22 Jahre lang, von 1630 bis 1652, über 20 000 Arbeiter, Kunsthandwerker, Bildhauer und Architekten beschäftigt waren.

Der 45jährige Autor aus Madras verwendet eine Technik, die nicht ohne Reiz ist. In den Kapiteln mit den geraden Zahlen seines Romans „Ein Tempel unserer Liebe“ (Deutsch von Antoinette Gittinger. Diana Verlag, Zürich. 440 S., 34 Mark) schildert er die Entstehung des Tadsch und seine Rolle in der Geschichte zwischen 1632 und 1666. Die Kapitel mit den ungeraden Zahlen umfassen die Zeit von 1667 bis 1690 und handeln vom Mogulkaiser Jahangir und seiner zweiten machthungrigen Gemahlin Nur Jahan, von Shah Jahan und Arjumand, von deren Liebe, Heirat und Thronbesteigung. Ein doppeltes Buch sozusagen, verbunden durch Berichte über Glanz und Elend der Mogulherrschaft, über Laster, Opium und Orgien, über Grausamkeit, Intrigen, Brudermord und Verrat.

Den rein historischen Teil zeichnen Lebendigkeit und zugleich eine abwägende Distanz aus. Schwerer tut sich Murari in den Liebeszenen. Hier gerät ihm manches schwülstig, gekünstelt.

Der Übersetzer oder der Verlag, der den ursprünglichen Titel „Taj“ in „Ein Tempel unserer Liebe“ änderte, ist zu tadeln. Wer ist es denn, der da spricht? Sollen sich, wollen sich der Autor und seine „wundervolle Frau Mumtaz“ (auch diese Zueignung wäre schlichter, besser gewesen) etwa mit Shah Jahan und Arjumand identifizieren?

Murari verherrlicht die Moguln nicht, er arbeitet entgegengesetzte Züge dieser Herrscher eindrucksvoll heraus. Gehört nicht Größe und Grausamkeit gleichermaßen zu ihrer Welt? Hatten sie aus den Steppen Innerasiens ein ungezügelter Temperaments mitgebracht, oder waren sie eher Träger der überfeinerten persischen Kultur, die das Leben an ihren Höfen prägte? Ihre vom Bild getriebene, vom Ornament geprägte Kunst zeugt von jenem inneren Frieden, den die Beter in Allah fanden. Die Gefahr einer auftrumpfenden Monumentalität ist gebändigt durch den hochentwickelten Sinn für Schönheit, das Gespür für Harmonie. Auch dies macht die reiche, vielschichtige Identität Indiens aus. Murari bringt sie dem Europäer näher.

Jetzt ein Bogen zu Marguerite Duras

Von CHRISTOPH GRAF SCHWERIN

Der, den sie Jude nennen, ist der Andersdenkende, Andersartige. Die Aussemiten sprechen von ihm; aber sie kennen ihn nicht. Das Wort ist eine Chiffre im Buch der Marguerite Duras, das kurz nach der Studentenrevolte des Mai 1968 geschrieben wurde, als die Demonstranten skandierten: „Wir sind alle deutsche Juden.“ Das Buch hat Verfolgung zum Thema, als Grundzustand menschlicher Existenz. Es spricht von der Möglichkeit, den Haß und die Vorurteile, die überkommen sind und sich auf Abstraktes beziehen, zu überwinden, und daß diese Möglichkeit in allen Menschen vorhanden sei, wie das Bedürfnis nach Freiheit.

In einer Stadt namens Stadt herrschen Gringo und seine Partei. Er schickt Sabana und David in ein abgelegenes Haus, um den Juden zu überwachen und, wenn der Befehl erteilt, zu töten. Der, den sie den Juden nennen, ist hierhergekommen, weil er nirgendwo mehr hingehen konnte. Aber er hat nicht gearbeitet wie die anderen, sondern hat geschrieben und geredet. Er erzählt schwer

Marguerite Duras: **Abraham Sabana David**. Aus dem Französischen von Maria Desseuer. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main. 120 Seiten, 22 Mark.

Verständliches, als ob sie es hätten verstehen können. Er sagt: „Freiheit“, sagt: „Nieder mit der Wahrheit.“ Aber Gringo versteht nur „Geld“ und „Verbrechen“. „Wer bist du, daß du Angst machst?“ fragt Sabana. „Wer weiß?“ sagt der Jude. „Vielleicht unglücklich ein Jude zu sein.“

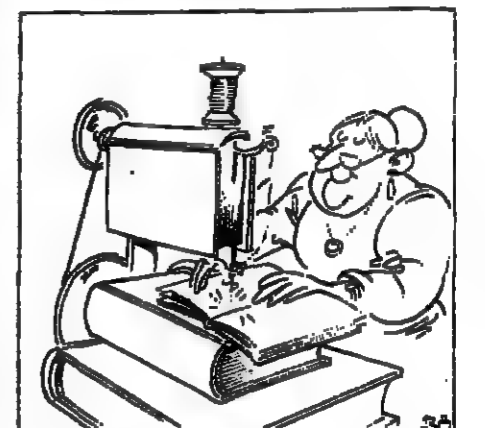
Sabana und David sind Menschen geringen Standes in der Stadt Gringos, sind Analphabeten, „Tauben und Nachbeter“. Sie gehorchen der Partei und merken im Laufe der Nacht, die sie im Hause des Juden verbringen, daß sie von ihr mißbraucht werden. Der Jude führt Tagebuch. „In diesem Tagebuch notiert er“, sagt Gringo, „wieviel er von den ausländischen Mächten bezahlt bekam.“

Als Vermittler zwischen dem Juden und den Schergen tritt ein zweiter Jude auf. Sein Name ist Abahn. Er erklärt: „Ehe er hierher kam, war der Jude aus allen Parteien ausgespart und alle seine Geschichten waren abgeschlossen. Der Jude hat es nicht ertragen,

ein weiteres Mal mit seiner alleinigen Geschichte allein zu sein. Er hat also von vorn angefangen, ein Mensch von Stadt zu werden.“

Alle in Stadt haben einst an Gringo und seine Partei geglaubt. „Wir haben an die rationale, endlose Erwartung geglaubt“, sagt Abahn. „Jetzt glauben wir, daß sie vergeblich der Jude sei wie ein Kommunist, der glaubt, daß der Kommunismus unmöglich ist.“ Und dennoch müsse man versuchen, „sich dem Kommunismus zu nähern“, sagt der Jude. „Welchem, wissen wir nicht“, sagt Abahn. „Versuchen muß man trotzdem, ihn nicht zu konstruieren“, sagt der Jude. Und David entsetzt: „Es ist normal, daß man euch tötet, daß man euch vertreibt wie die Pest.“

Das ist das Grundthema des Buches der Duras, die selbst aus der Kommunistischen Partei 1956 ausgeschlossen wurde. Es ist ein



Lebensthema, dessen Pathos in Sentimentalität umzuschlagen droht. Die Duras begegnet dieser Gefahr, indem sie ihren Stil auf äußerste reduziert. Was zwischen den Worten steht, ist wichtiger als das Gesprochene. Das Buch liest sich wie ein Filmskript ohne szenische Anmerkungen. Daß der Suhrkamp Verlag jetzt auf dieses Buch, das 1970 bei Gallimard erschien, zurückgegriffen hat, entspricht wohl dem Wunsch, die beiden zuletzt erschienenen autobiographischen Bücher „Der Liebhaber“ und „Der Schmerz“ zu ergänzen. Der Bogen wird geschlossen zur heutigen Duras, die als politische Kommentatorin wieder tätig ist.

Leonardo Sciascia und der Erzbischof

Von RUDOLF KRÄMER-BADONI

Der bedeutende Schriftsteller Leonardo Sciascia scheint nun endgültig der Meinung zu sein, besser als Fiktion seien reale Ereignisse, die er der Vergessenheit und der verfuhrerischen zeitgenössischen Darstellung entreißt, mit eigenen Forschungen anreichert und sie scharf kommentiert.

Allerdings ist die Titelgeschichte in seinem neuen Band „Das Hexengericht“ (Drei Erzählungen. Aus dem Italienischen von Christine Wolter. Benziger Verlag, Zürich. 252 S., 52 Mark) für den Leser nicht leicht verständlich. Es handelt sich um einen Hexenprozeß am Anfang des 17. Jahrhunderts, in dem eine gewisse Magd Caterina den ganz

normalen Leidensweg einer gewissenlosen Denunziation geht, mit Verhören, Folterungen, Zaubereigendsinn und Verbrünnung. Das ist nichts Unbekanntes, nur daß Sciascia anhand der Beteiligten – bekannter Namen – gesellschaftliche Gemeinsamkeiten anprangern kann.

Die zweite Erzählung, „Die Messerstecher“, spielt um 1860 und ist die Geschichte eines Generalstaatsanwaltes, der aus Turin nach Sizilien, nach Palermo, versetzt wird. Er verfolgt einige sinnlos scheinende Attentatsfälle und kommt einem angesehenen Fürsten auf die Spur, der offenbar Unruhen schüren will, um den vertriebenen Bourbonen Franz II. zur Rückkehr zu ermuntern.

Die dritte Geschichte, „Der Titularerzbischof“, ist einfach eine schöne Geschichte, schon natürlich im Sinne des Autors. Der Bischof Angelo Ficarra von Patti in Sizilien erhält im Jahr 1947 von der Kurie einen verlausulierten Brief, der ihn ermuntert, öffentlich die Democrazia Cristiana zu unterstützen. Das hatte er im Jahr vorher versäumt, und die vereinigten Kommunisten und Konfessionslosen hatten die Kommunalwahlen gewonnen.

Dasselbe war ihm zehn Jahre vorher, 1938, zugestoßen, wo er sich den faschistischen Behörden gegenüber auf eine kirchliche Vorschrift berufen hatte und dafür vom Kardinal für Besonderes, Facelli, einen verdau-

sulierten Rückbrief erhalten hatte mit der Aufforderung, den Fall zu dokumentieren. Antwort: Die Beschwerde des Staates enthalte schon alles.

Diesmal beginnt die Kurie mit Engagements und dem Teufel im Bauch auf den Bischof einzureden, er möge doch aus Gesundheitsgründen zurücktreten. Antwort: Er sei gesund. Und so geht es hin und her, aber eins tut er nie: von der Kanzel für eine Partei werben. Ja, er traut sogar einen Kommunisten in der Bischofskirche. Er hält sie jahrelang mit demütigen, knappen Antworten zum Narren. Fabelhaft zu lesen sind die kurlalen Originalbriefe voll salbungsvoller Hinterhältigkeiten.



Ansicht, daß man am ein wenig heiterer und Buch, sie will unterhalten der Dank der Autoren gebeten, da weiter-

Jetzt in Ihrer Buchhandlung:
Christine Brückner (Hrsg.): **Lesezeit**
Ein persönliche Anthologie • 416 Seiten • DM 29,80
Die Quints • Roman • 320 Seiten • DM 29,80



Was liest eine Schriftstellerin? Was lesen Sie? «Fragen, die Christine Brückner immer wieder gestellt werden. Die Antwort der Autorin liegt nun vor: »Lesezeit«, eine Anthologie ihrer literarischen Vorlieben. »Lesezeit« ist immer auch Lebenszeit; beides steht nur begrenzt zur Verfügung«, schrieb sie einmal. Und daran hält sie sich, auch wenn sie ihre Lektüre ihren Lesern empfiehlt. Als Autorin wie als Leserin ist Christine Brückner der

Ende eines Buches immer ein wenig klüger, vielleicht sogar hoffnungsvoller sein sollte; sie läßt sich nicht gern langweilen von einem ten sein, ob von Gottfried Keller oder Carson McCullers... »Lesezeit« rin an ihre Freunde, zulesen, wo Christine

Christine Brückner
Wenn du geradest liestest, Denkst du
Ulstein Taschenbuch
20623 • DM 8,80



die Bücher. Die Leser des Buches Brückner nur eine Kostprobe anbieten konnte.



Golo Manns Jugend in Deutschland

Von HELLMUT JAESRICH

Im Gespräch hat Golo, der zweitälteste Sohn Thomas Manns, gelegentlich angedeutet, daß er die allgemeine Bewunderung für dessen kaum verschlüsselte autobiographische Novelle aus dem Münchner Verlagsbereich rechts der Isar mit dem Titel „Unordnung und frühes Leid“ nicht teilen könne, sondern sie eher für etwas peinlich halte. Das gleiche Urteil ist auch seinen gerade erschienenen „Erinnerungen und Gedanken“ zu entnehmen, denen er den Untertitel „Eine Jugend in Deutschland“ mitgegeben hat, schon um darauf hinzuweisen, daß sie nur den Zeitraum bis zu seiner Emigration im Jahre 1933 umfassen.

Damit ist freilich vorgezeichnet, daß sich die Memoiren auf einer Anzahl von Seiten mit eben der Epoche und eben dem Schauplatz beschäftigen, den auch der Vater in seinem Prosawerk behandelt hat. Von daher drängt sich ein Vergleich zwischen

Sabeth war nicht nur die kleine Heldin von „Unordnung und frühes Leid“, sondern auch eines „Gesangs“ in Hexametern. Von Golo – eigentlich Gottfried – hat der Vater originelle Aussprüche oder Eigenheiten zu überliefern versucht, weshalb dieser sich genötigt sieht, einige aus Aufzeichnungen der Mutter nachzuliefern.

Es drängt ihn im übrigen auch nicht so sehr wie die beiden älteren Geschwister, sich auf diese Weise hervorzutun. Eher sucht er unter Altersgenossen Vorbilder, denen er als Wanderer und Naturfreund nachzueifern konnte. War Klaus als richtiger Kaffeehausliterat in diesem Milieu auf Triumphe erpicht, so zog den jüngeren Bruder eine deutsche Mittelgebirgslandschaft und das Leben an kleineren deutschen Universitäten an, wie er es dann in Heidelberg auch gefunden hat, nachdem er durch die Schuljahre in Salem und die Begegnung mit der großen Erzieherpersönlichkeit Kurt Hahn, dem Schöpfer der berühmten Schule am Ufer des Bodensees, geprägt worden war.

Hahn gehört wie sein Gönner Prinz Max von Baden, Fürst Lichnowsky, Karl Jaspers und Leopold Schwarzschild in die Reihe der meisthaften Porträts, die im Buch den Fluß der autobiographischen Erzählung unterbrechen. Kaum weniger anschaulich sind auch zahlreiche Nebenfiguren gezeichnet, die dem jungen Golo teils im Elternhaus, teils während des Universitätsstudiums begegnen, wie etwa der Reisesophist Keyserling, der Paneuropäer Coudenhove-Kalergi, der Germanist Friedrich Gundolf, den er in Heidelberg zwar nicht regelmäßig gehört, aber häufig gesehen hat, Alfred Weber und die große alte Dame der Soziologie, Marianne Weber, die Witwe Max Webers, deren Mann er nicht mehr gekannt hat. Vor allem hat ihn die Gestalt von Karl Jaspers in den Bann gezogen. Es wird für viele seiner heutigen Leser eine Überraschung sein, daß Golo in seinem Studium einen philosophischen Schwerpunkt gelegt hatte.

Nach einigem Zögern zeigte sich Jaspers bereit, ihn zu promovieren, vorausgesetzt, daß er sich auch der Staatsprüfung für das



Gelassener Blick zurück in die Jugend: Golo Mann im Garten des von seinem Vater erworbenen Hauses in Kilchberg am Zürichsee

höhere Lehramt unterzöge, denn als „Philosoph“ auf Kongressen herumzuhängen und in der Hoffnung auf einen Lehrstuhl literarisch zu produzieren, empfand der Doktorvater in spe als würdelos. Er hatte es selbst durch eine gründliche Ausbildung zum Mediziner und Psychiater anders gemacht (und damit das Mißtrauen der Kathederphilosophen in Kauf genommen).

Golo Mann wählte als Hauptfächer für sein Staatsexamen Lateinisch und Geschichte. Die Vorbereitung darauf wirkte sich indes hinderlich auf die Fertigstellung seiner philosophischen Dissertation aus, und so fand sie nicht die uneingeschränkte Zustimmung Jaspers'. Es gab mit einem „cum laude“ nur eine mäßige Note. Golo Mann änderte seine Berufspläne, verwandte Fleiß und Talent künftig auf die Historie. Nach seiner Rückkehr aus der Emigration wurde er in diesem ursprünglichen Zweigfeld in Münster wie in Stuttgart Universitätslehrer, und als Schriftsteller und Koordinator der Propyläen-Weltgeschichte blieb er dieser Entscheidung treu.

Doch all das liegt schon jenseits der Zeitgrenze, die er sich für die Schilderung seiner „Jugend in Deutschland“ gezogen hat. Das bringt mit sich, daß man in diesem Erinnerungsbuch einfließt wie in einen Tunnel, an dessen Ende noch kein Lichtschimmer zu sehen ist.

Der Winter 1932/33 erzwang mit dem Todesstoß für die deutsche Republik auch für die Familie Mann den Abschied von der Heimat. Dem zweitältesten Sohn fielen dabei keine so heroischen und weithin gerühmten Aufgaben zu (man denke an die Auseinandersetzung mit Gottfried Benn) wie dem äl-

testen, aber dafür viele mühselige und gefährliche Aufträge (einschließlich des Devienschmuggels mit Hilfe hochgestellter Freunde), von denen wir schon ausführlich aus den Tagebüchern des Vaters erfahren haben.

So steht das letzte Viertel des Buches ganz im Zeichen des Niedergangs, des Abbruchs, der Flucht, im öffentlichen wie im privaten Bereich. Zwischen durch wird im privaten Bereich, wie im öffentlichen, von einem salomonischen Mithras erzählt, einem seltsamen Jungen mit kleptomaneischen und krankhaft großsprecherischen Zügen, der sich in Hamburg vor die S-Bahn warf – ein Sinnbild auch für die Ausweglosigkeit der Epoche.

So mischt sich Persönliches und weniger Persönliches unter die große oder auch nicht so große Politik, so wechseln nach den Erfordernissen der akademischen Ausbildung des jungen, philosophisch fundierten Historikers die Schauplätze Heidelberg, Berlin, Hamburg, Göttingen, München miteinander ab. Dazwischen liest man von Autofahrten, allein oder in Gesellschaft eines Freundes, in dem allzuoft reparaturbedürftigen Auto, das ihm die Eltern geschenkt hatten.

Liebevoll schildert Golo Mann seine studentischen Unterkünfte. Wenn er über etwas klagt – abgesehen von der Verwilderung der politischen Sitten –, so über seine Kniekehlen, die seit der Überbeanspruchung bei einer jugendlichen Gewalttour immer wieder Schmerzen verursachen und Operationen erzwungen hat. Es gibt sicherlich wenig Memoirenwerke, die soviel Welt in sich aufnehmen haben, ohne dabei zugleich soviel Sympathie für das alles in sich zusammentragende Ich zu erwecken.

Was einer über Kafka wissen will

Von JOACHIM SEYPPPEL

Man habe, so postuliert es Ernst Pawel in seiner Kafka-Biographie, das Faktum des „Schicksals“ Kafkas als Prager Juden „immer wieder übersehen oder auch bewußt ignoriert“. Ferner wird erklärt, Kafka sei „nicht ein Schriftsteller“ gewesen, sondern „ein Schreiber“, Pawel beruft sich dabei auf die Bemerkung vom Schreiben als einer „Form des Gebets“.

Nun, beide Prämissen, auf denen diese Biographie basiert, sind falsch. Von Brod bis Polzer ist ja vielfach gerade auf Kafkas Judentum hingewiesen worden. Pawel hat auch nicht begriffen, daß Kafkas Formulierung vom Schreiben als „Gebet“ selber nur wiederum Literatur ist, daß sich in solcher Wendung ja ganz spezifisch der Schriftsteller ausdrückt und manifestiert, und hätte der Dichter beten wollen, hätte er es getan. Da er es eben nicht konnte, wurde er Romanancier, Erzähler.

Wenn es stimmte, was Pawel sagt, hätte Max Brod die Manuskripte Kafkas verbrennen müssen, wie letzterer es „wollte“, doch Brod tat es nicht und gab sie heraus, weil er wußte, Kafka war Schriftsteller.

Nun geht Ernst Pawel aber mit Leuten, die nicht seiner Meinung sind, äußerst häßlich um. Er spricht von „einfältigen Interpretationsätzen“ und „fundamentalem Mangel an Einbildungskraft“, ist gleichzeitig völlig inkonsequent, indem er immer wieder explizite vom „Schriftsteller“ Kafka spricht. Brod unterstellt er „sentimentale Geschwätzigkeit“ usw.

Wie weit nun darf man in der Kritik an Pawel wohl gehen, ohne gleich einer „Beleidigung“ geziehen zu werden? Oder anders gefragt: für wen ist diese Art „Biographie“ – das Wort bereits in Frage gestellt – überhaupt geschrieben? Nicht für den Wissenschaftler, obschon der Verlag dies gern

Ernst Pawel: Das Leben Franz Kafkas. Eine Biographie. Aus dem Amerikanischen von Michael Müller, Carl Hanser Verlag, München. 501 S., 49,80 Mark.

möchte. Es fehlen Anmerkungen, und die wenigen Hinweise bleiben derart allgemein (Hartmut Binder zum Beispiel wird dankend bezeugt, er habe eine „Vielzahl von Dokumenten“ zusammengetragen, die nie zitiert werden), daß sie eher stören oder verwirren.

Gleichzeitig aber bietet Pawel eine Fülle von „Informationen“ – woher hat er sie? Darf man ihm mehr trauen, als er Gustav Janouch traut („es bedarf einer starken Dosis von Leichtgläubigkeit, solche Erinnerungen für authentisch zu halten“)? Es fehlen Literaturangaben. So wäre das Buch also für den Laien verfaßt? Doch was soll dieser mit den steten Auseinandersetzungen anfangen, die der Verfasser mit seinen eigenen Feinden führt?

Leser ist das Buch über weite Strecken leider ebenfalls nicht. Seine eigene Kindheit hatte ihm (sic!) das gelehrt: „Der Vater hätte gewußt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, aber auch, daß er ohne Brot überhaupt nicht lebt“ – Banalitäten en masse.

Die Schüler des Prager Gymnasiums wären „gleichsam“ eingemauert gewesen. Auf lange Sicht konnten diese Mauern jedoch keinen Schutz bieten: Die versteinerte Grammatik toter Sprachen vermochte nicht die ansteckende Bösartigkeit der Gegenwart zu exorzieren. „Das verstehe, wer will. Wer das „erzählbar brilliant“ nennt, muß ein rechter Hochstapler sein und das üblich niedrige Niveau von Waschzettel noch niedriger ansetzen wollen.

Das Buch ist geschwätzig, weicht seitensweise in statistische u. a. Informationen hinein vom Thema ab. Es versucht, die Welt Kafkas mit der Welt der Hitler, Jan Masaryks, Stalins und des Prager Frühlings zu verbinden, was mißlingt. „Wenn Kafka nicht als Jude auf die Welt gekommen und als Jude in ihr aufgewachsen wäre, wäre er nicht Kafka geworden – ebensowenig wie Joyce, wäre er unter Exkimos aufgewachsen, den Ulysses geschrieben haben könnte. Das scheint eine banale Feststellung zu sein, aber man hat

dieses Faktum immer wieder übersehen“ – usw. Dies ist weder banal noch ein Faktum, sondern Unsinn.

Im Jahr 1923 kam Kafka nach Berlin. Er stellte diese Stadt weit über das „Riesendorf“ Wien und trug sich überhaupt mit dem Gedanken einer Übersiedlung hierher. Bei Pawel ist Berlin „die Krebszelle“ der Zeit; München oder Wien waren dies politisch nicht minder. „Jede Nacht gab es Straßenschlachten“ – Unsinn. Dieser Verfasser unterschlägt alle jene Äußerungen Kafkas, die zum Lob der Stadt dienen, ganz besonders über den Vorort Steglitz.

Trotz der Krankheit fühlte sich Kafka hier außergewöhnlich wohl. Zuerst wohnte er in Dahlem, was Pawel nicht weiß. Er wohnte bei Juden, ein Mann war Eigentümer der Wohnung; bei Pawel wird daraus eine „Hausvermieterin“ mit „Paranoia“ angesichts der beiden fragwürdigen Ausländer (Kafka und Dora Diamant).

Dann sei er in Zehlendorf bei der Witwe von Carl Busse untergekommen: Busse war weniger „Lyriker und Romancier“, vielmehr Kritiker, und als solcher war er dem Schriftsteller Kafka unheimlich bekannt. Das Eigentümliche dieser Steglitzer Episode kurz vor dem Tod wird von Pawel überhaupt nicht erfaßt; die Darstellung ertrinkt in der puren Stoffüberflutung.

Sehr interessant sind die Ausführungen über Dora Diamant. Sie hätte in „den zwanz-



ziger Jahren“ ein „führendes Mitglied der deutschen Kommunistischen Partei“ (mit Absicht ließ sie „Kommunistische Partei Deutschlands“ und ist nicht mit der „DKP“ von heute zu verwechseln) kennengelernt. Mit ihm zusammen wäre sie in Moskau in der Emigration gewesen. Der Mann „wurde verhaftet, verurteilt und nach Wladiwostok geschickt, wo sich seine Spuren verlieren“. Preisfrage für die Kafka-Forschung: Wer war dieser Mann, inwiefern war er „führend“, wie war sein Name, wann wurde er verhaftet?

Dora Diamant „vollbrachte das Wunder“, die Sowjetunion zu verlassen. Weitere Preisfrage: Wie sah dieses „Wunder“ aus, wie und unter welchen Umständen gelangte sie nach England? Janouch behauptet, Dora wäre in London in einem Armenkrankenhaus gestorben, bei Pawel liest sich das anders – oder gar nicht. Kurz, die Angaben um die letzte Geliebte Kafkas verbleiben allgemein und dunkel, und mit Pawel selber müssen wir sagen, es bedarf einer starken Dosis von Leichtgläubigkeit, so etwas für „authentisch“ zu halten.

Die Übersetzung aus dem Amerikanischen hätte leicht ohne Verlust für den deutschen Leser unterbleiben können. Oder man hätte sie gekonnter machen und einen wissenschaftlichen Apparat noch hinzufügen müssen – Ernst Pawel hätte dem sicherlich nicht widersprochen.

Seit 1984, das Erscheinen des Buches in New York, sind viele aufschlußreiche Arbeiten zu Kafka erschienen, etwa die hervorragende, aufregende, akribische Edition der „Ämlichen Schriften“ – ein Gemäß für sich. So wäre, mit neuem Literaturverzeichnis versehen, noch etwas dabei herausgekommen. Diese Publikation folgt indes ihrem eigenen Originaltitel („The Nightmare of Reason“) und wenn es kein Alptraum ist, so ist es doch ein Nachtmahr.

Neues über die deutschen Lesegewohnheiten

Das Frankfurter Bücherfest bricht wieder alle Rekorde: noch mehr Aussteller – noch mehr Aktivitäten. Die Messeleitung jubelt. Hat auch der Buchhandel Grund dazu? Im Vergleich zu anderen Branchen ist er nicht ins Konkunkturloch gefallen, gewiß. Aber er hat genügend Anlässe zur Besorgnis. Den Buchgemeinschaften laufen die Leser in Scharen davon. Sortimenter klagen, daß die Kostenkurve schneller als die Umsatzkurve steigt. Mehr Rabatt ist kaum durchsetzbar. Andererseits kann an der Rationalisierungsschraube nicht beliebig gedreht werden, weil die Stammkundschaft auf den gewohnten Service nicht verzichten will.

Der Buchmarkt ist an die Grenzen des Wachstums gestoßen. Das hängt vielleicht auch mit der allgemeinen kulturellen Situation zusammen. Die großen elektrisierenden Themen scheinen auszugehen. Ist Esoterik ein Rettungsring? Lektorate, die sich noch vor wenigen Jahren als Vorposten der Aufklärung verstanden, sind zu Agenturen der New-Age-Bewegung geworden, fördern in immer neuen Anthologien Weisheitslite-

ratür aus allen Jahrhunderten zutage, publizieren Okkultes, Innerlichkeit.

Ein Aufatmen geht durch die Reihen, wenn ein Vorfall wie Tschernobyl Anlaß zu argumentativer Auseinandersetzung geben könnte. Doch auch hier ist viel Glaubensüberzeugung im Spiel. Ein wenig wehmütig blicken viele in der Branche auf die beginnenden 70er Jahre zurück, als intellektuelle Leserschaften Leser neugierig machten. Im Vergleich dazu könnte man heute fast von literarischen Andachtsstunden sprechen. Man liest mehr fromm als kritisch. Meditationsangebot aus allen Richtungen. Poesie nicht als Aufschrei, sondern als Seelen-Schlüssel.

Dies deckt sich mit der Diagnose, die die Verfasser des Forschungsberichts „Jugend und Medien“ kürzlich stellten: „Zusammengenommen ergibt sich eher das konventionelle Bild einer mehr individualistisch gesonten Jugend, für die Sozialkontakte im engeren Kreis, der private Freizeit, Selbstentfaltung und das Sich-Erholen-Können wichtige Freizeitangelegenheiten sind, während eher extrovertierte Aktivitäten und Genuß

oder Erlebnisorientierung weniger bedeutsam zu sein scheinen.“

Für das Innenleben wird reichlich Literatur angeboten. Das harte Brot der gestiegen Auseinandersetzung ist weniger gefragt. Gewiß gibt es immer Leser, denen es um Aufklärung, Herausforderung oder Widerspruch geht. Doch scheint der Anteil derer zu wachsen, die in der Lektüre eher Bestätigung, freundschaftliche Zuwendung oder auch nur ein unverbindliches Vergnügen suchen. Aber ist das eine Katastrophe?

Wer sich Gedanken über die Zukunft des Buchmarktes macht, ist gut beraten, sich mit dessen anthropologischen Grundlagen auseinanderzusetzen. Man stößt hier auf Lesemotive, die weniger intellektuell oder ästhetisch, sondern mehr existentiell geprägt sind. Ob einer zu den zehn Prozent gehört, die täglich lesen, oder zu jenen restlichen Drittel der Bevölkerung, das fast jeden Buchkontakt ablehnt, ist unter anderem das Ergebnis eines langen biographischen Prozesses, der im Vorschulalter beginnt und weit in die familiären und berufli-

chen Erfahrungen hineinreicht. Das gibt dem Buchmarkt einerseits eine erstaunliche Stabilität, verhindert andererseits aber seine rasche Entfaltung. So ist zu erklären, daß sich die Lesehäufigkeit in den letzten 20 Jahren fast überhaupt nicht verändert hat.

Ist auch das mächtig aufkommene Fernsehen der Lektüre abträglich? Demoskopisch verbürgt ist, daß überdurchschnittlicher Fernsehkonsum das Bücherlesen, nicht aber das Blättern in Magazinen und Zeitschriften verdrängt. Anzeichen sprechen dafür, daß das Buch auch durch das breitere gewordene Medienangebot in eine veränderte Rolle hineinwächst. So stellt sich die Frage: Wozu (noch) lesen?

Diese Frage wurde vor einigen Jahren als Schwerpunktthema für die Buchmesse vorgeschlagen. Die Messeleitung wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen; das sei kein Diskussionsstoff. In der Tat bedarf das Frankfurter Bücherfest keiner Besinnung auf den Leser, von Jahr zu Jahr erfolgreicher zu sein. Doch kann auch der Buchhandel auf diese Besinnung verzichten?

LUDWIG MUTH

Lesenswert: Neue Bücher weltberühmter Autoren.

ÜBERHAUPT NICHT KOMISCH
Joseph Heller
Speed Vogel
C. Bertelsmann

Von seiner schrecklichen Krankheit erzählen, ohne Larmoyanz, als kritischer und immer auch ironischer Zuschauer seiner selbst – das kann nur ein ganz beweglicher Geist, ein Schriftsteller vom Format eines Joseph Heller. Das braucht keine Voyeure, keine mitleidigen Seelen, sondern Menschen, die an fremden Schicksalen noch teilnehmen.
350 Seiten/DM 36,-

FREDERIC MORTON EWIGKEITSGASSE
Ein Bilderbogen aus verlorenen Zeiten: Die Geschichte der Wiener Familie Spiegelglas und ihres Patriarchen Berek, eine Geschichte aus Zeiten wirtschaftlicher, politischer und geistiger Veränderungen. Der neue Roman von Frederic Morton, Autor des Bestsellers „Die Rothschilds“, 480 Seiten/DM 39,80

Gregor von REZZORI
Kurze Reise über langen Weg
C. Bertelsmann

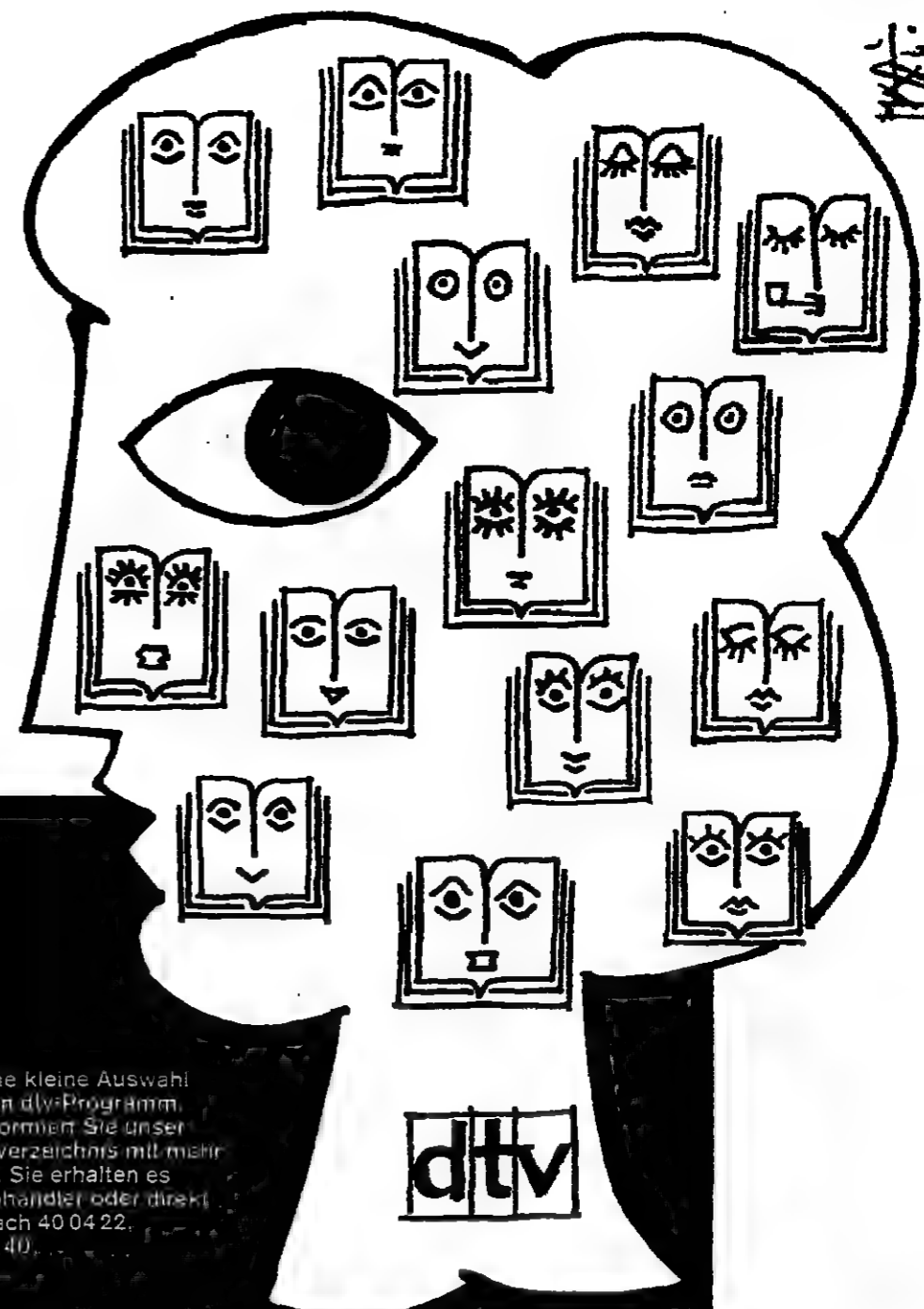
Eine Reise mit dem Orientexpress. Zeit, sich zu erinnern: an Affären, Erfolge und Illusionen. Sprühende Phantasie, scharfsinniger Witz und Weltklugheit sind Eigenschaften, die den Autor und seine Bücher auszeichnen.
224 Seiten/DM 29,80

ERICH SEGAL
...und sie wollten die Welt verändern
ROMAN
C. Bertelsmann

Die Geschichte fünf junger Männer, die in den 50er Jahren beginnt und 25 Jahre später dort endet, wo sie ihren Anfang nahm – in Harvard. Dazwischen liegen schicksalhafte Erfahrungen, bittere Tragödien, aber auch glücksrauschender Erfolg. Das dramatische Porträt einer Generation.
736 Seiten
DM 42,-

CB
C. Bertelsmann

Die dtv-Jubiläums-Buchmesse '86



Wladyslaw Bartoszewski:
Aus der Geschichte lernen?
Ein Querschnitt durch die Aufsätze und Reden des Friedenspreisträgers 1986 zur Kriegs- und Nachkriegszeit in Polen. (10638 / DM 14,80)*



Weißbuch
Verführung zum Lesen
Über sechzig Erzählungen, Tagebuchaufzeichnungen, Gedichte, Aufsätze und Essays aus 25 dtv-Jahren. (10559 / DM 10,-)



Umberto Eco:
Der Name der Rose
Ecos berühmte Kriminalgeschichte aus einer mittelalterlichen Abtei. (10551/15,80) Dazu die Nachschrift zum Namen der Rose. (10552/5,80)



Doris Lessing:
Zwischen Männern
Erzählungen
Dreizehn Erzählungen von Lebensentwürfen, psychologischen Krisen, Leidenschaft und Wut. (10649 / DM 10,80)*



Joyce Carol Oates:
Im Licht der Kindheit
Joyce Carol Oates stellt das Lolita-Tabu als eine der letzten Inseln der Wahrheit unserer Menschheitsnatur ins Licht. (10626 / DM 12,80)*

Dies ist nur eine kleine Auswahl aus dem großen dtv-Programm. Ausführlich informiert Sie unser neues Gesamtverzeichnis mit mehr als 2000 Titeln. Sie erhalten es bei Ihrem Buchhändler oder direkt vom dtv, Postfach 40 04 22, 80900 München 40.



Siegfried Lenz:
Erzählungen
von 1949 bis 1984 in chronologischer Reihenfolge. (10527 / 3 Bände in Kassette DM 25,-)



Gabriel García Márquez:
Chronik eines angekündigten Todes
Roman
Eine beispielhafte Fabel über Vorurteile, Feindschaft und Gleichgültigkeit der Menschen. (10584 / DM 5,80)*



Italo Calvino:
Der Baron auf den Bäumen
Roman
Ein mit immer neuen Phantasien angefülltes poetisches Märchen, charmant und klug. (10578 / DM 9,80)*



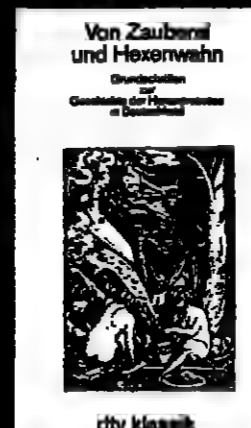
Barbara Frischmuth:
Traumgrenze
Erzählungen
Elf Variationen zum Thema Liebe = Barbara Frischmuths Geschichten zwischen Traum und Wirklichkeit. (10553 / DM 6,80)*



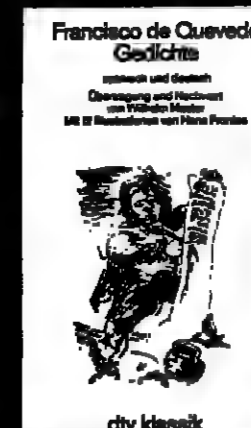
John Steinbeck:
Der rote Pony
und andere Erzählungen
Erzählungen, die mit großer Intensität die Grunderlebnisse des Menschen wie Liebe, Hunger, Schmerz und Tod beschreiben. (10513 / DM 9,80)*



Irina Korschunow:
Glück hat seinen Preis
Roman
Der Roman einer Familie, in der die Frauen das eigene Glück dem Glück anderer opfern. (10581 / DM 9,80)*



Von Zauberei und Hexenwahn
Die drei berühmtesten Kampfschriften gegen den Hexenwahn in Deutschland. (10525 / 3 Bände in Kassette DM 45,-)



Francisco de Quevedo:
Gedichte
Die Gedichte eines der populärsten spanischen Dichter des 17. Jahrhunderts. (12174 / DM 12,80)*



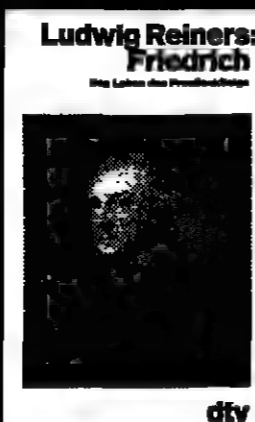
Lew Kopelew:
Ein Dichter kam vom Rhein
Heldische Kämpfe und Leben. (10631 / DM 18,80)*



Laetikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800-1945
Über 200 Schriftstellerinnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz - ihre Biographien und Werke mit Literaturangaben. (10282 / 16,80)*



Deutsch muß nicht schwer sein
Ein vergüglicher Nachhilfeunterricht in 18 Lektionen für richtiges und gutes Deutsch. (10543 / DM 9,80)*



Ludwig Reiners:
Friedrich
Ludwig Reiners Standardwerk über das Leben des großen Philosophen Friedrich Wilhelm III. (10599 / DM 12,80)*



Deutsche Geschichte der neuesten Zeit
Die Entstehung des osteuropäischen Teilstaates - von der sowjetischen Besatzungszone bis zum sozialistischen Staat. (14524 / DM 9,80)*



DDR
Die DDR und ihre Geschichte von 1949 bis 1990. (10581 / DM 9,80)*



Günter Gaus:
Wo Deutschland liegt
Eine kluge Ortseinstimmung in der Frage nach der gemeinsamen deutschen Identität. (10581 / DM 9,80)*



Das Erbe des Sokrates
Denkmalsteine namhafter Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen über die Befriedung der Welt. (10577 / DM 9,80)*



Leo Nawratil:
Schöpfung und Dichtkunst
Was uns die Kunst der Pantomime zeigt, ist das Schöpfungsgeschehen, das in uns allen ist. (15020 / DM 16,80)*



Die drei Standardwerke zu Grafik, Zeichnung und Aquatinte
Technik, Gestaltung und Meisterwerke. 1992 / 3 Bde. in Kassette DM 45,-



Horst Janssen:
An und für mich
Alle Texte von 1981 bis 1986. Buch Unveröffentlichtes und Briefe, die den ganz eigenen Charme Janssens vermitteln. (12893 / DM 16,80)*



Hans Hass:
Wie Haie wirklich sind
Zwei Forscher von Welttrug bieten ein spannendes Kompendium zur Zoologie, Evolution und Ethologie der Haie. (10574 / DM 14,80)*



Vitus B. Dröschner:
Wiedergeburt
Erfolge und Rückschläge im Kampf um die Erhaltung der Natur und ihrer Fauna am Beispiel von 22 gefährdeten Tierarten. (10659 / DM 12,80)*



Lurche und Kriechtiere Europas
Ein Bestimmungsbuch aller Schlangen, Kröten, Frösche, Eidechsen, Lurche und Molche Europas. (10659 / DM 12,80)*



Salzburg
Alles, was man für die Vorbereitung der Reise und den Aufenthalt in der Festspielstadt Salzburg wissen sollte. (13734 / DM 19,80)*



Paris
Eine Fülle von Texten aus der Literatur vieler Jahrhunderte - ein topographisch geordneter Reisebegleiter durch Paris. (12922 / DM 14,80)*

Die dtv-Jubiläums-Sonderausgabe
Deutsche Erzählungen des 20. Jahrhunderts
Herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki

Wicht: keine dies Anthologie für die bedeutendste editorische Leistung auf dem Gebiet der Kurzgeschichte und Erzählung, stellt Siegfried Lenz bei Erscheinen dieser von Marcel Reich-Ranicki herausgegebenen, streng chronologisch geordneten Sammlung von 250 deutschen Erzählungen aus den Jahren 1900 bis 1980 fest.

5 Bände in Kassette DM 48,- dtv 5919

Friedrich Nietzsche
Sämtliche Briefe
Kritische Studienausgabe in 8 Bänden
Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari

Die erste vollständige kritische Ausgabe der Briefe des großen »Unzeitgemäßen« im Taschenbuch - der lange erwartete biographische Kommentar zur 155bändigen kritischen Studienausgabe der Sämtlichen Werke, die bereits seit 1980 im dtv vorliegt. Die Briefe enthalten über 100 Seiten Gesamtregister aller erwähnten Personen, Werke und Orte.

8 Bände 3500 Seiten dtv/de Gruyter 5922* DM 158,-

Jean Gebser:
Ursprung und Gegenwart
Mit einer Einführung von Heinz Friedrich

Dieses Werk versucht das moderne Bewußtsein vor dem Hintergrund der gesamten Menschheitsgeschichte zu deuten. Gebser bezieht Kunst und Literatur, Philosophie und Wissenschaftsgeschichte mit ein. Im ersten Teil arbeitet er die Fundamente von Vergangenheit und Gegenwart, um dann im zweiten Teil den Weg zu weisen zur notwendigen Denkweise, die den Menschen aus der zweckorientierten Isolation befreit und wieder in das Wirkungsgefüge des Kosmos einbettet.

Kassettensausgabe in 3 Bänden* DM 42,- dtv 5921

Fünf und zwanzig
Eine dtv-Dokumentation

unter diesem Titel erscheint im Oktober zum dtv-Jubiläum eine umfangreiche Dokumentation. Eine Chronik mit zahlreichen Fotos und ein farbiger Bildteil führen eindrucksvoll die Verlagsgeschichte von 1961 bis heute vor Augen.

Die Dokumentation »Fünf und zwanzig« ist zum Preis von DM 10,- im Buchhandel erhältlich.

dtv

* Erscheint im Oktober / Preisänderungen vorbehalten

H.-P. Schwarz über Adenauer, die Fülle eines großen Lebens

Von KARL DIETRICH BRACHER

Während in den letzten Jahren mit zahlreichen Editionen und Arbeiten zur Nachkriegsgeschichte, vor allem aus Beständen der beiden Konrad Adenauer gewidmeten Stiftungen, ein fester Grund für die Zeit nach 1945 gelegt und der Weg in die ersten Jahre der Bundesrepublik erhellt worden ist, blieb Adenauers Lebensgeschichte im ganzen trotz mancher Anläufe, an denen sich Verehrer wie Kritiker versucht haben, ungeschrieben. Zu hoch schienen noch immer die Anforderungen an eine quellengesättigte und politisch umfassende Biographie.

Hans-Peter Schwarz bestätigt nun mit dem ersten Band auf glanzvolle Weise die bahnbrechende Leistung, die er bereits im Rahmen der „Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ mit den beiden großen Bänden über die Ära Adenauer (erschienen 1981 und 1983 im selben Verlag) erbracht hat. Er erweist sich nicht nur erneut als der derzeit wohl beste Kenner unserer Nachkriegsgeschichte, sondern hat seine Forschungen auf die gesamte Periode seit Beginn des Bismarckreiches ausgedehnt, die für das ganze Leben des ersten Bundeskanzlers konstitutiv war. In einer sorgfältigen Darstellung voll interessanter Informationen zeigt der Autor, wie dieses Leben aus den historischen Umständen und politischen Bezügen herauswächst. Dabei ist das Buch ungemein lebendig geschrieben, fern jeder Heldenverehrung, vielmehr mit Sympathie und gelegentlich auch Ironie.

Mit seiner Fähigkeit, historische und politikwissenschaftliche Betrachtung zu verknüpfen und doch nie ins Abstrakte oder Theoretische zu geraten, demonstriert Schwarz zugleich allen Zweifeln, daß sich auf eben diese Methode sehr wohl eine gültige Gesamtdarstellung jenes Mannes gründen läßt, der wie kein anderer die deutsche Politik vor und nach der Hitlerzeit verbindet und der schließlich den Weg der zweiten deutschen Republik auf entscheidende Weise prägen sollte. Bis zu diesem Höhepunkt in den frühen fünfziger Jahren führt das Buch, und es umfaßt damit 78 Jahre, die eigentlich schon ein volles Leben bedeuten. Aber mit dem Untertitel „Der Aufstieg 1876-1952“ ist gesagt, daß nun noch 15 Jahre bestimmenden Handelns folgen werden.

Das Buch wirkt trotz des Umfangs nie-

mals langatmig, weil es die ereignisreichen Abschnitte von vier bedeutsamen Perioden unserer neueren Geschichte - Kaiserreich, Weimarer Republik, „Drittes Reich“ und Nachkriegszeit - im Zusammenhang dieses „Aufstieges“ auf sehr persönliche Weise lebendig macht. In einem Nachwort reflektiert der Autor zudem über die Möglichkeiten biographischer Geschichtsschreibung und gibt einen Schlüssel zum Erkennen der wichtigsten Personen und Zusammenhänge an die Hand.

Den Anfang bildet ein ausführlicher „Prolog: Köln“ - ein Kabinettstück, das facet-



Konrad Adenauer FOTO: SLOM

reich Milieu, Mentalität und politische Kultur der Stadt seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schildert, dabei einfühlsam auch schon auf den keineswegs homogenen Kölner Katholizismus und auf die ambivalente Einstellung zu Preußen und zu einem preußisch geprägten Reich eingehend - Themen, die das ganze Leben Adenauers begleiten sollten. Fazit: „Die Vorstellung von der durchgehend anti-preussischen Grundeinstellung des rheinischen, speziell des Kölner Katholizismus, ist somit ein Mythos.“ Charakterisiert wird vielmehr „die Symbiose von Rheinischem und Preussischem“ - freilich mit westlichen und nicht „östlichen Anschauungen“, wie Adenauer unbefangen eine gewisse Distanz zum Osten ausdrückt.

Vor allem schildern der Köln-Prolog und die folgenden Kapitel ausführlich die kom-

munalpolitische Szene des zur zweitgrößten Industriestadt Preußens aufsteigenden Gemeinwesens, mit dem 1880 vollendeten größten deutschen Dom: eine meisterhafte Skizze der prägenden Umwelt des zunächst keineswegs brillanten, doch zwischen 1906 und 1917 über seine „erste Blütszeit“ zum Oberbürgermeisteramt aufsteigenden Juristen.

Daß Adenauers Familie aus Bonn und aus benachbarten Dörfern stammt, gibt ferner Gelegenheit zu einer schlußreichen Erörterung über seine Vorfahren und ihre soziale Herkunft: auch ein Baustein der weiteren Charakterisierung des Aufstiegers und umso überzeugender Bürger. Dabei wird von Anfang an deutlich gemacht, in welcher Weise der Umgang mit Personen verschiedenster Prägung, die jeweils höchst plastisch vorge-

Hans-Peter Schwarz: Adenauer - Der Aufstieg 1876-1952. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 1019 S., 48 Mark.

stellt werden, die eigenen Möglichkeiten, ja die politische Methode Adenauers, seine Erfolge und seine Autorität bestimmen. Das bewährt sich dann auch in dem Prestige und der Statur, die er in der Reihe der großen Oberbürgermeister der Weimarer Republik gewinnen sollte.

Besonders hervorzuheben ist dabei, wie überzeugend Schwarz diese menschliche Seite des politischen Stils so ausführlich wie eindrucksvoll anhand der Jugend- und der Familiengeschichte Adenauers, seiner religiösen Überzeugungen und vielseitigen kulturellen Interessen, schließlich auch der verwaltungspolitischen Praxis des fortschrittswilligen Stadtoberhauptes und preussischen Staatsratsvorsitzenden zu beleuchten versteht. Da geht es um persönliche Probleme wie Schwierigkeiten beim Umgang mit Aktiven, aus denen ihn ein befreundeter Industrieller befreien muß. Und es gelingt Schwarz eine abgewogene Klärung der neuerdings wieder hochgespielten Vorwürfe eines rheinischen Separatismus, wo es sich in Wahrheit um eine Stabilisierung des Westens des Deutschen Reiches handelte; allerdings hatte Adenauer nie Verständnis für einen so verhängnisvollen antiwestlichen

Nationalismus, wie er immer wieder in deutschen Köpfen herumspruk.

Darüber kommt aber auch die scharfsinnige Erörterung und Illustration der Stärken und Schwächen der wilhelminischen wie dann der Weimarer Ära nicht zu kurz. Neben der Revolutionszeit erfährt besonders auch der fatale Übergang von der Republik zur Diktatur eine Darstellung, die aus der Sicht Adenauers, auch aus seinem bislang unveröffentlichten Briefwechsel, aus Tagebüchern und Akten manche neue Beleuchtung gewinnt. Immer hochinteressant und streckenweise spannend zu lesen, tritt an solchen Nahtstellen der Zeitgeschichte der nüchterne, von Ratio und common sense geleitete politische Sinn hervor. Von den irrationalen Verführungen und Überspanntheiten der Zeit weitgehend unberührt, hält sich Adenauer bewußt von allen Aktivitäten im „Dritten Reich“ frei.

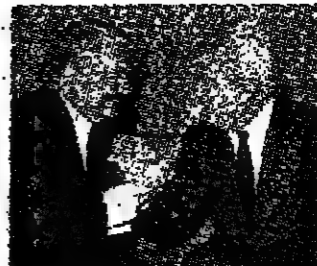
Daß der fast Siebzehnjährige dann nach dem Krieg so energisch wieder ins politische Leben zurückkehrte, hätten ihm weder die fünf Musketeire scheiden aus Strauß, Schmidt, Scheel, Mende und der Jüngste aus dieser Riege jener, die sich im abgetragenen Offiziersrock Hals über Kopf in die Politik stürzten, traten an als die dritte Generation nach Adenauer, dem Mann aus der Kaiserzeit, nach den Männern wie Kiesinger, Gerstenmaier, Wehner, geboren zwischen 1902 und 1906. Sie haben jenen recht gegeben, die den fünf schon vor 30 Jahren eine große Zukunft voraussagten. Sie wurden Bundespräsident, Bundeskanzler, Vizekanzler, Bundestagspräsident und Ministerpräsident. Nun sind sie, Strauß ausgenommen, Frührentner wider Willen. Der Jüngste dieser Gruppe, der 62jährige Barzel, sucht Trost im Schreiben seiner Memoiren. Oder

Diese Biographie gibt uns in der Tat einen Schlüssel zum Verständnis der deutschen historischen Entscheidungen vor und nach 1949. Sie räumt auf mit vielen Klischees und Mythen. Sie stellt uns mit großer Einfühlungskraft und Wärme die ganze Fülle eines politischen und zugleich tief bürgerlichen Lebens vor, aber auch seine Härte und Strenge. Und es vermittelt zu gleicher Zeit eine reiche historische und politische Bildung, wie es Vergnügen und Nachdenklichkeit beim Lesen des Ganzen oder auch beim Durchblättern der kleineren und größeren Geschichten bereitet, aus denen ja, mit Golo Mann zu sprechen, nicht zum wenigsten Geschichte besteht.

geringen zuvor, keinen Sinn für Staat und Institutionen entwickelt haben.“

Nipperdey, Jahrgang 1927, hat sich auch intensiv mit Philosophie beschäftigt. Dies schlägt sich in seinem neuen Buch eindrucksvoll nieder, besonders dort, wo er sich mit geistesgeschichtlichen Phänomenen auseinandersetzt. Ein weiterer Vorteil ist das didaktische Talent, den Leser einzubeziehen, zum Mitdenken zu veranlassen. Nie wird nur informiert und analysiert, es wird vielmehr Neugier geweckt.

In einer Zeit, in der einerseits über Geschichtslosigkeit geklagt, andererseits aber auch viel zu wenig für einen ordentlichen, nicht nur soziologisch orientierten Geschichtsunterricht getan wird, sind Bücher wie Nipperdeys „Nachdenken über die deutsche Geschichte“ fast eine Pflichtlektüre.



Rolf Italiaander skizziert die Geschichte von über 20 Nationalitäten in der Hansestadt. erzählt fesselnde Geschichten und berichtet von Gesprächen mit Prominenten über die mehrdimensionalen Ausländerprobleme.

Rolf Italiaander
Vielvölkerstadt
Hamburg und seine Nationalitäten
272 Seiten mit 116 Abbildungen
Erlaubt mit Schutzumschlag DM 39,80
In jeder Buchhandlung erhältlich
Droste

Rainer C. Barzels Suche nach Trost

Von GEORG SCHRÖDER

In wenigen Monaten werden Rainer Barzel und Helmut Schmidt dem Bundestag nicht mehr angehören. Die letzten der fünf Musketeire scheiden aus. Strauß, Schmidt, Scheel, Mende und der Jüngste aus dieser Riege jener, die sich im abgetragenen Offiziersrock Hals über Kopf in die Politik stürzten, traten an als die dritte Generation nach Adenauer, dem Mann aus der Kaiserzeit, nach den Männern wie Kiesinger, Gerstenmaier, Wehner, geboren zwischen 1902 und 1906. Sie haben jenen recht gegeben, die den fünf schon vor 30 Jahren eine große Zukunft voraussagten. Sie wurden Bundespräsident, Bundeskanzler, Vizekanzler, Bundestagspräsident und Ministerpräsident. Nun sind sie, Strauß ausgenommen, Frührentner wider Willen. Der Jüngste dieser Gruppe, der 62jährige Barzel, sucht Trost im Schreiben seiner Memoiren. Oder

ter Minute bereit war, selber zu kandidieren. Nur „auf Bitten ein Angebot anzunehmen“ - das stimmt leider nicht. Oder ist es etwa unwahr, daß der damalige Fraktionsvorsitzende Barzel dem Chefredakteur von „Bild“, Peter Boenisch, und mich zum Abendessen in seinem Haus in Godesberg einlud, um nach dem Dessert unsere Unterstützung für die von ihm geplante Eroberung des Parteivorsitzes zu gewinnen?

Auch das gehört zu den Tatsachen, die man in dem Buch nicht findet: jene Aussprache zwischen dem Fraktionsvorsitzenden Barzel, seinem Stellvertreter Franz Josef Strauß und Ludwig Erhard im Kanzleramt im Sommer 1966. Barzel und Strauß gingen zu Fuß vom Kanzleramt zurück ins Bundeshaus. Auf diesem Weg wurden sie sich darüber einig, daß Ludwig Erhard gestürzt werden müsse. Daß der von der FDP aus der

Regierung verbannte Strauß die treibende Kraft dabei war, wird damit nicht bestritten. Von jetzt ab ging es nur noch um eine günstige Gelegenheit, wobei der Schwarze Peter möglichst in den Taschen der FDP landen sollte. Die Verhandlungen über die Haushaltsanweisung wurden deshalb von Barzel bewußt so geführt, daß die FDP daran scheitern mußte und dann der Rücktritt Erhards am Ende dieser Entwicklung stand.

Noch ein Drittes: die Wahl des Kanzlerkandidaten nach dem Sturz Erhards. Wir lesen bei Barzel, daß ihm im November 1966 schon seit einiger Zeit bewußt war, daß weder Gerstenmaier, Strauß, Schröder oder er selber Nachfolger Erhards als Kanzler werden würde. „Wenn ich mich gleichwohl in das aussichtslose Kandidatenrennen begab, so wegen der Bitte Adenauers und in Interesse einer späteren Anwartschaft.“

Wenn man nun weiß, daß Strauß einen Monat zuvor, ehe Barzel gegenüber Erhard aktiv wurde, bei diesem den Eindruck erweckte, die Landesgruppe der CSU werde im Bundestag, wenn es zum Schwur komme, geschlossen für Barzel stimmen, und wenn man weiß, daß Strauß seine Abstimmungskarte deutlich vor die Nase der Nachbarn hielt, damit sie sähen, er stimme für Barzel, während gleichzeitig alle anderen CSU-Abgeordneten für Kiesinger stimmten - dann verläßt der Wert der Äußerungen von Barzel.



Memoiren haben zu oft die Eigenschaft, die Taten und Gedanken des Autors im schönsten Licht erscheinen zu lassen. Die Nicht-Memoiren des Rainer Candidus Barzel dienen ganz offensichtlich auch diesem Zweck. Neuigkeiten, Enthüllungen bringen sie nicht. Wer erhofft, hier nun die Hintergründe, die Motive, den Verlauf des Sturzes des Bundeskanzlers Erhard zu finden, der hofft vergeblich. Es sind, nimmt man alles in allem, im wesentlichen nur die auch schon damals in der Öffentlichkeit mitgeteilten Fakten oder Schein-Tatsachen. Dabei wäre es doch wirklich kein Nachteil für den Mann Barzel, wenn er sich intensiv mit den inneren Spannungen innerhalb der CDU aus den Jahren 1963 bis 1966 befassen hätte. Aber sein Interesse geht stattdessen sehr stark in Richtung des Nachweises, daß er nicht der Brutus ist, der Erhard erdolchte.

Da ist zuerst Anfang 1966 die Frage, wer zum Nachfolger Konrad Adenauers als Parteivorsitzender gewählt werden soll. „Sofort heulten einige auf, machten aus meiner Bereitschaft, auf Bitten ein Angebot anzunehmen, eine Kampf-Kandidatur, die gegen den Kanzler (Erhard) gerichtet sei und diesen herausfordere.“

Man weiß, daß das damalige erste Duell zwischen Erhard und Barzel von der Tatsache gefördert wurde, daß Erhard erst in letz-

Nachdenkliches von Thomas Nipperdey

Von HENK OHNESORGE

Splitstens mit seiner „Deutschen Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat“ (1983) ist der Münchner Historiker Thomas Nipperdey weit über die Fachwelt hinaus als Meister einer packenden, bei aller Exaktheit nie langweiligen Geschichtsdarstellung bekannt geworden. Der jetzt vorliegende Band „Nachdenken über die deutsche Geschichte“ (C.H. Beck Verlag, München, 236 S., 38 Mark) bestätigt dieses Urteil. Es geht in den dreizehn Aufsätzen entweder um Entwicklungslinien oder um immer noch aktuelle, nicht nur für den Historiker interessante Fragestellungen.

Einer der aufregendsten Essays ist „Die deutsche Einheit in historischer Perspektive“ überschrieben. Hier bezieht Nipperdey zur Frage der nationalen Identität, die in letzter Zeit oft zu einem modischen Glasper-

lenspiel zu verkommen drohte, mit Engagement Stellung.

„Die Sozialdemokraten, die nach einem Jahr der Sowjetisierung Mitteldeutschlands in den alten Konzentrationslagern Häftler saßen, konnten die Befreiungsbewegung nur als bitteren Hohn empfinden, und Kurt Schumacher ist nicht müde worden, davon zu sprechen. Deutschland war eben nur zum Teil befreit. Davon heute noch zu schweigen ist blanke Opportunismus.“ Soweit das Zitat.

„Die Deutschen stehen“, so führt Nipperdey an anderer Stelle fort, „seit dem 8. Mai 1945 unter dem langen Schatten eines Hypermoralismus. Der gefährdet durch seine Polarisierung pragmatische Politik und zerstört ein mögliches relativ ausgeglichenes Verhältnis zur Geschichte, denn in der Geschichte geht es um die Widersprüchlichkeit

und Endlichkeit von Groß- und Urgroßtaten und um Gerechtigkeit nach ihren Maßen und nicht nach unseren. Die zustimmungsfähigen Traditionen der deutschen Geschichte sind nicht als gemeinsames Erbe anerkannt; darunter leidet die Identität.“

Sodann hebt Nipperdey hervor, was so selten gesehen und noch seltener ausgesprochen wird: „Auch die Nach-Hitler-Tradition, die nun schon existierende Tradition Bundesrepublik, steht unter dem Verdacht des Hypermoralismus. Sie habe - so heißt es - den Nationalsozialismus, den Faschismus nicht vollständig überwunden oder stehe in Traditionen, die ihn ermöglicht hätten. Die Deutschen identifizieren sich wenig mit der Bundesrepublik, sie ist kein Vaterland im emphatischen Sinn, zumal wir in den letzten vierzig Jahren, geschreckt von den Überstei-

Was Klaus Bölling wirklich über Bonn geschrieben hat

Dieses Buch hat Schlagzeilen gemacht, ehe es überhaupt erschienen ist. Wer sich nicht mit einigen aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten begnügt, wird bei der Lektüre manche Überraschung erleben! Denn der langjährige Sozialdemokrat Klaus Bölling hat kein Buch gegen seine Partei oder ihren Kanzlerkandidaten Johannes Rau geschrieben, sondern die gesamte Bonner Szene kritisch beleuchtet - die regierenden wie die opponierenden Parteien, ihre Absichten wie ihre Taten und natürlich ihre führenden Köpfe.

Klaus Bölling Bonn von außen betrachtet Briefe an einen alten Freund
240 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, DM 28,-

In jeder Buchhandlung

Klaus Bölling Bonn von außen betrachtet



Manfred Rommel Wir verwirren Deutschen



»Ein Pragmatiker mit Grundsätzen und Mutterwitz« (»Die Zeit«)

Noch immer verwirrt Wunschdenken die Köpfe vieler Deutscher. Der Stuttgarter Oberbürgermeister hat deshalb nur zu oft Grund, in seinen mit Humor und Ironie durchsetzten Reden für mehr Vernunft in der Politik zu werben. Rommel führt immer wieder den Beweis, daß Politik die Kunst des Zusammen Denkens und des Machbaren ist. Er fordert ein größeres Maß realistischer Planung für die Zukunft und tritt couragiert für die Förderung von Kunst und Kultur ein.

Manfred Rommel Wir verwirren Deutschen Betrachtungen am Rande der großen Politik
240 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, DM 28,-

DVA

Gerhard Herm schreibt nach Amerika

Von HELLMUT DIWALD

Da schreibt ein Mann an Mr. George Shultz in Abilene/Kansas. Er beantwortet einen Brief besagten US-Bürgers, der sich erkundigt hat, ob es sinnvoll sei, nach dem Stammesbaum seiner Vorfahren zu fahnden, die aus Deutschland in die Vereinigten Staaten emigrierten. Dem ersten Brief folgt ein zweiter, ein dritter, schließlich werden es zehn Episteln, die über den großen Teich in die für uns immer noch „Neue Welt“ gehen.

George Shultz ist ein lebenswürdiger älterer Herr, ein Augenarzt – mit dem antirendenden US-Außenminister verbindet ihn nur die Namensgleichheit und allenfalls das professionelle Interesse, die Welt geschäftlichen Blickes zu betrachten und seine Mitmenschen mit Hilfe passender Brillen derselben Wohltat teilhaftig werden zu lassen.

Mr. Shultz wird zum Opfer eines Hochintellektuellen namens Gerhard Herm, des Autors vielerlesener Sachbücher, eines Mannes, gesättigt mit Bildung und Höl, Weltläufigkeit und Witz. In einem seiner früheren Bücher zitiert er von Jean Giraudoux die wohl beste Beschreibung aller existierenden Formen: „Deutschland, das ist keinschließliches und menschliches Unternehmern, sondern eine poetische und dämonische Verschwörung.“ Warum uns die Welt so sieht? Gerhard Herm weiß es: „Weil wir nämlich ein bißchen wirklich so sind.“

Nun aber tritt Herm in seinen zehn Briefen den Beweis des Gegenteils an, und das gelingt ihm so brillant, daß er Giraudoux' Formel bestätigt. Es gelingt ihm auf eine dämonisch-poetische Weise und mit dem Augenwinkern des Verschwörers, der seinen Briefpartner zum Komplizen seiner Erkenntnisse macht, und als dieser es merkt, ist es schon zu spät.

Mr. Shultz ist ein freundlicher Mann, auch eine winzige Spur Lebenswert naiv, wie es Angehörigen eines Landes, das stets bereit

Gerhard Herm: Freiheit, die ich meine. Eine Deutsche Geschichte. Benziger Verlag, Zürich. 334 S., 36 Mark.

ist zu fragen, was die Welt kostet, gut ansteht. Gerhard Herm führt ihn genauso freundlich, doch alles andere als naiv in die Innenwelt der abendländisch-deutschen Geschichte und ihre Komplikationen ein. Jedes Kapitel ist durchsetzt mit nachdenklich stimmenden Parallelen, etwa mit dem Vergleich der „Zähigkeit“ Leo III. und Richard M. Nixon. Welches Lasterlebens, bei einem Historiker über das Reich Karls des Großen zu lesen: „Die Europäer neigen noch immer dazu, diesem monströsen Gebilde gelegentlich nachzuweinen, wobei sie sich einreden, es sei das eigentliche Ziel ihrer Geschichte, unter einem einzigen Dach zusammenzuleben. Die jüngste Frucht dieser Sehnsucht nach einem vereinigten Europa ist, wie Sie wissen, ein riesenhaft aufgeblähter, steriler Verwaltungsapparat, der vorwiegend unsinnige Verordnungen produziert und um so weniger bewirkt, je hektischer er sich gebärdet.“

Im fünften Brief an Mr. Shultz geht Herm zum vertraulichen Du über, wohl weil er ihn anhand des Mittelalters betrautet darauf vorbereitet, die Deutschen als geborene Republikaner vorgestellt zu bekommen, ein Verdienst insbesondere der Inhaber des alten Schulzen-Amtes, der Urahnen des unbeschoenen US-Shultz aus Amerikas Mittlerem Westen. Herm liefert seinem Freund auch passende Belege, erklärt ihm das „Reichsregiment“ Bertholds von Henneberg und die Reformation Luthers.

Im achten Brief erhält George tiefe Einblicke in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges, lernt das „Reich“ nach dem Westfälischen Frieden als eine Art Republik zu sehen, aus der sich freilich unversehens der starke Staat Preußen erhebt. Über das Sprungbrett der Französischen Revolution und Napoleon sieht er im neunten Brief und dem 19. Jahrhundert das Bismarckreich entstehen. Und der zehnte Brief? Das Kaiser-

reich und Hitler, dann aber „die deutsche Republik, die bisher am besten gelungen ist“.

Das alles ist scheinbar ganz leicht, locker, witzig erzählt. Wie ein guter Arzt lenkt Herm den Patienten durch ein Gespräch über die Vorzüge brasilianischer Kaffeesorten ab, um ihm dann ohne Vorwarnung die Injektion der besseren Einsicht zu versetzen. Es ist ein Kunstgriff mit doppeltem Boden. Herm erklärt einem Amerikaner unsere Geschichte, aber doch nur deshalb, damit wir uns selbst endlich verstehen lernen, die wir heute „ja an einer Longe laufen, deren Ende irgendwo in den Vereinigten Staaten festgemacht ist“.

Es schmerzt Herm zu Recht, daß „wir Deutschen alles tun, um die liberalen Seiten unserer Vergangenheit einzuschwärzen“. Er konzentriert sich vor allem auf diese innere Seite der deutschen Geschichte, zeigt, daß es einen ständigen Kampf gab, damit Freiheit und Recht in der vorhandenen Ordnung sichtbar wurden. Bollwerke dabei waren die Städte. So war auch tatsächlich das Ius Teutonum, das deutsche Stadtrecht, das in den Osten gebracht wurde, eine Verfassung, die demokratische Ordnung realisierte. Wie gut bekäme es unserem politischen Klima, wenn etwa in den sowjetischen Geschichtsbüchern daran erinnert würde, daß auch Städte wie Minsk oder Kiew eingangs des 17. Jahrhunderts das deutsche Stadtrecht übernahmen.

Das aber geht in Herms Darstellung zu Lasten des „Reiches“, des Staates und seiner Repräsentanten, zu Lasten mithin auch der Außenpolitik, zu der das Reich nun einmal gezwungen war. Für die deutschen „Schulzen“ mag sich das vorwiegend als Zwang und Pein gezeigt haben, doch läßt sich von hier aus eine Disqualifikation des Reiches als objektive Institution nicht ableiten.

Dabei leidet Herm an einer ungewohnten Ehrlichkeit – man kann es nicht anders sagen. Er gesteht ohne Kröten, daß er hin und wieder die Welt, von der er seinem Freund berichtet, „natürlich ein bißchen einflüßt“. Mit Verlässlichkeit oder ähnlichen Maskenbildern hat das nichts zu tun. Was er schildert, entspricht den Sachen. Niemand kann von ihm verlangen, daß er alle ihre Seiten beleuchtet. O-Ton Herm: „Wir können die Vergangenheit nicht von einem Richterstuhl aus betrachten, auf den uns niemand berufen hat, und Männer und Frauen, deren Gebirge längst verrotten sind, ... im nachhinein noch vorschreiben, wie sie sich hätten verhalten sollen, damit wir mit ihnen zureichen sein können.“

Natürlich scheitert auch Herm bei dem Versuch, das Dritte Reich und Hitler zu „erklären“, aber er scheitert mit Anstand und Würde, ohne Pflichtübungen. Er scheitert mit geschleichen Fragen, von denen eine der besten jene sein dürfte, ob denn der Nationalsozialismus anfangs nicht deshalb so breite Zustimmung fand, weil er „das schon lange vorhandene Bedürfnis befriedigte, sich endlich einmal in geschlossener, kompakter Form darstellen zu können“.

Schade, daß dieses auf so geistreiche Art zerglüht und provozierende Buch mit einem Salto mortale endet, der Bewahrung der Ernsthaftigkeit ungedenkt, die Herm als Anwalt unserer, also aller Deutschen Geschichte bis dahin auf keiner Seite verließ. Seine verhaltene Laudatio des bundesrepublikanischen Status quo mag noch hingehen; anders aber dürfte es mit seiner Schlussfolgerung stehen, daß wir aufgrund der NS-Verbrechen zu Recht ad infinitum unter „strengster Kuratel“ eines „moralischen Kuratoriums“, in dem sich die halbe Welt zu unserer Kontrolle zusammengeschlossen hat“, stehen.

Der Autor zitiert das bekannte Wort von Mark Twain: „Man muß die deutsche Sprache in kleinen Dosen einnehmen, weil sie dumm macht.“ Das wäre einer von Twains Flotten, aber unzutreffenden Sprüchen gewesen. Zutreffend ist seine Umformung: Ihr lieben Deutschen, lest dieses Buch, pro Tag einen Brief. Das könnt ihr, trotz Arbeit, Kochen, Stammtisch oder TV-Streif.



Er sträubte sich lange, doch nun legt er Zeugnis ab: Österreichs Altbundeskanzler Bruno Kreisky. FOTO: DACHINGER

Bruno Kreisky hört zu schweigen auf

Von CARL GUSTAF STRÖHM

Um Bruno Kreisky ist es in den letzten Jahren still geworden – wenn man von einer eher skurril wirkenden Reise des österreichischen Altbundeskanzlers nach Nordkorea zum dortigen Diktator Kim Il Sung einmal absieht. Jener österreichische Politiker, der wie keine andere Gestalt der österreichischen Nachkriegsgeschichte – ausgenommen vielleicht den ehemaligen UNO-Generalsekretär und jetzigen Bundespräsidenten Waldheim – zu einem Begriff für die ganze Welt wurde, hat jetzt seine Memoiren geschrieben.

Der vorliegende Band reicht bis zum 15. April 1965 – dem Tag, an dem zwischen Österreichern und Sowjets die Einigung über den Staatsvertrag und damit den Abzug der Alliierten (und das heißt vor allem: sowjetischen) Truppen aus dem Lande erzielt wurde. Kreisky war damals als junger Staatssekretär dabei. Sein Buch schließt mit den Worten, dies sei bis heute der größte Tag seines politischen Lebens gewesen.

Der mit österreichischen Dingen und vor allem mit dem ehemaligen k.u.k.-Imperium nicht ganz unvertraute Leser wird sich bei der Lektüre einer gewissen Wehmüt

Bruno Kreisky: Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten. Siedler Verlag, Berlin. 496 S., zahlr. Abb., 46 Mark.

nicht erwehren können. Auch wer den Sozialdemokratismus Kreiskys und damit seine ideologisch-politischen Urteile und Vorurteile nicht immer zu teilen vermag, erkennt, daß mit diesem Mann die Generation der gelehrten Alt-Österreicher die politische Bühne verlassen hat: jene Menschen nämlich, die noch vom größeren Österreich vor 1918 geprägt wurden, das ja weit über die Grenzen der heutigen Alpenrepublik hinausreichte – und wie Kreisky richtig sagt – eine Wirtschaftsgemeinschaft war, die intensiver zusammenwirkte als die heutige EG in Westeuropa.

Der Autor hat sich lange beharrlich gewehrt, wie er seinem Verleger Wolf Jobst Siedler mitteilte, persönliche Erinnerungen der Öffentlichkeit bekannt zu geben. Wenn er einmal, so schrieb er Siedler, Memoiren verfassen sollte, so würden sie sich auf die politischen Gegebenheiten beschränken, in die sein eigenes Leben verwickelt war. Es wurde wesentlich bestimmt von dem alten Vielvölkerstaat der Habsburger, der so tief nach Böhmen und Mähren und Galizien hineinreichte und von Triest nach Budapest ging. Der junge Kreisky sah zu, als der Leichenzug Kaiser Franz Josephs über die schwarz verhüllte Wiener Ringstraße zog.

Aber er ist wütend geworden: im 76. Lebensjahr stieg er in seine Vergangenheit hinein, und über dem Erzählen versank er immer tiefer in der Welt aus der er kam, sprach immer leidenschaftlicher von der Welt, die er wollte. Kreisky vertritt die Auffassung, daß dieses größere Österreich hätte gerettet werden können – und nicht zu Unrecht verweist er darauf, daß die alte Habsburger Monarchie nach Rußland der zweitgrößte slawische Staat gewesen ist. Die mangelnde Bereitschaft Wiens, diesen slawi-

schen Nationen die politische Gleichberechtigung zu geben, wird vom Sozialisten Kreisky bedauert und kritisiert.

Die intensiven Familienbindungen des späteren Bundeskanzlers nach Böhmen und Mähren haben seinen Rück für diese osteuropäisch-slawische und baltische Welt geschärft. Heute leben, wie er konstatiert, alle Bürger der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie mit Ausnahme der Österreicher und einiger hunderttausend Italiener um Triest (das damals ja auch zu Wien gehörte) in mehr oder weniger ungeliebten und harten kommunistischen Diktaturen.

Kreisky entwirft ein faszinierendes und oft beklemmendes Bild von den Zuständen in Wien und Österreich nach 1918. Der Sohn aus jüdisch-großbürgerlichem Hause stieß zur Sozialdemokratie, wurde mit dem Bürgerkrieg zwischen Schwarz und Rot 1934 und dem aufkommenden Nationalsozialismus konfrontiert.

Er selber sagt von sich, daß ihm die große deutsche Idee – also der Anschluss – nicht fasziniert habe. Aber viele seiner sozialdemokratischen Genossen waren großdeutsch eingestellt, so etwa Otto Bauer, der glaubte, man könne den Sozialismus nur in einer gemeinsamen deutschen Revolution verwirklichen.

Wer verstehen will, warum der aus dem Judentum kommende Kreisky kein Zionist, sondern ein Kritiker des Zionismus (und später Israels) wurde, findet in diesen Memoiren manche Erklärung – viele davon fast verstreut in den Zeilen, so etwa wenn Kreisky davon spricht, daß die Mitglieder einer tschechischen christlich-protestantischen Gemeinde in der Heimat seiner Vorfahren zum Judentum übergetreten seien, um nicht katholisch werden zu müssen.

Die Emigration in Schweden (dessen Sozialdemokratie Kreisky nachhaltig beeinflusst hat) wird lebendig – und, für einen so unumtätig wirkenden Mann wie Kreisky besonders ungewöhnlich und daher faszinierend: sein Engagement als Kriegsberichterstatter im Winterkrieg der Finnen gegen die Sowjets 1939/40. Den einsamen Kampf der Finnen beschreibt Kreisky, damals Korrespondent sozialdemokratischer Zeitungen, mit großer Sympathie – und vor allem ihr Oberbefehlshaber, Marschall Mannerheim, erblickt von ihm Anerkennung.

Demgegenüber fallen Kreiskys Erinnerungen an die ersten Nachkriegsjahre in Österreich nicht ganz so farbig aus wie die früheren Kapitel. Liegt es daran, daß ihm als damals politisch Handelndem die Distanz noch fehlt? Der heutige Leser sieht in diesem Buch versunkene Welten und Zeiten wiedererleben. Auch die Tragik und das Furchtbare, Unsagbare fehlen nicht: es war die Menschenvernichtung der viele Verwundene Kreiskys in den Konzentrationslagern Hitlers zum Opfer gefallen sind. Der Verfasser meint übrigens, daß eine solche Menschenvernichtung – wenn auch wohl in anderer Erscheinungsform, vielleicht sogar mit anderen Opfern – in Zukunft wieder möglich sein werde. Auch in dieser Hinsicht strahlt das Buch eine gewisse Melancholie aus.

Karl Steinbuch rechnet mit allen Vordenkern ab

Von FRITZ SCHENK

Tiefender als mit dem Buchtitel kann man diese Rezension kaum überschreiben: „Schluß mit der ideologischen Verwüstung“, so heißt die neueste Schrift von Karl Steinbuch, und auch der Untertitel trifft den Sachverhalt aufs Wort: „Plädoyer für die brachliegende Vernunft“. Rechtzeitig zur Buchmesse und vor der nächsten Bundestagswahl kommt der Verlag Busse-Seewald mit dieser Arbeit heraus.

Es ist nicht das erste Mal, daß sich Karl Steinbuch mit kraftvollen Worten dem Zeitgeist entgegenstellt. Seit Ende der sechziger Jahre tritt er mit Büchern, in Vorträgen und bei Podiumsdiskussionen an die Öffentlichkeit – und immer wieder sind es die gleichen Inhalte und Erscheinungen, die ihn an- und umtreiben: die ideologisch verquast und pseudowissenschaftlich verbrämten Heilslehren der irdischen Glückseligmacher. Früher die rechten und heute die links-grünen Alleinwiser, Allesbesserwiser, Allesleichenköpfer und Allesalkoholreismacher sind es, denen Steinbuch mit Mut und Ausdauer widerspricht.

Doch dies ist bei ihm nicht bloße Lust am öffentlichen Disput. Dieser Autor kommt immer und sofort zur Sache, und das mit exakten Daten und belegten Argumenten. In zehn knappgefaßten Kapiteln setzt er sich im Stakkato mit dem Zeitgeist auseinander: Die gescheiterten Visionen – Über den Fortschritt – Kreativität – Der Beweislastgrundsatz – Rhetorik schlägt Vernunft – Der GaU in der Ukraine und die Hysterie in Deutschland – Braune und grüne Irrationalität – Die ideologische Einseitigkeit – Medienpolitik ist Machtpolitik – Vertrauen und Verführung.

Karl Steinbuch: Schluß mit der ideologischen Verwüstung. Verlag Busse-Seewald, Herford. 162 S., 28 Mark.

Wahrung vor Demagogen – Technikkritik braucht Sachverstand: dies sind nur einige der behandelten Unterkapitel. Und aus allem spricht der sowohl naturwissenschaftlich wie historisch und philosophisch autorisierte Wissenschaftler, der seinen Kontrahenten aus dem soziologisch-antirationalistisch verblödeten Lager des Zeitgeistes auch noch die Gabe voraus hat, sich allgemeinverständlich auszudrücken.

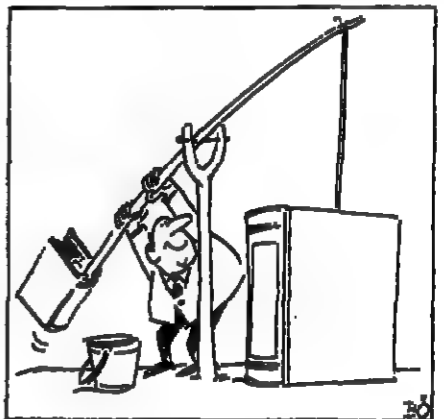
So liest sich das Werk über weite Strecken wie ein Lehrbuch, und es wäre schon deshalb gut, wenn es sich auf dem Weihnachtsfest gerade jüngerer Menschen fände. Doch der Autor ruft in seiner Auseinandersetzung mit den ideologischen Stimmführern des Zeitgeistes – Améry, Picht, Jungk, Flechtner, Böll, Brandt, Eppler, Lafontaine – nicht nur deren eklatante Irrtümer und vor allem ihre durchweg falschen Voraussetzungen ins Gedächtnis zurück. Er führt vielmehr den Leser zu den eigentlichen Quellen verantwortungsbewußter Planung, Vorausschau und Entscheidungsfindung: den historisch festgeschriebenen Erfahrungen. „In historischer Perspektive ist zu bedenken: Die menschliche Existenz war und ist immer gefährdet!“

In unserer Zeit hat sich nur die Qualität der Gefahren verändert: An die Stelle der „natürlichen“ – das heißt seit Urzeiten vertrauten – Gefahren des Jägers, Sammlers, Soldaten usw. sind in unserer Zeit die neuen – also nicht vertrauten – Gefahren der technischen Produktion, des Verkehrs, des technisierten Haushaltes getreten.

Wer aber eine gefährliche Zukunft verspricht, liegt mit Sicherheit. Wurde einst gesagt: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“, so ist jetzt zu sagen: „Im Bewußtsein der Gefahr sollst du dein Brot essen!“. Der Appell an die verantwortungsbewußte Kreativität des Menschen in unserer Zeit ist die durchgehende Botschaft des Buches. Dem Kenner der Arbeiten Steinbuchs sind nicht alle Aussagen dieser jüngsten Schrift neu. Der Verfasser hat unter anderem auch Vortragsdrucke und Artikel aus den frühen sechziger Jahren aufgegriffen. Aber das gibt dem Buch eher größeres Gewicht, als daß es seine Aussagekraft mindert. Hervorzuheben ist hier insbesondere sein Briefwechsel mit Willy Brandt aus dem Jahr 1972. Gerade nach dem Nürnberger

Parteitag der SPD vom August dieses Jahres macht dieses Kapitel den Wandel der Sozialdemokratie von der fortschrittlichen und technikbewußten Arbeiterpartei zur links-grün ideologisierten Anpassungspartei besonders deutlich. Denn hier wird offenkundig, daß Brandt nicht als Getriebener einer linken Minderheit in der SPD einzustufen ist, der in seinem Integrationsbedürfnis und aus Sorge um den Zusammenhalt seiner Partei eher widerwillig und notgedrungen nachgibt, wie noch immer viele glauben.

Der zeitliche Abstand von fast 15 Jahren macht vielmehr auch dem nur durchschnittlich interessierten Betrachter der sozialdemokratischen Parteientwicklung klar, daß die neue, die links-grüne SPD, die eigentliche Partei des Willy Brandt ist. Brandt, die größte Integrationsfigur? Gewiß! Aber das heißt: nach links und grün – und herausgedrängt wurden und werden die Lebers und die Schmidts und Schillers und wohl auch demnächst die Wehners. Steinbuch nimmt da kein Blatt vor den Mund: „Es gibt in unserem Lande keinen anderen als Willy Brandt, der beim Betrügen und Selbstbetrügen durch Ideologie so erfolgreich war, so viele Nachahmer anzog – und deshalb Synonymfigur der ideologischen Verwüstung ist. Bisher war politische Moral bestimmt durch historische Erfahrungen und zeitlose



sittliche Normen – aber Brandt orientiert sich an Meinungen, die jedem zusa-

Hart geht Steinbuch mit den Medien ins Gericht, insbesondere mit Rundfunk und Fernsehen und den überregionalen Bildblättern wie „Stern“ und vor allem „Spiegel“. Für ihn sind sie die wichtigsten Vehikel zum ideologischen Transport des Zeitgeistes. Auch hier knüpft er an Kritiken und Mahnungen aus früheren Schriften an. Seine heutige Bilanz ist die wenig ermutigend, verweist aber dennoch den Unterton der Resignation. Steinbuch bleibt der unerschrockene Rufer, Warner, Mahner. Sein Appell richtet sich immer auch an die Herzen, zuerst und vor allem aber an Vernunft und Verstand. Der links-grünen Emotionalisierung setzt er die Ratio, den auf Verantwortung geträumten Sachverstand entgegen.

Aus dieser Haltung heraus spricht in den letzten Kapiteln des Buches ganz und gar der Wissenschaftler Karl Steinbuch. Er räumt auf mit der miesepettrigen Panikmache in Sachen Kerntechnologie, Computer und Robotertechnik. Für ihn gilt der Teller- und der Wasserstoffbombe keine Ausnahme. Die eigene kleine Territorien Bundesrepublik Deutschland nicht. Er sieht das Ganze unserer Welt – insbesondere in den großen Gegensätzen Ost/West und Nord/Süd. Dabei weist er nach, daß die frei verfaßten Ordnungen des Westens weitaus rationaler und schonender mit Ressourcen und Umwelt umgehen als alle Diktaturen und Planwirtschaften dieser Erde. Und er stellt die kopflose Philosophie der links-grünen Ideologen wieder auf die Füße, indem er den einzig verantwortungsbewußten Handlungsschluß für unsere Zeit zieht: nämlich vor den (auch von ihm nicht gelegentlich) Gefahren unserer Technik nicht zu kapitulieren, sondern sie beherrschbar zu machen: „Um es ganz unmissverständlich zu sagen: der 'Ökosozialismus' weist exakt in die falsche Richtung! Die Ökologie braucht nicht den unmenschlichen Sozialismus, sondern die bessere Technik!“

Edda Rönckendorff Fahrt nach Leopoldsbad

Ihr persönlichstes Buch:

Ein Roman, in dem deutsches Schicksal der letzten 40 Jahre am Lebensweg einer ehemaligen Klassengemeinschaft lebendig wird.

Edda Rönckendorff
Fahrt nach Leopoldsbad
Roman der Erinnerung an die westliche Heimat



Leopoldsbad

Edda Rönckendorff konfrontiert ihre Leser in diesem gekonnt erzählten, facettenreichen Roman mit einem Spiegel, der unser eigenes Leben und Erleben identifizierbar macht und eindringlich reflektiert.

320 Seiten/Leinen 34.-/Scherz Verlag

Warburg hätte ein besseres Buch verdient

Von ERNST CRAMER

Das ist ein merkwürdiges Buch. Dem Titel nach soll es ein Porträt des in Deutschland geborenen Londoner Bankiers Sir Siegmund Warburg sein. Aber im ersten Drittel der etwa 450 Seiten kommt dieser, abgesehen von einer Episode in der Einleitung, nur gelegentlich als Randfigur vor. Im März 1933, wenige Wochen nach der „Machtergreifung“, besucht Siegmund in Berlin den Außenminister, Freiherrn Konstantin von Neurath, den er gut kennt, und spricht ihm auf den Terrorismus gegen oppositionelle Politiker, Andersdenkende und besonders Juden an. Als er merkt, daß Neurath nichts zu tun gedenkt, ja Angst davor hat, selbst als „politisch verdächtig“ zu gelten, ist der Besuch bald beendet. Und Siegmund weiß, daß er Deutschland kurzfristig für immer verlassen wird.

Eine Situation erkennen, daraus Schlüsse ziehen und handeln; mit hohem Einsatz den Versuch machen, gefährliche Entwicklungen aufzuhalten; bei Nichterfolg Entscheidungen treffen und dann mit eiserner Konsequenz durchzuführen; das alles war typisch für Siegmund Warburg, sein ganzes Leben lang.

Allerdings kann sich die Episode so nicht abgespielt haben. Die Darstellung ist unan-

nehmbar, nach der Siegmund bei dem Besuch gesagt habe, der Artikel 53 der Reichsverfassung ermögliche, ja gebiete es dem Reichspräsidenten, den „leidbrüchigen Kanzler“ zu entlassen. Erstens „gebietet“ das dieser Artikel nicht, und zweitens war dieser hochintelligente und versierte Sproß der Warburg-Familie alles andere als naiv. Er wußte, daß eine Absetzung Adolf Hitlers auf Grund der total veränderten Machtverhält-

Jacques Attali: Siegmund S. Warburg. Aus dem Französischen von Hermann Kusterer. Econ Verlag, Düsseldorf. 400 S., 39,80 Mark.

nisse zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich war, selbst wenn der Reichspräsident so etwas ins Auge gefaßt hätte.

Diese Schlampigkeit der Darstellung ist in dem Buch immer wieder zu finden, auch in der deutschen Ausgabe, obwohl der Übersetzer etliche Fehler aus der französischen Originalfassung ausgemerzt hat. Zum Beispiel: Attali behauptet, Hitler habe sich des Artikels 48 der Weimarer Verfassung (Notstandsparagraph) bedient, um an die Macht zu kommen. Das ist bärer Unsinn. Oder: Die



Sir Siegmund Warburg

FOTO: DAILY EXPRESS

Reichsvertretung, die unter den Nazis geschaffene Behördenzentrale aller Juden in Deutschland, war nach der Meinung des Autors „mittelbar und unbewußt bei der Strukturierung der künftigen KZ-Ökonomie behilflich“. Das ist falsch. Und weiter: Das „J“ wurde erst ab Oktober 1938 in die deutschen Pässe von Juden gestempelt, nicht schon, wie im Buch behauptet, 1937.

Diese Großzügigkeit gegenüber Tatsachen ist um so bedauerlicher, als Siegmund Warburg ein Fanatiker der Genauigkeit war, wie das der Autor ja selbst darstellen möchte. Obwohl er versucht hat, sich in diesen „Mann von Einfluß“ – so der französische Titel – hineinzuleben und vieles von dessen Leben und Wirken richtig schildert, vermittelt diese Biographie kein wahres Bild dieses großartigen Menschen.

Sie enthält zu viele Gemeinplätze und Übertreibungen, die den zwar selbstbewußten aber doch bescheiden gebliebenen Warburg entsetzt hätten; so etwa wenn behauptet wird, er und Jean Monnet gehörten „in diesem Jahrhundert zu den wohl bedeutendsten Männern“, oder er habe „1970 an der Spitze der Banken von Europa und Amerika“ gestanden. Für das in dieser Familie typische „understatement“ hat der ehrgeizige

Attali wohl kein Verständnis. Der in Algerien geborene Wirtschaftswissenschaftler, der in Paris zu den sozialistischen Nachwuchshoffnungen zählt, verfaßt seine Bücher als Nebenbeschäftigung. Hauptberuflich ist er Sonderberater, ja Intimus von Präsident François Mitterrand.

Attali schreibt hauptsächlich über Politik und Wirtschaft. So ist es kein Wunder, daß die historischen und wirtschaftspolitischen Passagen nicht nur den Großteil des Buches ausmachen, sondern auch meist interessant zu lesen sind. Allerdings hat der Autor auch diesen umfangreichen Stoff nicht in den Griff bekommen. Es ist eben ein wenig viel, über die Emanzipationsentwicklung der Juden in Deutschland, die Vor- und Nachgeschichte der beiden Weltkriege und die wirtschaftlichen Entwicklungen in England, Amerika und der Bundesrepublik seit 1945 zu schreiben.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß Attali Siegmund Warburg als machthungrigen, der Intrige nicht abgeneigten Mann zeigt und die Familie als einen Clan, der überall in der Welt seine Netze auswirft. Das erinnert mehr an „Denver“ oder „Dallas“ als an die Wirklichkeit der Menschen, über die geschrieben wurde.

Valentin Polcuch auf Santners Wiese

Von GREGOR v. REZZORI

Strafend hat es Gott gefügt, daß Deutschland sein Schicksal ist, so wie es Schicksal ist, Jude zu sein. Freilich unterscheidet sich das eine Schicksalshafte vom andern. Jude sein heißt Gott suchen, und diese Suche läßt sich erfüllen. Je inbrünstiger einer Jude ist, um so gewisser findet er zu seinem Gott und somit zur Erlösung. Deutsches heißt sich selber suchen. Je inbrünstiger einer Deutscher ist, um so größer entfernt er sich von seiner Selbsterlösung.

Ein Buch, das dies veranschaulicht, heißt: „Auf Santners Wiese“. Der Autor Valentin Polcuch ist, was man mit einer tölpelhaften Wortprägung einen Volksdeutschen nennt.

Valentin Polcuch: Auf Santners Wiese. Als der Krieg vorüber war. Albrecht Knaus Verlag, München. 240 S., 32 Mark.

(als ob es ein wesentlich anderes Deutschland gäbe). In Rostow am Don von einem deutschstämmigen Vater mit einer Kosakin gezeugt, aufgewachsen in Polen, vom Krieg nach Deutschland „heim“-verschlagen, zu Hause im Bunterlei der Sprachen, Mundarten und Mentalitäten des europäischen Ostens und mit leidenschaftlicher Seele das wahre, das eigentliche Deutschland suchend, gelangt er zum gemeinplätzlichen Fazit der deutschen Tragik, daß die besten Deutschen diejenigen sind, welchen die spezifisch deutschen Eigenschaften des Neids, der Unduldsamkeit und Humorlosigkeit fehlen; die also in gewissem Sinne gar nicht deutsch zu nennen wären, vielmehr – oder vielmehr: gerade weil sie sich nur um so selbstzerleichernd zum Deutschtum bekennen.

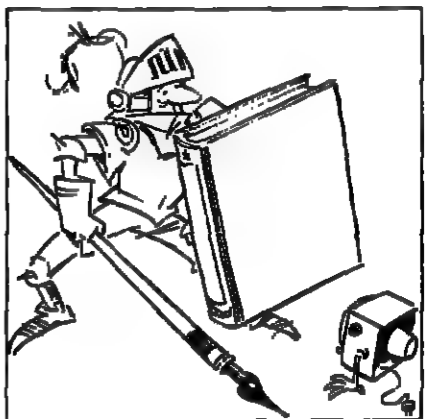
Das Buch ist unzweideutig autobiographisch. Dem Autor fehlt nicht ein anderes der negativen deutschen Kriterien: das Selbstmitleid – und zwar das im Brustton einer aufrechten Männlichkeit tapfer gedämpft vorgetragen (hier allerdings in einer volksdeutschen Variante von slawischem Moll). Ein Lebensweg, der in turbulenten Zeitläufen notwendig ein Leidensweg ist, wird fürbald abgeschritten, weil die ewigen Werte der Menschlichkeit, der Wortlosen (immerhin beredt erzählten) Hilfsbereitschaft, der uneingeschränkten Anerkennung aller Tugenden der anderen sowie der Nachsicht gegen deren Fehler nicht aus den Augen gelassen sind.

Wegweiser dahin liefern die großen Seelenschüttler der Literatur: Goethe, Schiller, Camus, Sartre. Unbeirrt geht, wer dem Leitfaden der Sprache folgt. Denn das eigentliche Gesicht, das wahre, echte, von allen negativen deutschen Eigenschaften gelutete Deutsche verbirgt sich in ihr. Durch sie, die Sprache, mit ihr muß man es suchen; womit sich erfüllt, daß Sprache Schicksal ist.

Polcuchs Sprache legt Zeugnis ab für die Bürde dieses Loses. Sie drängt und plagt ihn

durch sein Buch. Um von den Nöten und Skurrilitäten der Tage nach der deutschen Niederlage zu erzählen, schreibt er im Stil der ersten Nachkriegsromane, ähnlich Köppen. Der Leser wird zermahlen im Gestörm der lose mit Kommata aneinandergehefteten Sätze. Ein unaufhaltsam austretender innerer Monolog, der gesprochenen Sprache nähergerückt durchs Fallenlassen der satzvollendeten Verben da, wo der angepeilte Sinn halbwegs voraussehen ist, zwingt den trivialisierenden Geschehnissen die Schwere des Erlebnisses auf, bläst sie aber gleichsam wieder von der Haut.

Das schafft Atmosphäre, und es ist verdienstvoll, jene Zeit in ihrer bedrängnisreichen Dürre und Schönheit so lebendig wieder ins Gemüt zurückzurufen, beziehungsweise denjenigen heraufzubeschwören, die damals kaum erst oder gar noch nicht geboren waren. Zwar sind's doch immer wieder die gleichen kläglichen Erlebnisse, die wie schon vielfach anderswo auch hier beschrieben werden: die gleiche nicht



eben würdevolle Akrobatik des Überlebens, das gleiche Milieu des deutschen Elendsquartiers der Flüchtlinge, Ausgebombten, Vertriebenen, Verschleppten, der Schwarzhändler und Barackenprostituierten.

Polcuch, ein Grimmelshausen mit Wandervogelsäule, bereichert die wüste Szene um herzensgute Puffmütter und großmütige Besatzer, vom Dichterzorn besessene Autodidakten und hämisch ihren Speck verzehrenden Bauern. Er hat uns Glaubwürdiges zu sagen, wenn er von den Leidensgenossen der anderen Hälfte seiner Volkszugehörigkeit spricht; von allen jenen, die gleich ihm als Spreu im Wind des Zeitgeschehens nach Deutschland verschlagen worden sind und teilhaben am deutschen Schicksal, das wahre, eigentliche, von allen negativen Kriterien befreite Deutschland suchen zu müssen, ohne daß die Sprache ihnen den Weg dorthin zeigen könnte. Polcuch, der schon in den frühen Nachkriegsjahren ihr Dolmetscher war, bringt uns die Not ihrer Sprachlosigkeit nah. Das gibt seinem Buch eine beklemmende Aktualität.

Glötz will eine Kampagne in Deutschland

Von PETER PHILIPPS

Der Titel des neuen Buches von Peter Glötz ist die Verballhornung eines Goethe-Titels: „Kampagne in Frankreich“. Aber ansonsten ist in dem vorliegenden Werk – die Fießbandproduktion des Politikermorgens zwischen sechs und acht Uhr ist wahrlich beachtlich – nichts von Goethe, auch nichts von Marx, dafür umso mehr von dem italienischen Sozialisten Antonio Gramsci und von Walter Rathenau die

– dies ist immer ein Hochgenuss für jeden politisch interessierten Leser, selbst wenn er zu anderen Urteilen kommt.

Der frühere Berliner Bildungssenator



Peter Glötz FOTO: LOTHAR KUCHARTZ

Peter Glötz: Kampagne in Deutschland. Politisches Tagebuch 1981 – 83. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg. 318 S., 34 Mark.

Rede – „von deren Denken dieses Buch beeinflusst ist, die sozusagen die Pole der Gesprächsfähigkeit, die ich für notwendig halte, bezeichnen“ (Glötz), sowie dem Verlust des sozialdemokratischen Regierungsmacht.

Den Intellektuellen Glötz zu studieren, seine formulierungstarke Pranke zu spüren

schlägt den Bogen vom Januar 1981, dem Anfang vom Ende des Machtverlustes der SPD in ihrer ehemaligen Hochburg Berlin, bis zum März 1983, Helmut Kohls strahlendem Wahlsieg – und handelt nebenbei auch noch den Wechsel in Hamburg von Klose zu Dohnanyi mit ab. Glötz ist zu intelligent, um den Wahllogan vom „schurkischen Vertreter Genscher, der für das Ende der Kanzlerschaft Helmut Schmidt verantwortlich gewesen sei, wieder aufzugreifen. Statt dessen verliert er sein Thema vom „Verlust der kulturellen Hegemonie der Linken“, der weit vor 1982/83 begonnen habe und der eigentliche Grund für den Marsch auf die Oppositionsbänke gewesen sei.

Glötz vermeldet die Schiffselloch-Perspektive und erzählt dennoch spannende Hintergründe, die manches verdeutlichen, was die „Wende“ erst einleitete. Und er ist sehr persönlich, läßt eigene Gefühle anklingen, was zwar gerade von ihm in der Öffentlichkeit nicht gewohnt ist.

So, wenn er von seinem Auftritt im Juni 1981 vor der Juso-Bundeskonferenz berich-

tet: „Meine Rede ist schwierig. Wenn man weiß, daß man gegen einen ganzen Saal reden muß, ist man nicht gerade beflügelt. Genauer gesagt: Ich habe ordinäre Angst.“

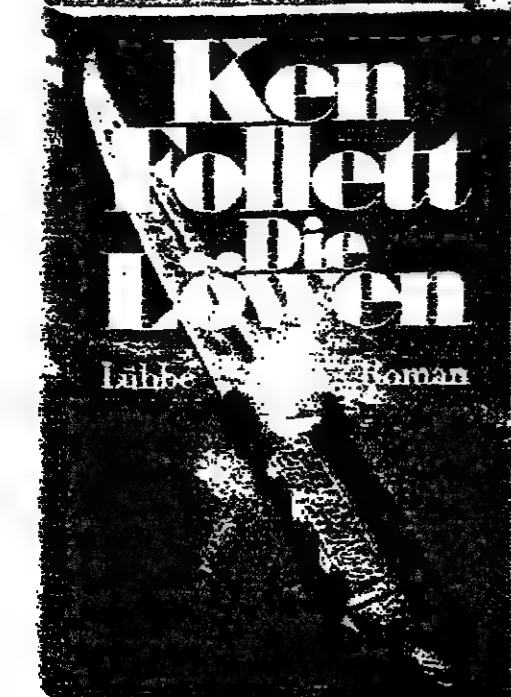
Die intelligente sprachliche und gedankliche Klarheit dieses Mannes ist ein Vergnügen: „Die deutsche Linke will das Wort nicht mehr hören“, notiert er und führt dann präzise fort: (Sie) „hat aber ein elitäres, gebrochenes Verhältnis zur Kultur – bei Massenkultur wittert sie nur Manipulation. Wir leiden an der alten fixen Idee, daß Unterhaltung die Menschen von ihrem Seelenheil ablenkt; natürlich in säkularisierter Fassung. Daß Boulevard-Zeitungen keine Statements drucken können, sondern nur Geschichten; daß viele Medien vom Bild leben (der Linke fehlen die Bilder); daß Zerstreuung nicht zur Gefahr, sondern auch Glück ist – wir verdrängen es.“

Wer dies liest, dem fallen auf der Stelle viele Beispiele ein – leider wohl auch Glötz' Genossen. Sie lassen dann ihren spießbürgerlichen Ärger auf ihre Weise ab, etwa bei innerparteilichen Wahlen.

LÜBBE

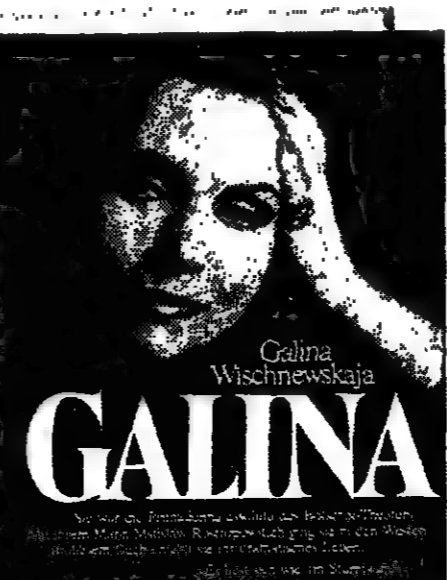
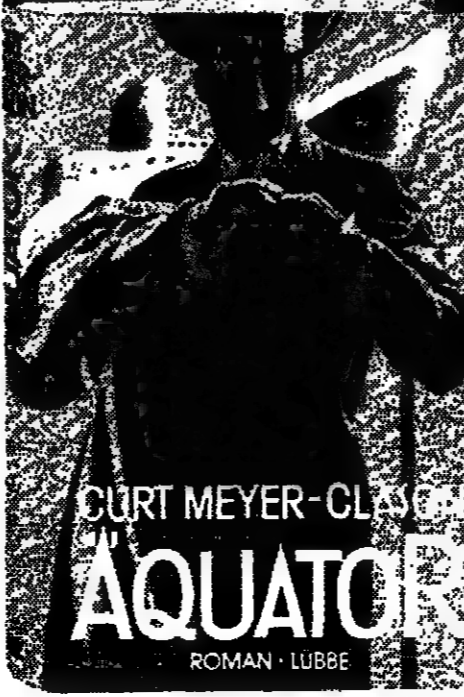
Der Gustav Lübbe Verlag eröffnete sein Herbstprogramm mit dem neuen Follett:

Seit seinem Welterfolg „Die Nadel“ schlägt Ken Follett auch die verwehtesten Thrillerleser in seinen Bann. Sein neuer Roman „Die Löwen“ (379 Seiten, DM 36,-) spielt in Paris und in den Bergen des Hindukusch. Ungewöhnlich: Im Mittelpunkt des Geschehens steht eine Frau – und so wird aus dem Duell der Agenten auch noch eine mitreißende Dreiecks-geschichte.



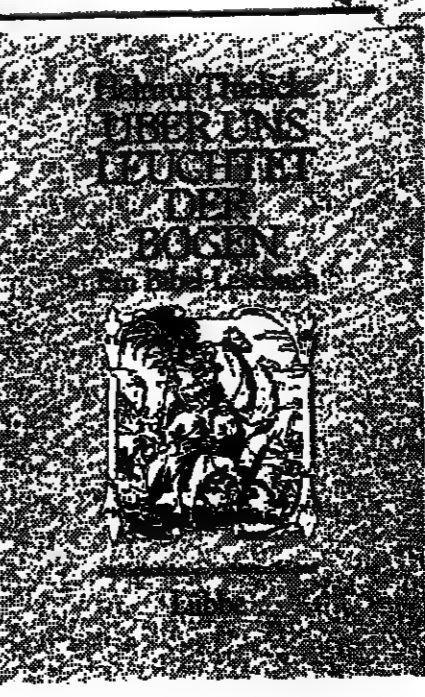
Die letzten Jahre von Pompei wählte Philipp Vandenberg zum Thema seines großen historischen Romans „Der Pompejaner“. Einer der erfolgreichsten Autoren deutscher Sprache verknüpft die historische Darstellung des Lebens in der Antike mit einer dramatischen Handlung von der Spannung eines Kriminalromans. (320 Seiten, DM 34,-)

Wichtigster literarischer Titel des Programms ist der Roman „Aquator“ von Curt Meyer-Clason (704 Seiten, DM 40,-). Der Autor, bekannt als Übersetzer lateinamerikanischer Literatur (u. a. „Hundert Jahre Einsamkeit“ von Garcia Márquez), schrieb einen packenden Zeit- und Entwicklungsroman: Die Chronik einer Jugend in Deutschland zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus sowie einer anderen, der brasilianischen, Kultur.



Dieses Buch liest sich wie im Sturmwind – schrieb „Die Welt“ über Galina, die Erinnerungen der einstigen Primadonna des Bolschoi-Theaters (480 Seiten, 69 Abbildungen, DM 42,-). Galina Wischniewskaja, die mit ihrem Mann, dem Cellisten Mstislaw Rostropowitsch in den Westen ging und dort eine zweite Karriere erlebte, schildert ihren komischen Aufstieg als Sängerin und gibt ein anschauliches Porträt vom Leben russischer Künstler und Intellektueller von der Stalinzeit bis in die 70er Jahre.

Der bekannte Hamburger Theologe Helmut Thielicke hat die schönsten und bewegendsten Geschichten aus beiden Testamenten ausgewählt und kommentiert. So entstand ein Bibel-Lesebuch, das Lust auf die Lektüre der „großen-Bibel“ weckt. „Über uns leuchtet der Bogen“ (368 Seiten, mit 85 Kupferstichen von Joachim von Sandrart, DM 38,-).




Aus den letzten Lebensjahren Konrad Adenauers stammen die Fotoporträts dieses großzügig ausgestatteten Bandes – von der Hand des Malers und Fotografen Konrad R. Müller. Diesen meisterhaften Fotos, Skulpturen aus Licht und Dunkel, hat der Historiker und Schriftsteller Golo Mann einen historischen biographischen Essay vorangestellt: „Konrad Adenauer“ (120 Seiten, 48 Abbildungen, Leinen DM 78,-/Leder Ausgabe DM 160,- bis 31.12., danach DM 180,-)



Uta Danella. Ihr neuer großer Roman.

Mitten im turbulenten Nachkriegsdeutschland spielt Uta Danellas neuer großer Roman. „Die Unbesiegte“ ist Nina, eine starke Persönlichkeit, die allen Schicksalsschlägen standhält, sich niemals aufgibt und für ihre Mitmenschen ein Kraffeld der Liebe bildet.

Hoffmann und Campe 

Im Brief fand C. J. Burckhardt höfliche Nuancen für jeden

Von OTTO KOPP

Wir wollen die große Werkstatt der jungen Gedanken widerhallen lassen von unserem Trotz und unserer Freude – Carl Jacob Burckhardt schrieb das am 26. Oktober 1914 dem gleichaltrigen Freund Jacob Wackernagel, Basler wie er, wurzelnd im gleichen, so geistesdichten Patriziat der alten Reichsstadt und Kanton der Schweizer Eidgenossenschaft. Diese, jung noch als Nationalstaat, stand damals nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor einer entscheidenden Bewährungsprobe. Wegen Erkrankung hatte Burckhardt die spät begonnene Kavallerie-Rekrutenschule abbrechen müssen – ein Rückschlag, ein „Fall“, dessen Gewicht für Nicht-Schweizer schwer nachzuvollziehen ist.

Vom 28. April 1908 datiert der erste Brief dieses Bandes, der aus über zweitausend Dokumenten eine Auswahl trifft. Das letzte, kurze Schreiben, diktiert an den Enkel von Hugo von Hofmannsthal, stammt vom 26. Februar 1974, fünf Tage vor dem Tod des 88-jährigen Historikers, Essayisten und Diplomaten, der im Dienst des Roten Kreuzes zum Staatsmann gewachsen ist. Der Bogen wölbt sich also über mehr als zwei Drittel des Jahrhunderts.

Eine Woche vor dem 17. Geburtstag, am 1. September 1908, hatte er einem Jugendfreund anvertraut: „Und die Menschen will ich lieben und versuchen, ihnen einige Härten des Lebens zu lindern. Und dann ohne Feigheit warten, bis einem ein guter Gott – der gute alleinige Gott – den Tod als Belohnung schenkt.“ Aus der letzten Mitteilung erfahren wir: „Ich kann nicht mehr schreiben, nicht mehr reden, aber noch denken, und ich denke oft an Dich und möchte Dich schützen – Dir helfen.“

So kam er, bis zu der schließlich tödlichen Krankheit, jedem der für einen gemeinsamen Abend Geladenen entgegen: Wie von einer weiten Reise zurückgekehrt, trat die hohe Gestalt durch die schmale Tür zwischen Arbeitszimmer und Salon von Schloss La Bâtie über Vinzel in den Weinbergen zwischen Lausanne und Genf. Gelegentlich hielt er die Feder noch in der Hand. Den begonnenen Brief unterbrach das aufklingende Gespräch nicht. Es spürte vor, wog, umkreiste die Überlegungen, Erinnerungen, Visionen. Führen wir, nicht selten spät

Carl Jacob Burckhardt:
Briefe
S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 827 S., 88 Mark.

nachts, zur Autobahn die Windungen hinunter, stand fest: Er war zurückgekehrt an den Schreibtisch.

Der eigentliche Schmerz des nach doppelseitiger Lungenentzündung im Alter von 77 Jahren an Leukämie Erkrankten bestand darin, daß nun das Opus magnum nicht weiter heranreifen konnte. Eine der Leitwissenschaften der Epoche, die Psychologie, hatte in den aus den Jahrtausenden herströmenden Fluß tradierter Weisheit eingebettet werden sollen. Elisabeth Burckhardt, die er am 20. August 1926 als Braut Hugo von Hofmannsthal mit den Worten vorstellte: sie ist „zart, rücksichtsvoll, beherrscht auf dem Hintergrund einer großen Anlage zur Weisheit und Lebenskenntnis“, berief bald nach dem Tod des Gatten einige Freunde in das Kuratorium, das den geistigen Nachlaß betreut, an der Spitze den Schriftsteller, Architekten und Kunsthistoriker Michael

Stettler. Nach den „Memorabilien“ und den „Einfällen“ erscheint nun diese Sammlung. Was der Kranke nicht mehr vermochte, tritt entgegen, freilich nicht, wie geplant, durchkomponiert, jedoch faszinierend in der Vielfalt der auf die Adressaten bezogenen höflichen Nuancierung und Facettierung.

Viele, die im kulturellen, geistigen, politischen, wirtschaftlichen Leben zu Namen kamen: Hans-Urs von Balthasar, Peter Bamm, Peter Berglar, Diana Cooper, Friedrich Dürrenmatt, Martin Heidegger, Werner Heisenberg, Theodor Heuss, finden sich unter den Adressaten. Manches freilich blieb von der Publikation ausgeschlossen, da Burckhardt derart persönlich einfühlend, wenn auch im direkten Ratschlag äußerst zurückhaltend „hinüberdachte“, daß an Veröffentlichung nicht zu denken war. „Mir ist, als sei mir graphologische Kenntnis gegeben, und ich glaube hinter den Formen eine Welt und eine Zeit zu erkennen“, schrieb er einmal.

Carl Jacob Burckhardt war nicht das, was man sich als typischen Schweizer vorstellt. Im Verschwinden von Kunst und politischem Denken jedoch, hier floß und fließt genuin Schweizerisches. Dieser vielleicht gebildetste Zeitgenosse war übrigens ein schlechter Schüler gewesen. Das Abitur bestand er erst im zweiten Anlauf.

Er war stets ein Mann mit Verständnis für die Jungen: „Nichts ist gefährlicher als zusammengebrochene Hoffnung.“ Frühe Selbstzweifel gaben ihm innere Freiheit. „Das ist wohl der Bruch in meiner Natur und die Grenze meines Wesens, daß ich zu schärfstem Heldentum wohl fähig, solange im Licht in Schönheit und Liebe sich opfert...“, resümierte er als Dreißigzweijähriger.

Von den heimlichen Bestsellern

In einer Gütersloher Buchhandlung finde ich auf den ersten Blick, was ich suche, die Sonderangebote oder, wie es im Fachjargon heißt, das „moderne Antiquariat“. Ein Stück Buchgeschichte verbirgt sich hinter diesem Begriff, der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts dezent umschreibt, was die älteren Bezeichnungen „Verschleudern“ und „Verramschen“ drastischer benannten: Restauflagen verlagene Bücher und Remittenden, die zum festgesetzten Ladenpreis unverkäuflich sind, werden wesentlich billiger angeboten.

Schon im 16. Jahrhundert wird vereinzelt von unverkäuflichen Büchern berichtet, die zu Sonderpreisen verschleudert wurden. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kam es dann immer häufiger zur Überproduktion und damit auch zum Verramschen. Zum Ausgang des 19. Jahrhunderts wurden für diese Sparte, den „Restebuchhandel“, Richtlinien festgelegt, die im wesentlichen noch heute gelten.

Da auch interessante Restposten einmal ausverkauft sind, suchte sich das moderne Antiquariat einen Nachschubweg. Ein neuer Verlagstyp, der Verlag für Nachdrucke, entstand. Etwa zwei Dutzend solcher Unternehmen produzieren heute mit den Lizenzen und den Druckstöcken der Originalverleger Sonderausgaben. Zu den größten dieser Fir-



men gehören Lingen in Köln, der schwerpunktmäßig Zeitungsverlage mit sogenannten Treuebänden und Warenhäuser liefert, sowie der Großantiquar Manfred Pawlak. Auch Medienkonzerne, wie beispielsweise Bertelsmann mit seinem Primus-Verlag, haben sich dieses Geschäft nicht entgehen lassen.

Nachgedruckt wird praktisch alles, was verkäuflich ist, Kochbücher ebenso wie Ratgeber, Kunstbände ebenso wie Kinder- und Jugendbücher, und natürlich fehlen auch

hier Romane und Hobby-Titel nicht. So manche eher schwergängige Neuerscheinung entwickelt sich im modernen Antiquariat heimlich zum Bestseller.

Insider schätzen, daß um die 80 Prozent des Gesamtumsatzes des modernen Antiquariats von nur 100 bis 130 Titeln erwirtschaftet werden, obwohl insgesamt etwa 6000 Titel lieferbar sind. Der Börsenverein schätzt das Antiquariatsgeschäft auf rund 540 Millionen Mark; davon entfallen 363 Millionen Mark auf die eigens hergestellten Sonderausgaben und nur noch 177 Millionen Mark auf den Verkauf von Restauflagen. Der Gesamtumsatz des Buchhandels wird mit knapp 8,8 Milliarden Mark angegeben.

Der Buchmarkt befindet sich in einem Prozeß der Umstrukturierung. Sehr teure Titel sind immer schwerer absetzbar, die Höhe der Restauflagen zeigt sinkende Tendenz, und im Niedrigpreis-Sektor werben auch die Buchgemeinschaften um Käufer.

Hier scheint das moderne Antiquariat auf dem Siegestreppchen zu stehen, denn in den letzten vier Jahren konnte der Umsatz um 50 Millionen Mark gesteigert werden; die Buchgemeinschaften dagegen mußten im gleichen Zeitraum einen Verlust von etwa 18 Millionen Mark hinnehmen.

KONRAD H. TECKENTRUP

Martin Beheim-Schwarzbach

Die ersten Bände seiner Gesammelten Schriften



264 Seiten, Ln. DM 28.- 204 Seiten, Ln. DM 24.- 159 Seiten, Ln. DM 24.- 352 Seiten, Ln. DM 38.-



»Übereinstimmende Harmonie von Wort und Bild«
(Darmstädter Echo)

Manfred Hausmann

Der golddurchwirkte Schleier

Gedichte um Aphrodite

Und neue Liebesgedichte

Mit Zeichnungen von Gunter Böhmer

96 Seiten mit 38 farbigen Zeichnungen und 28 Vignetten.

24 x 33 cm. In Schuber

Der Verlag legt das Werk beider 1986 gestorbenen Künstler

in zwei Ausgaben vor:

Pappband mit vierfarbigem Überzug DM 48.-

Von Manfred Hausmann und Gunter Böhmer eigenhändig signierte

numerierte Leinwandausgabe in 250 Exemplaren DM 220.-

Jan Thorbecke Verlag
Postfach 546 · D-7480 Sigmaringen

Michener läßt Texas farbig schillern

Von HANS KRUMP

Da sitzen sie mit dem texanischen Gouverneur zusammen, um zum Jubiläum der 150-Jahr-Feier 1836 des unabhängigen Texas etwas über ein Land mit britisch-pietistischer und weißer Tradition zu hören, hemdsärmelige Ölbarone mit schlechten Manieren, Whippcord-Anzügen, Kordeschlipsen und Stiefeln mit hohen Absätzen, und erhalten stattdessen in dem „Sonderstab“ zur Erforschung der Geschichte von Texas eine Ohrfeige nach der anderen: Aus dem Munde eines mexikanischen Wissenschaftlers hören sie, daß der nach Alaska zweitgrößte Staat der USA zweimal solange spanisch-mexikanisch geprägt war als US-amerikanisch, daß von Gesetzen, Bevölkerung, ihrem Glauben bis hin zu Städtenamen (San Antonio, Corpus Christi, El Paso) und Baustil Texas in unauslöschliche hispanische Farben getaucht ist.

Die Neureichen mögen in den über zwei Jahre hingezogenen Sitzungen noch so sehr gegen „katholische Indoktrination“ oder „liberale Yankes“ von der Ostküste wettern – irgendein schlaues Soziologe oder Historiker

James A. Michener: *Texas*. Deutsch von Hans Erik Hausner. Verlag Droemer Knaur, München, 896 S., 44 Mark.

ist immer da, der den ebenso burschikos wie oberflächlich dargestellten Super-Texanern die Leviten liest.

Das neue 1000-Seiten-Opus des jetzt 78-jährigen unermüdeten Bestseller-Autors James A. Michener will bei den Amerikanern Legenden zurechtzücken, Vorurteile ausmerzen. So blendet der amerikanische Pulitzer-Preisträger zwischen seine auch in diesem Roman typischen Bilderbögen immer wieder einen Gouverneurs-Sonderstab ein, der die vorangegangenen Erzählungen interpretiert, ergänzt und in einen historischen Rahmen stellt.

Die bunten, oft spannenden, manchmal aber auch ein wenig monoton heruntergeleierten Erzählgeschichten mit fiktiven Biographien zeugen – wie schon bei früheren Monumentalwerken wie „Maizurka“, „Verheißene Erde“ oder „Die Bucht“ – von der schier unendlichen Detailkenntnis und mühsamen Recherche des Autors. In ihnen schildert er die mehr als 400-jährige Geschichte von Texas (von indianisch thesas: Freunde) von der Ankunft der spanischen Eroberer Anfang des 16. Jahrhunderts bis hin zur heutigen Rolle des „Ölstaates“ als Teil der USA.

Der in US-Schulbüchern vernachlässigten spanisch-mexikanischen Geschichte von Texas widmet Michener immerhin mehr als ein Drittel seines Wälzers. Und das, obwohl in dem 682 000 Quadratkilometer großen Land – die winzige westdeutsche Bundesrepublik paßt zweieinhalb mal in den Miniaturnatur-Kontinent – der endlosen Wüsten, Canyons, zerklüfteten Berge und weiten Prärien hinein – bis dahin nur wenige tausend Siedler lebten. Die spanischen Vizekönige hatten es in ihrer immerhin knapp 300-jährigen Herrschaft nicht fertiggebracht, das riesige Land zu besiedeln.

Michener läßt den Leser teilnehmen an der altspanischen Lebensweise, den „Pasos“ (den Promenaden wandernder unverheirateter Mädchen), den ersten Kämpfen der Europäer mit den Indianern, den unendlichen Mühen der Franziskaner beim Aufbau von Missions-Stationen, dem schleichen-

Verfall spanischer Macht bis zur Unabhängigkeit Mexikos 1821.

Bestimmte Familien als Handelnde in den Jahrhunderten hat Michener in seine Texas-Saga genauso eingeflochten wie in seine Südafrika-Historie „Verheißene Erde“. Den Garzas, die 1734 als quasi Sklaven von Zatecas nach Norden pilgerten, entspringt schließlich der Professor Efraim Garza, im Sonderstab liberaler Widerpart der klischeehaft böse gezeichneten selbstgefälligen „weißen“ Millionäre.

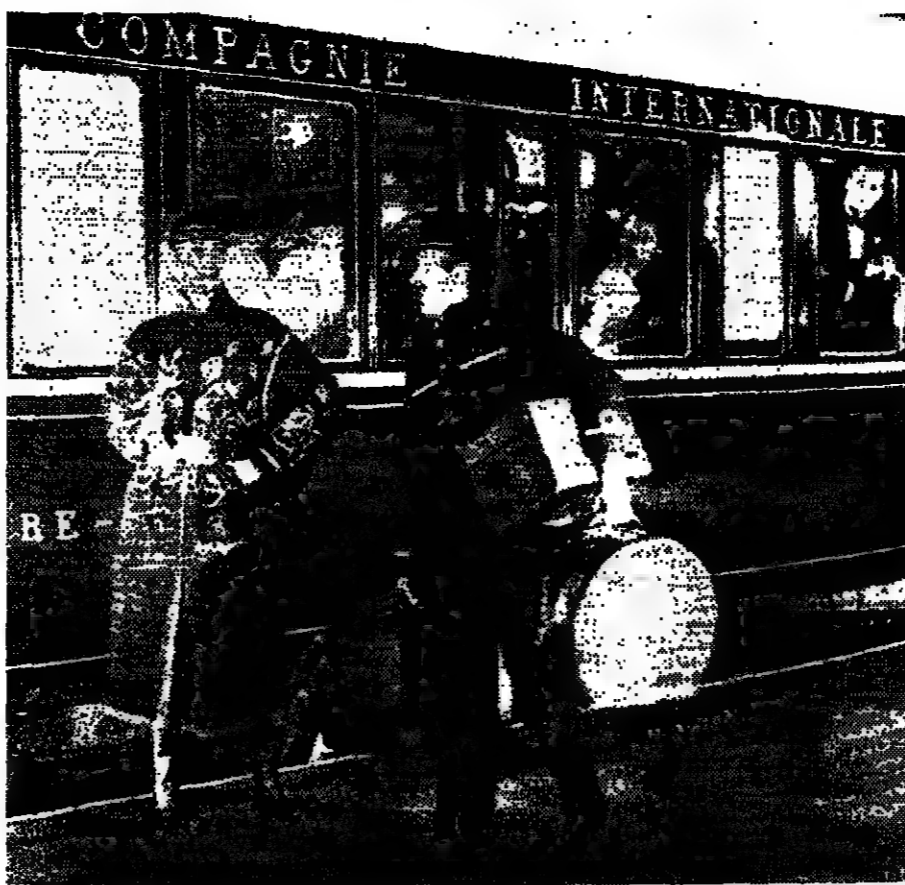
Neben diesen wie ein roter Faden durch die 14 Kapitel durchgezogenen Geschlechterfolgen mit ihren Schicksalen und Abenteuer verwirrt aber die Unzahl an Namen, die in die Episoden hineintreten und wieder verschwinden. Da kann es leicht passieren, daß der etwas überforderte Leser mal aus einem Kapitel herauspringt und zum nächsten übergeht.

In den allzu berichterstattungsart dahlplätschernden Bilderfolgen mit ihrer Kombination von Unterhaltung und Bildung fehlt ein wenig die Atmosphäre; nur an wenigen Stellen gelingt es Michener, in seinem Werk aus unzähligen Details und Personen den Leser betreffen zu machen. Solch eine Stelle ist das Kapitel über den „Weidekrieg“ der Einzäunung von Rinderherden und Wasserlöchern vor allem durch Großfarmen Ende des 19. Jahrhunderts. Erschütternde Szenen werden geschildert, wie Viehzüchter, die jahrelang über das offene Land zogen, plötzlich ihre Rinder bei den traditionellen Routen nicht mehr aus Wasser bringen konnten und wilde Wort- und Schießwechsel die Folge waren.

Am Ende des Romans schließt sich der Kreis zum Anfang wieder, wenn über die Plage der Millionen Grenzgänger erzählt wird, die den Rio Grande zum Norden hin überqueren, in der Hoffnung auf ein besseres Dasein im Glitzer- und Glamour-Staat, die als Analphabeten an der spanischen Sprache und mexikanischen Sitten festhalten und einigen Regionen wieder ihr ursprüngliches hispanisches Gesicht gegeben haben.

Einen Bezug zum Anfang mit seinem Versprechen, Vorurteile ausmerzen, gibt der Autor aber auch selbst, denn jetzt verstößt er gegen die eigene propagierte „Volkspädagogik“. Allzu plump läßt der Oimillionär Rusk die Dollars für Ronald Reagans Wahlkampf rollen und wettet unentwegt gegen die „verrückten Liberalen“. Michener arbeitet am Schluß szenisch gut das zwiespältige Lebensgefühl des heutigen Texaners heraus: Zwischen hohem Bruttoeinkommen und (vorläufigem) Ende des Ölbooms, zwischen großstädtischem Fieber in Dallas oder Houston und gespenstisch leeren Büropalästen.

Die reichen Sonderstabs-Texten ärgern sich, als am Ende gefragt wird: „Auf welchem Gebiet ist Texas zur Führerschaft qualifiziert? Es besitzt kein größeres Verlagehaus, keine graphischen Künste außer Cowboy-Illustrationen und keinerlei philosophische Überlegenheit. Es steht in den Vereinigten Staaten an erster Stelle beim Konsum von Popmusik, seine Bewohner zeichnen sich durch Wagemut aus und sind auf Football versessen. Texas läuft Gefahr, Amerikas Sparta und nicht Amerikas Athen zu werden.“ James A. Michener hat es bei allen aus der Voluminösität resultierenden Schwächen mit seinem Buch verstanden, beim Leser Appetit zu wecken auf „Amerikas Sparta“, in dem im Gegensatz zum antiken Staat die Devise wohl eher lauten mag: „Immer aus dem Vollen schöpfen“.



Antritt zur nostalgischen Reise: Der Orient-Express in Paris 1982

PHOTO: DIE WELT

Rezzoris armer Held im Luxuszug

Von VALENTIN POLCUCH

Es hilft nichts, auch dieses Buch zeigt, der Rezzori ist ganz anders, will sagen: Er ist so komplex wie sein Lebensweg, wie Europa, das freilich bei ihm reicht von der Dobrudscha bis nach Venedig, von Venedig nach Wien, nach Paris und nach New York. Er bezeichnet sein jüngstes Buch als eine Farce, doch man braucht viele Seiten hingebener Lektüre, um hinter diese Etiketten-Volte zu kommen, denn die Farce, das ist die morbide Welt, durch die er seinen Un-Helden „übern langen Weg“ reisen und meditieren läßt.

Da haben also Geschäftsteile den Einfall geboren, den alten Luxuszug des Namens „Orientexpress“ zu restaurieren und ihn im alten Glanz auf einer Teilstrecke des vergangenen „Europe Illuminé“ verkehren zu lassen. Rezzori läßt in diesem Zug einen alternen Geschäftsmann aus New York mitrei-

Gregor von Rezzori: *Kurze Reise übern langen Weg*. Eine Farce. C. Bertelsmann Verlag, München, 225 S., 29,80 Mark.

sen, einen Mann halb levantinischer Abkunft, mit strenger britischer Erziehung, aber voller nostalgischer Verletzlichkeit. Der Halblevantiner steckt auf dem kurzen Weg der Fahrtstrecke den langen Weg seines Lebens ab, betrachtet die Fragwürdigkeit der Touristik-Kultur, der Besichtigungstour der europäischen Kernpunkte. Die Illusion der Reise „als ob“, eigentlich als Reise-Hit gedacht, beschwor freilich eine Wirklichkeit, die das Heute verschlang.

Der Mann aus Braila (oder New York) sagt: „Die Besudelung der Gottesnatur da draußen und die architektonischen Abscheulichkeiten der Nachkriegsprosperität ließen nicht den geringsten Zweifel aufkommen, in welcher Weltzeit man sich befand.“ Aber das ist kein nostalgischer Senfzer oder etwa eine Sehnsucht nach dem Vergangenen, es gibt in dem Buch des Rezzori überhaupt keine Sehnsucht. Es gibt nur die sehr harte und redliche Bestandsaufnahme, und es gibt dabei keine Reduktion auf die Wohnküchenbegehrlichkeit Europas.

Rezzoris Thesen, als Meditation des re-

senden Helden im Orientexpress dargeboten, sind eigentlich nur Reflexe auf das Erlebnis Europa und das Land jenseits des Ozeans. Die Reise des Mannes, der die baltische Menschlichkeit, das ist: Komplexität, Verletzlichkeit, Wärme, Achtung vor Mensch und Geld und Liebe, mit sich führt, ist eine Reise in die Vergangenheit, so ist ihre Widergabe angelegt. Aber diese Vergangenheit dient nur als Folie, über die Gegenwart gebräut, auf daß man die neuen Eintragungen um so deutlicher erkenne. So verlieren denn auch die Zeugnisse der Geschichte ihre wehewollen Kleider – „alle erhabenen Zeugnisse einer Hochkultur, alle große Kunst, alle aus der Vergangenheit überkommene Schönheit hatten es darauf abgesehen, ihn zu überrumpeln“.

Sagt er – aber sagt das der enttäuschte Europäer, oder ist es der Amerikaner, der sich selbst damit beschwichtigt: „Der alte Kontinent, dem er dereinst so leichten Herzens den Rücken gekehrt hatte, quoll über von Trüdel, der ihm vorspiegeln wollte, er habe hier etwas für sein Leben Wesentliches, Unersetzliches zurückgelassen!“

Gregor von Rezzori nennt sein Buch eine Farce. Wie man es weiter liest, in drängender Zwiesprache mit dem Autor, gerät man mehr und mehr in den ironischen Fluß der Dinge und der Menschen, und aus der Ironie schält sich heraus eine slapstickartige Bilderfolge. Man will dem auch nicht die hinter dem Rücken vorbereiteten Symbolismen wahrhaben, die der immer noch pittoreske Rezzori beibringt.

Zum Schluß, um ein solches Beispiel anzudeuten, gibt es eine erotische Begegnung im Zug. Doch obwohl „alles angerichtet“ ist, verläuft das Spiel im Sande. Der Held hatte es versäumt, die Kabinenummer der Dame sich zu merken: „Die Tragikomödie verendete in der schieren Trivialität.“

Auch die Reise verendet im Trivialen: Ein Streik in England schiebt sich dazwischen. Der reisende Held nimmt die moderne Uhr, deren digitales Ziffernfeld ihn irritiert, vom Unterarm und schmeißt sie „in die Woge“, sagt er, „die zurückfiel, woher sie gekommen war.“

Wenn die Chinesen interviewt werden

Von OSKAR WEGGEL

Chinesische Selbstausagen erfolgten dreieinhalb Jahrzehnte lang durch amtliche Medien, die sich in ihren Zielen am üblichen Fünferschema (Agitation und Propaganda, gezielte Information, Kritik, Erziehung und organisatorische Ausrichtung) zu orientieren hatten. Was 98 Prozent der Bevölkerung dachten und fühlten, blieb im Dunkeln.

Erst im Zuge der seit Dezember 1978 laufenden Reformen beginnt allmählich Licht in einzelne Ecken zu fallen. Anfangs waren es vor allem Leserbriefe an lokale Zeitungen, die ideologisch ungefiltert Alltagsprobleme aufwarfen und gerade deshalb leidenschaftliches Interesse fanden. 1983/84 kam dann eine neue Form von Enthüllungsschrifttum auf, nämlich die Sozialreportage, die auf Umwegen nach China gelangt war: Die Herausgeberin einer in New York erscheinenden chinesischsprachigen Tageszeitung forderte nämlich 1983 die damals gerade dreißig Jahre alten Autoren auf, Interviewporträts von „gewöhnlichen Menschen“ der Volksrepublik China zu schreiben. Zhang und Sang folgten dieser Einladung offensichtlich mit Begeisterung und lieferten bereits Anfang 1984 – damals allerdings noch unter Pseudonym – ihre ersten Texte nach New York. Nachdem die Kampagne gegen die „geistige Verschmutzung“ (1983/84) abgeklaut war, konnten einige dieser Beiträge dann auch in China selbst erscheinen.

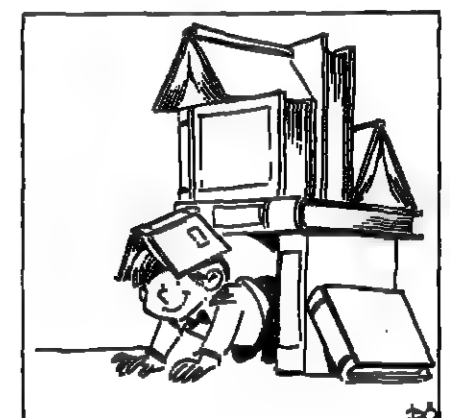
Von den zahlreichen „Protokollen“, die aufgrund monatelanger Recherchen angefertigt wurden, sind im vorliegenden Band fast vierzig abgedruckt. Zu Wort kommen nicht Politiker und Propagandisten, sondern, wie gesagt, „Alltagsmenschen“, so ein Soldat, eine „Zehntausend-Yuan-Bäuerin“

noch nicht gesprochen sein; denn auch die Kulturpolitik des reformerischen China ist alles andere als „liberal“. Die Doppellosung lautet heute, daß „Literatur und Kunst dem Volk und dem Sozialismus“ (also nicht mehr ausschließlich „der Politik“) zu dienen und daß sie einen Mittelweg zwischen Lobpreis der KP und schierer Schwarzmalerei zu beschreiben haben.

Wo freilich verläuft hier die Grenze? Wie die 36 Reportagen zeigen, gerät fast jede spontane, weil vertraute Mitteilung und Meinungsäußerung unter der Hand zwar nicht zur System-, wohl aber zur systemimmanenten Kritik. Besonders deutlich wird dies, wenn ein Arbeitsloser seine soziale Lage beschreibt, ein früherer Inasse eines Umerziehungslagers Erfahrungen preisgibt oder die erwähnte „Zehntausend-Yuan-Bäuerin“ mit Seitenblick auf die jahrzehntelange Kollektivierungspolitik darlegt, wie ein Betrieb wirklich effizient sein kann und wie schädlich es ist, die Bauern zur Produktion von „Revolutionsgetreide“ oder „Revolutionshühnern“ zu zwingen.

Einer der am häufigsten auftauchenden Begriffe ist das „Zou houmen“ („Gehen durch die Hintertür“): Auf geradem Weg ist offensichtlich wenig zu erreichen, durch „Beziehungen“ zu einem KP-Funktionär aber vieles, sei es nun eine schnellere Wohnungszuteilung, eine Reiseerlaubnis, ein Schulzugang oder gar ein Auslandsstudium.

Die Partei, die doch offiziell so ganz auf Teilnahme der Bürger ausgerichtet ist, be-



Zhang Xinxin/Sang Ye: *Feeling Menschen*. Hrsg. von Helmut Martin. Eugen Diederichs-Verlag, Köln, 39,80 Mark.

(also eine Neureiche), eine Schlagensängerin, ein Anwalt, ein arbeitsloser Jugendlicher, eine ehemalige Rotgardistin und sogar ein Krematoriumsgestellter.

Was sie aussagen, stimmt nachdenklich und trägt ganz sicher dazu bei, viele reformistische Vorstellungen über China zu korrigieren: Die Verachtung der Bauern durch die Städte, der nach wie vor existierende Ständedünkel (etwa der „vornehmen“ Bewohner von Shanghai, „Oberstadt“ gegenüber dem „Gesinde“ aus der „Unterstadt“), die weit verbreitete, wenn auch nie offene zeigte Wut auf die ewig privilegierten Ausländer, die Prügelpraxis der meisten Ehemänner gegenüber ihren Frauen und der nur mühsam verdeckte Aberglaube sind – nach immerhin 35 Jahren Kampf um den „Neuen Menschen“ – nicht weniger schockierend als die schon fast tragikomischen Ergebnisse eines sich auf Hochzeitsreise befindlichen bäuerlichen Ehepaares mit der Tourismusbürokratie der Hauptstadt Peking.

Sozialreportagen vom Format der hier vorliegenden Sammlung sind übrigens nicht nur für eine breite Leserschaft, sondern durchaus auch für die Chinaforschung von Interesse: sie verfügt heute zwar im allgemeinen über eine breite Datenbasis, doch gibt es immer noch Lücken im Halbdunkel. Dazu gehören nicht allein Arbeitslosen- und Kriminalstatistik, sondern eben auch die Stimmungslage des „Hern Wang“.

Bemerkenswert, daß die Legitimation der kommunistischen Partei als solche nie in Frage gestellt wird, wenngleich manchmal Formulierungen auftauchen wie: „Der Marxismus-Leninismus ist so dialektisch, daß man nicht weiß, woran man sich halten soll.“ Ungeteilter Sympathie erfreut sich der „alte Deng“ (Xiaoping).

Gleichwohl dürfte das letzte Wort über die neue Literaturkategorie Sozialreportage

beschränkt in Wirklichkeit das Leben des Einzelnen; ein Betroffener klagt: „Ich habe oft das Gefühl, ich bin wie eine Fliege in der Flasche. Ich habe Licht, kann alles sehen, aber ich habe keine Chance, je herauszukommen...“ Die interviewten Personen bleiben samt und sonders ungenannt – ein Umstand, der einerseits die Möglichkeit zu Manipulationen gibt, der aber andererseits eine bisher kaum vorstellbare Gesprächsöffnung gestattet.

Recht und schön, mag man einwenden, aber was haben diese Skizzen aus einem fernen Land dem deutschen Leser zu sagen? Aus drei Gründen kann man die Lektüre empfehlen: Erstens stellt China mit einer Milliarde Einwohner immerhin ein Viertel der Menschheit, zweitens zeigt es exemplarisch, in welchem Schnelzugtempe heutige Veränderungen auch in der Dritten Welt vor sich gehen, und drittens begegnet man in so mancher Aussage durchaus auch Vertrautem: So etwa, wenn ein chinesischer Arbeitsloser sein Los beklagt oder wenn ein einfacher Wachmann sich am Ende seiner Dienstzeit nur noch eins wünscht, nämlich daß er einmal freundlich von den Passanten angelächelt wird.

Die deutsche Übersetzung liest sich flüssig und läßt an vielen Stellen auch noch das kräftig-derbe Aroma der chinesischen Interviewausagen durchspüren: Dafür haben aber auch nicht weniger als 23 Übersetzer an den Texten gearbeitet.

Artemis-Bücher sind ein Fest für Leser.

Winterfreuden: Von Xenophon bis Hermann Burger. Ein vergnügliches Lesebuch für Wintersportler wie für behagliche Leser in gelezierter Stube.

Brentano: Gockel, Hinkel und Gackeleia. Eines der schönsten Märchen der deutschen Romantik. Mit Zeichnungen von Hans Fischer.

Tischfreuden: Ein immerwährender Ess- und Trinkkalender für Feinschmecker und Lebenskünstler, reich ausgestattet mit farbigen und schwarz-weißen Abbildungen.

Geliebter Pascha! Feurigste Gnomin! Liebesbriefe des 75-jährigen Hermann

Fürst v. Pückler und der 20-jährigen Ada v. Treskow: Einer der reizvollsten Briefwechsel des 19. Jahrhunderts.

Verlangen Sie kostenlose Unterlagen über Artemis-Geschenkbücher von Artemis & Winkler, Postfach 440254/55, 8000 München 40 oder Postfach, 8024 Zürich.

Name, Adresse

Artemis & Winkler



192 Seiten, illustriert, DM 26,80



160 Seiten, illustriert, DM 20,-



144 Seiten, illustriert, DM 18,50

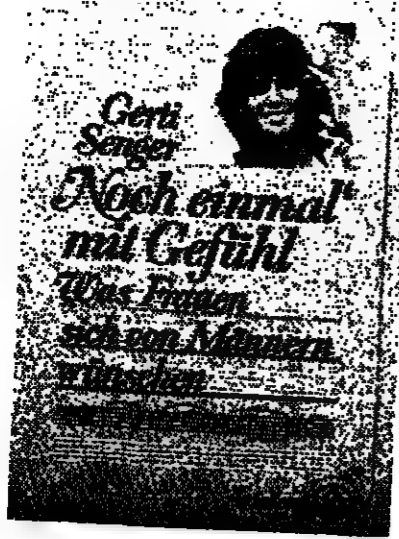


288 Seiten, DM 34,-

Erfolgreiche Ariston-Autoren

Eine charmante und engagierte Frau verrät die vielen unausgesprochenen und oft nur angedeuteten Wünsche, die ein Mann kennen und erfüllen sollte, wenn er eine Frau erobern, behalten und glücklich machen will.

200 Seiten, Oktav, gebunden, DM 29,-



Heilkräftige, pharmakologisch überprüfte Teemischungen aus einheimischen und exotischen Kräutern verhalfen Dr. Hochenegg zu spektakulären Heilerfolgen. In diesem Buch verrät er rund 2000 Rezepte, die man selbst zubereiten kann.

336 Seiten, Großoktav, gebunden, DM 33,-



Die optimale Ernährung nach den revolutionären Erkenntnissen des Internisten und Ernährungsforschers garantiert Ihnen - ohne zu hungern - Gesundheit und die Befreiung von chronischen Leiden sowie von lästigem Übergewicht.

168 Seiten, Oktav, gebunden, DM 29,-



Das Wesen unserer Persönlichkeit lebt jenseits von Kausalität und Zwang; es ist multidimensional. Dieses Buch verbindet Esoterik und Religion und bietet konkrete Hilfen an, unser Leben frei zu gestalten.

272 Seiten, Oktav, gebunden, DM 35,-

Ariston-Bücher:
Quelle für mehr Lebensfreude.

Erhältlich im Buchhandel. 52-seit., farb. Bücher-Magazin kostenlos. BDK Bücherdienst. Postfach 900120, 5000 Köln 90



Ariston-Bücher

„Kinder leben ja so irrsinnig intensiv . . .“

Ein Gespräch mit Astrid Lindgren

WELT: Soeben ist auf deutsch Ihr Buchlein „Michels Unfug 325“ erschienen. Fast hat man den Eindruck, daß Michel Ihre Lieblingsfigur geworden ist, während Sie von der jetzt 40-jährigen Pippi Langstrumpf Abschied genommen haben. Stimmt das?

Lindgren: Nun, es war so. Im Jahre 1948 habe ich das letzte Buch über Pippi geschrieben. Es waren eigentlich nur drei Bücher, auch über den Meisterdetektiv Kalle Blomquist und über Karlsson waren es drei Bücher, ebenso über Michel. Aber dann hat man mich überzeugt, daß ich unbedingt bei einem Schulbuch mitmachen müßte, weil alle schwedischen Autoren, die etwas Qualität besaßen, da mitwirkten sollten. Also habe ich in drei Jahren nur ein Buch über Michel geschrieben, und das ist eigentlich kein Beweis, daß er mein Liebling ist. Trotzdem stimmt es. Er ist meine Lieblingsfigur, weil er ein echter Junge ist, ein echter småländischer Junge. Die Streiche, die er sich leistet, sind für mich eher nebensächlich; er stellt nie mit Absicht Unfug an, sondern der unterkühlt ihm halt.

WELT: Sie haben in den vergangenen drei Jahren kein größeres Kinderbuch geschrieben. Warum?

Lindgren: Ich habe nur Filme gemacht - Filme, Filme, Filme. Und das nimmt viel Zeit in Anspruch. Um ein Buch zu schreiben, muß man ganz allein mit sich selbst sein. „Es denk' in mir“, sagte Goethe, und das darf ich auch für mich in Anspruch nehmen. Man braucht Ruhe, damit etwas hervorwachsen kann . . .

WELT: Haben Sie die Drehbücher zu den Verfilmungen Ihrer Bücher deshalb selbst

ben. Also bin ich nach Stockholm gegangen und habe dort den Beruf der Sekretärin erlernt.

WELT: Wenn ich mir erlauben darf, Frau Lindgren, zitiere ich jetzt meine beiden nächsten Fragen und Ihre Antworten aus dem Gespräch, das wir vor acht Jahren kurz vor der Frankfurter Buchmesse, auf der Ihnen der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen worden ist, hier in diesem Zimmer geführt haben. Es betrifft den Anfang Ihrer Karriere, und daran hat sich ja kaum etwas geändert. Also, ich frage Sie jetzt mit einiger Furcht vor Ihrer Reaktion: Pippi Langstrumpf ist heute vermutlich die bekannteste Kinderbuchfigur der Welt - wie ist sie auf die Welt gekommen?

Lindgren: O mein Gott! Es gibt ja inzwischen keinen Hottentotten mehr, der das nicht weiß. Nun ja, meine damals siebenjährige Tochter Karin lag 1941 mit einer Lungenentzündung im Bett. Unaufhörlich quengelte sie abends, wenn ich auf ihrem Bettrend saß: „Erzähl mir was.“ Und als ich sie eines Abends ganz erschöpft fragte: „Was soll ich dir denn erzählen?“, antwortete sie: „Erzähl mir von Pippi Langstrumpf.“ Sie hatte den Namen in diesem Augenblick erfunden. Ich fragte sie nicht, wer das sei, ich fing einfach an zu erzählen.

WELT: Und wie ging es weiter?

Lindgren: Im März 1944 habe ich mir beim Spaziergehen ganz böse den Fuß verstaucht und mußte längere Zeit liegen. Da begann ich, die Pippi-Geschichten im Stenogramm festzuhalten. Im Mai dieses Jahres wurde Karin zehn Jahre alt, und ich beschloß, die Geschichten ins reine zu schreiben und das Manuskript meiner Tochter zum Geburtstag zu schenken. Den Durchschlag schickte ich an einen Verlag. Ich bekam das Manuskript zurück, wie ich vermutet hatte. Aber im folgenden Jahre veranstaltete der Verlag Raben & Sjögren einen Wettbewerb für Kinderbücher. Ich schickte das etwas abgeänderte Manuskript ein und erhielt den ersten Preis. Die Sache war in Fluß gekommen.

WELT: Sie haben einmal gesagt, Sie hätten zu wenig Zivilcourage - und doch haben Sie wiederholt und mutig in die Politik eingegriffen. Das berühmteste Beispiel ist Ihre „Hexe Pomperipossa in Monismann“, ein Buch, das die irrsinnige Steuer-gesetzgebung des Jahres 1978 zu Fall brachte und zur Wahlhiederlage der Sozialistischen Arbeiterpartei beitrug. Wenig später beklagten Sie in einem Zeitungsartikel die Ergebnisse der sozialdemokratischen Politik, die zu einer Diktatur der Bürokratie geführt hätte, und Sie traten aus der Partei aus. War das ein endgültiger Bruch?

Lindgren: Oh, das ist eine schwere Frage. Ich weiß nicht richtig, wo ich stehe. Ich bin ja eigentlich Sozialdemokratin, von Natur und meiner Herkunft aus, aber ich bin enttäuscht worden. Vielleicht könnte ich mich der Milieupartei nähern, aber auch die hat ihre Fehler. Im Grunde ist die Sozialdemokratie doch meine Partei. Ich weiß einfach nicht, woran ich bin, ich kann es Ihnen nicht sagen. Wenn ich mir vorstelle, daß es morgen Wahlen gäbe, wüßte ich nicht, was ich tun soll. Manchmal habe ich schon daran gedacht, überhaupt nicht mehr zu wählen, aber das wäre nun bestimmt nicht das Richtige.

Lindgren: Ja! Warum will eigentlich niemand glauben, daß es eine glückliche Kindheit gibt? Die Leute wollen unbedingt alles problematisieren. Natürlich passieren kleine Zwischenfälle, die Dinge verlaufen nicht immer so glatt, und man hat manchmal schon Sorgen. Aber das verblaßt in der Erinnerung. Im großen und ganzen war meine Kindheit so glücklich, wie es in den Bullerbü-Büchern geschildert ist. Bullerbü - das ist eine Kinderwelt, wie ein Kind selbst sie sieht und darüber erzählt.

WELT: Und das Kind sind Sie?

Lindgren: Ja.

WELT: Wie kam es, daß Sie vom Land nach Stockholm in die Großstadt gezogen sind?

Lindgren: Es war so, daß mein Bruder den Hof meines Vaters übernehmen sollte. Und was sollten die drei Schwestern machen? Wenn wir nicht ausgezogen wären, hätten wir wohl einen Bauern aus der Gegend geheiratet und wären Bauernfrauen geworden. Aber das wollten wir nicht.

WELT: Auch Ihre Mutter wollte es nicht?

Lindgren: Sie hätte zwar nichts dagegen gehabt, aber sie wünschte unbedingt, daß wir uns ausbilden, daß wir einen Beruf ha-



WELT-Redakteur Alfred Starkmann mit Astrid Lindgren in ihrer Stockholmer Wohnung. FOTO ROLF ADLERCREUTZ

WELT: Ist vielleicht bei den Sozialdemokraten der Elan des Anfangs, des Aufbruchs weg?

Lindgren: Ja. Ich habe es immer bedauert, daß ich damals am Anfang nicht mitgewirkt habe, ich war natürlich noch zu jung. Aber das ist es, was ich so schön fand, wie die Arbeiter und die Sozialdemokraten aufgestiegen sind.

WELT: Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei war 44 Jahre lang ununterbrochen an der Macht in Schweden . . .

Lindgren: Ja, und das war viel zu lang. Keine Partei sollte so lange die Regierung stellen.

WELT: Sie haben immer noch Berührungspunkte mit Ihrer früheren Partei. Zum Beispiel sitzen Sie mit Ministerpräsident Carlsson in dem staatlichen Komitee gegen die Anwendung von Gewalt.

Lindgren: Das stimmt, aber es ist eine unpolitische oder zumindest nicht parteipolitische Sache. Es geht um darum, dieses schreckliche Phänomen der Gewalt in den Griff zu bekommen. Ich finde Ingemar Carlsson sehr sympathisch.

WELT: Er hat auch kürzlich eine Steuerreform angekündigt. Ist das eine späte Genugtuung für die Hexe Pomperipossa?

Lindgren: So kam man es sehen. WELT: Daran anschließend: Kann oder soll man als Schriftsteller aktiv in die Tagespolitik eingreifen?

Lindgren: Manche können es, ich kann es nicht und will es nicht. Als ich mich

damals gegen die Besteuerung empört habe, ist mir als Schriftstellerin ein ganzes Jahr verlorengegangen. Dann habe ich mich in der Kernkraftfrage engagiert, als wir die Volksbefragung hatten. Dafür habe ich sehr viel gearbeitet - ich meine natürlich gegen die Atomkraftwerke. Auch das hat mich eine Menge Zeit gekostet. Weiterhin habe ich mich gegen die Massentierhaltung eingesetzt. Die ist so schrecklich, daß man etwas dagegen unternehmen muß. Das war im vergangenen Jahr, und ich bin immer noch dabei. Auch das ging auf Kosten meiner Schriftstellerei.

WELT: Sind Sie auch für die Schaffung einer atomwaffenfreien Zone in Skandinavien?

Lindgren: Darum ging es mir nicht. Ich kenne die Bedingungen zu wenig, und dazu habe ich mich nicht geäußert, sondern nur zu der Gefahr von Kernkraftwerken. Danach passierte Tschernobyl, und ich kann nicht begreifen, daß nicht jeder Mensch jetzt nein sagt.

WELT: Sie haben sieben Enkel und einen Urenkel. Fließt die Familie nicht doch manchmal in Ihr literarisches Schaffen ein?

Lindgren: Nein. Sie können mich auch nicht inspirieren. Ich liebe die Kinder - jetzt sind sie alle schon groß geworden. Aber das ist etwas anderes. Ich glaube, man kann nur für sich selbst, aus sich selbst schreiben.

WELT: Sie selbst sind die ganz große Ausnahmeerscheinung - aber glauben Sie, daß Kinderbuchschreiber insgesamt gebührend anerkannt werden? Oder sieht man etwas naserümpfend auf sie herab?

Lindgren: Ja, das tut man leider.

WELT: Liegt es daran, daß Kinder oft als unfertige Menschen betrachtet werden und deshalb jemand, der für sie Bücher schreibt, nie ein „richtiger“ Literat sein kann?

Lindgren: Ich bekomme so viele Briefe von Müttern und Vätern, die mir beweisen, daß sie mich wirklich als Verfasserin von Kinderbüchern sehr hoch schätzen. Sie schreiben mir, daß ich ihr Leben verändert. Gestern erhielt ich unter anderen einen Brief aus Simbabwe und einen aus Bangladesch. Die Dame in Simbabwe schrieb mir, sie sei nach der Scheidung mit ihren Kindern nach Simbabwe gezogen, und sie hätten viele Probleme. Aber am Abend, schrieb sie, da sind wir glücklich, da lesen wir Ihre Bücher, und das bringt uns Ruhe und Geborgenheit. Ähnlich war der Brief von der Dame in Bangladesch. Das zeigt mir immer wieder, wieviel Bücher für Kinder bedeuten. Es gibt ja kein Alter, in dem man alles so irrsinnig intensiv erlebt wie in der Kindheit. Wir Großen, die doch selbst einmal Kinder gewesen sind, sollten uns daran erinnern, wie das war. Dann müßte man eigentlich begreifen, daß es ohne Kinderbücher nicht geht und daß man ihre Verfasser entsprechend würdigen sollte.

WELT: Ihre rund drei Dutzend Bücher sind in 56 Sprachen übersetzt worden und in -zigmillionenfacher Auflage verbreitet. Wie bewähren Sie eigentlich die vielen Briefe, die Sie aus der ganzen Welt bekommen?

Lindgren: Ich kann die Flut nicht bewältigen, sie hat mich fast zugrunde gerichtet. Ich schaffe das natürlich nicht allein, ich habe Leute, die mir dabei helfen. Aber trotzdem ist es für mich eine große Belastung.

WELT: Wenn Sie anfangen, ein Buch zu schreiben, haben Sie dann von vornherein eine bestimmte didaktische Absicht?

Lindgren: Nein, ich erzähle einfach drauflos. Ich denke nicht an die Kinder beim Schreiben, und ich will nicht erzieherisch wirken. Ich kann nur wiederholen, was ich früher schon gesagt habe: Ich möchte möglichst zu einer demokratischen Grundhaltung meiner jungen Leser beitragen.

WELT: Die „Brüder Löwenberg“ Mitte der siebziger Jahre waren eines Ihrer unstrittenen Bücher. Sie konfrontieren darin Ihre Leser mit dem Phänomen des Todes und des Selbstmords. Geschah das damals nicht in didaktischer Absicht?

Lindgren: Selbstmord stimmt nicht ganz. Es bleibt offen, ob es sich um einen Selbstmord handelt. Aber das man mit Kindern über den Tod spricht, ist nach meiner Ansicht sehr notwendig. Nicht aus erzieherischer Perspektive. Ich habe das Gefühl, daß ich in meinem Inneren einen Indikator besitze - kann man das so ausdrücken? -, der mich den rechten Weg führt. Keines von meinen Büchern hat so viele Briefe verursacht wie dieses, es waren fünfzig Kilogramm. Sie kamen vor allem aus Deutschland, einer davon von einer Ärztin, die gerade ihre neunjährige Tochter durch Leukämie verloren hatte. Sie hat mir geschrieben, daß ihr Kind ohne die Brüder Löwenberg ihre letzte Lebensphase nicht hätte ertragen können. Die Mutter hat ihr jeden Tag daraus vorgelesen, und als die zwei Kaninchen der Kleinen starben, hat sie

„Ich muß für andere Menschen tun, was in meinen Kräften steht. Und es ist eine Belohnung zu spüren, daß die Menschen Vertrauen zu mir haben.“

Ihr gesagt, die sind jetzt in Nangijala, dem Zwischenreich des Buches. Das war für sie ein Trost und eine Hilfe. Dasselbe habe ich sehr oft von sehr vielen Menschen gehört.

WELT: Können Sie noch ein anderes Beispiel nennen?

Lindgren: Ja. Eine andere deutsche Ärztin hat mir zwar nicht persönlich, sondern in einem Zeitungsartikel geschrieben, daß Kinder, die sterben müssen, das genau wissen. Und wenn dann die Eltern hingehen und das Kind trösten und ihm sagen, mach dir keine Sorgen, du kommst bald nach Hause, dann ist das grundfalsch. Sie lassen das Kind im Stich, es bleibt allein mit seiner Angst. Es wäre viel besser, wenn der Vater oder die Mutter ihm von Nangijala erzählten, wo es bald hinkommt.

WELT: Es ist kein Wunder, daß Menschen aus der ganzen Welt Sie um Rat bitten. Wird Ihnen das nicht manchmal lästig?

Lindgren: Ja, so ist es. Ich stelle mir manchmal vor, wie schön es wäre, wenn ich keine Verantwortung hätte, wenn ich frei wäre. Aber ich kann mich dieser Verantwortung nicht entziehen. Ich muß für andere Menschen tun, was in meinen Kräften steht. Und es ist eine Belohnung zu spüren, daß die Menschen Vertrauen zu mir haben.

WELT: Frau Lindgren, zum Schluß die obligatorische Frage: Wann kommt ein neues großes Buch von Ihnen?

Lindgren: Das wissen nur die Engel im Himmel. Wir müssen wohl noch ein wenig warten. Sie waren ja vor acht Jahren hier in meiner Wohnung. Das ist vielleicht ein guter Rhythmus. Wir verabreden uns jetzt also wieder für heute in acht Jahren, dann werden wir alle mehr wissen. Aber Sie können natürlich auch schon früher kommen.



Das Drehbuch hat die Schriftstellerin „zur Sicherheit“ selbst verfaßt: Szene aus Astrid Lindgrens Film „Ronja Räuberstochter“

FOTO: STIFTUNG DEUTSCHE KINEMATHEK

AUS DRÄNGENDER SORGE



Robert Jungk
Und Wasser
bricht den Stein
Streichbare Beiträge
zu drängenden
Fragen der Zeit
256 Seiten, geb.
DM 29,80
ISBN 3-451-
20563-9



Zerkow-Berke
Kurzbuch zur
sicheren Existenz
248 Seiten mit
ca. 40 Abb., geb.
DM 29,80
ISBN 3-451-
20563-7



Schlafendland
ist abgelehnt
Er liebt die
Eigeninitiative
240 Seiten mit
37 Abb., geb.
DM 29,80
ISBN 3-451-
20563-4

In allen Buchhandlungen erhältlich HERDER

Ums bunte Traumhaus läuft bei Nacht ein krummer Zaun

Von LIESELOTT BAUSTIAN

Leben in schwieriger Zeit beschreiben die vier hier vorgestellten Titel. Schwierig ist die Zeit, weil sie Umbruch bedeutet und neue Entscheidungen oder tapferes Durchhalten verlangt.

Gut vierzig Jahre liegt „Ein Sommer ohne Wiederkehr“ zurück. Die Ich-Erzählerin Edith Sommer schreibt wahrscheinlich ihre eigene Geschichte. Sie war 1945 in Wien achtzehn Jahre jung und verlobt mit Fred. 1944 wurde sie zum Arbeitsdienst einberufen und beim Bau des Ostwalls eingesetzt. Als die Front zusammenbrach, floh sie mit ihrer Freundin Friedegunde nach Oberösterreich in das Heimatdorf ihres Verlobten, wo sich die beiden Mädchen mit Hausarbeit und Kinderhüten ein Anrecht auf Lebensmittelpunkte erwarben.

Alles läßt sich gut an. Fred kann sich von seiner Truppe absetzen, und Friedegunde findet einen netten Ami – doch die Verhältnisse, die sind nicht so. Nicht nur Freds Mutter, das ganze Dorf steht den beiden Wiener Mädchen skeptisch gegenüber. Und

Edith Sommer:
Ein Sommer ohne Wiederkehr
Eine Liebesgeschichte. Herder Verlag, Wien/Freiburg/Basel, 108 S., 15,80 Mark.

Norgard Kohlhaagen:
Purpurrote Schattenspiele
Edition Pectum, Franz Schneider Verlag, München, 160 S., 16,80 Mark.

Hannelore Krollpfeiffer:
Die Zeit mit Marie
Erika Kopp Verlag, Berlin, 187 S., 18,80 Mark.

Catherine Storr:
Marianne träumt
Deutsch von Christa Mitscha-Mörheim. Ueberreuter Verlag, Wien, 168 S., 19,80 Mark.

als der Vater auftaucht und seine Tochter zum Studium in die Stadt zurückholt, ist nicht nur Freds Mutter erleichtert.

Der zwischen Liebe und Berufung schwankende Fred sieht sich eines Dilemmas entziehen. Es fällt ihm jetzt kaum noch schwer, sich dem Studium der katholischen Theologie zuzuwenden, während seine Verlobte sich für die Philologie entscheidet.

Eine spröde, ebenso verhalten wie über-schwänglich erzählte Liebesgeschichte, die es schwer haben wird, bei jungen Leuten anzukommen. Vierzig Jahre Distanz haben weniger das Empfinden als den Ausdruck dieses Empfindens verändert, sei es nun religiös oder amourös. Soviel biederlich-dar-gelobtes Gefühl und soviel Unverständnis werden bei 14-jährigen wohl auf Unverständnis stoßen. Zeitgenossen sind da wahrscheinlich ein besseres Publikum.

Hatte sich Norgard Kohlhaagen bisher vornehmlich mit der Rolle der Frau in der Vergangenheit beschäftigt, so arbeitet sie hier

die eigene Rolle als Frau, Mutter, Journalistin und Schriftstellerin auf.

Von außen betrachtet läuft alles wie am Schnürchen. Die Ich-Erzählerin bringt die gängigen Klischees mühelos unter einen Hut. Als Journalistin ist sie mit der richtigen Schreibegabe, als Mutter und Hausfrau in der Planung und Kindererziehung. Charmant und gepflegt ist sie selbstver-zündlich rund um die Uhr.

Wie beruhigend, daß die Rechnung nicht glatt aufgeht. Auf einmal steht das ängstliche Kind, das sie einmal war, vor der Tür und streut Sand ins Getriebe. Ambivalente Gefühle werden wach. Selbstkritik regt sich unangenehm laut. Die heimliche Kleinstadt der fünfziger Jahre schiebt sich ins heute, und die Zweifel wachsen. Alles ist erreicht, was nun? Unverdorren Banalitäten über Kinderpflege, Diäten und Modetrends verbreiten, oder zu neuen Ufern aufbrechen? Aber da ist Dominik, ihr Sohn, der phantastische Wortsucher, dessen Fabulierfreude ansteckend wirkt und zu ungewohnten Gedanken verhilft.

Norgard Kohlhaagen zieht auf kunstvoll verschlungenen Handlungsebenen Bilanz, die zwar nicht zu spontanem Aufbruch, wohl aber zur Erkenntnis führt, daß Erfolg und reibungsloses Funktionieren keine Ziele mehr sind. Der Traum ist ausgeträumt. Zeit für einen neuen – eigenen. Ab 14 gern empfohlen.

Hannelore Krollpfeiffer, die „Die Zeit mit Marie“ schrieb, kommt aus dem gleichen Milieu wie Norgard Kohlhaagen. Sie ist stellvertretende Chefredakteurin bei „Brigitte“. Und so kann ihr Roman das, was modisch, schick und „in“ ist, nicht ganz verleugnen.

Da ist die siebzehnjährige Mascha, die mit ihrer geschiedenen Mutter wie mit einer älteren Freundin zusammenlebt. Alle Probleme werden diskutiert und gemeinsam gelöst. Das Verhältnis zum Vater ist kühl und gut. Die Mutter hat eine verantwortungsvolle Position, der Haushalt funktioniert und die Schule offenbar auch. Die Welt scheint in Ordnung zu sein, bis Marie auftaucht und das Bollwerk erschüttert.

Marie hat sich nach dem Abitur recht und schlecht durchgeschlagen. Sie nippt an allem – Arbeit, Philosophie, Zen, Meditation, Selbsterfahrung. Ob sie selbst eine ist, weiß man wie bei allen Hexen nicht so genau, aber sie bezeichnet sich so. Keiner kann sich ihrem Bann entziehen, vor allem Mascha nicht.

Als Maschas Mutter Hals über Kopf ins Krankenhaus muß, quartiert sich Marie in der Wohnung ein. Eine leidenschaftliche Freundschaft beginnt, so empfindet es Mascha, jedenfalls; was die Hexe fühlt, steht auf einem anderen Blatt. Die kranke Mutter sieht die schillernde Beziehung mit Unbehagen und Eifersucht. Die Handlung eilt auf die reinigende Katastrophe zu: Marie wird Opfer einer Gewalttat im dunklen Park. Die Wege sind frei.

Mascha findet zu sich zurück, und die

Mutter findet zum Fotografen Schnurpfeil, der schon lange auf sie wartet. „Ich habe etwas gewonnen und etwas verloren. Und nichts ist mehr so wie es war“, resümiert Mascha. Dem ist nicht viel hinzuzufügen.

Wenn „Die Zeit mit Marie“ nicht tief berührt, dann liegt es daran, daß viel mehr hineingesteckt wurde als reinpaßt. Eine Sammlung schwieriger Themen in ambittöser Verpackung. Ab 14.

„Marianne träumt“, weil sie zuviel Zeit hat. Ihre Autorin, Catherine Storr, hat ihr mindestens sechs Wochen Betrübte verordnet. Das kleine Mädchen greift zu einem Bleistift, der etwas Schönes zeichnet, wenn man ihm Gelegenheit dazu gibt. Ein Haus zum Beispiel, ein bisches schief, einen krummen Zaun rundherum und riesengroße Steine im Garten. In der Nacht träumt Marianne, sie stünde vor diesem schiefen Haus mit dem wackeligen Zaun und den großen Steinen.

Nach ein paar Tagen weiß sie, daß sie nachts in der Welt lebt, die sie am Tage zeichnet. Alles, was sie tagsüber zeichnet, wird in der Nacht Wirklichkeit. Der Junge,



den sie in das geheimnisvolle Haus hinein-malt, heißt Mark und liegt im Krankenhaus an der Eisernen Lunge. Er muß sterben, wenn sie nicht mehr von ihm träumt, ihn nicht mehr im Haus besucht.

Nacht für Nacht rücken die unheimlichen Steinriesen näher an das Haus heran. Ihre Augen sind ständig auf die Kinder gerichtet. In einer Ecke hockend, entwerfen die beiden Fluchpläne, und Marianne zeichnet Fahrpläne. Im Lichtkegel eines Leuchtturms, vor dem die steinernen Wächter die Augen schließen müssen, schleichen sie aus dem Kerker Haus und dem Gefängnis Krankheit. Doch ein dorniger Weg liegt noch vor ihnen, bis sie wieder so sicher wie früher auf ihren Beinen stehen können.

Phantasie- und Alltagswelt sind so nahtlos miteinander verwoben, wie es nur in angelsächsischen Kinderbüchern möglich scheint. Sehr empfohlen ab 8 Jahre.



Tony Wolf: Reise mit phantastischen Begegnungen

Man nimmt es mit einiger Schwierigkeit zur Hand, „Das große Buch der Abenteuer“ von Tony Wolf (Aus dem Italienischen von Renate Heimburger-Beng, Diogenes Verlag, Zürich, ohne Paginierung, 96 Mark). Der Band ist riesengroß und in einen Schuber verpackt mit Adressenaufdruck für den Empfänger. Doch dann, nachdem man ihn manuell bewältigt hat, fängt man an zu blättern und befindet sich plötzlich in einer Zauberwelt, deren textliche und bildnerische Gestaltung von der ersten bis zur letzten Seite hinreißt.

Dieses Buch als einen wahren Glücksfall

der Kinder- und Jugendliteratur zu bezeichnen, ist nicht übertrieben. Es beginnt mit einem handschriftlich verfaßten Logbuch des Zaubers Merlins, herrlich mit Zierrat und Siegel gedruckt. Und es endet mit dem Faksimile eines halbverbrannten Tagebuches. Von wem dieses stammt, ist überhaupt nicht wichtig. Es wirkt!

Dazwischen führen uns Verfasser und Illustratoren durch eine wirklich phantastische Welt, in der alles vorkommt, was historisch oder ganz modernen Gehalt aufweist: Schlümpfe, Tiger, Kamele tauchen auf, Raketen, Dünemaschinen und verzweigte Computerprofessoren. Konkrete Geschichte

und Archäologie, Szenen aus der Paläontologie, Situationen aus allen denkbaren Bereichen sind farbig vorhanden. Die gesamte Welt, in der Kinder leben und mit ihren Erscheinungsformen auf die verschiedenste Weise konfrontiert werden, ist hier so un-verfälscht dargestellt, daß auf jeder einzelnen Seite beim Lesen und Betrachten Entzücken hervorgerufen wird. Gegenwart, Vergangenheit und die Überhöhung ins Phantastische finden hier einen Ausdruck, von dem zu befürchten ist, daß er Erwachsene ebenso fasziniert wie den Nachwuchs, für den dieses ganz außergewöhnliche Werk eigentlich gedacht ist.

JOHANN SCHLEE

Nele hat Probleme überall

Von A. HÖLDER

Die Hauptperson dieser in der Ichform geschriebenen Erzählung ist die zwölfjährige Nele. Sie lebt zusammen mit ihren Eltern und ihrem vierjährigen Brüderchen Gussi. Die Stimmung am Familientisch ist von Anfang an etwas gereizt. Die Mama möchte wieder arbeiten bei der Rechtsabteilung der Baubehörde wie anfangs der Ehe, bis Gussi geboren wurde. Also das aktuelle Frauenproblem: Beruf – Ehe – Kinder – Familienleben. Es wird hier in sehr lebendiger und humorvoller Weise geschildert, mit großem psychologischem Einfühlungsvermögen in die Situation aller Beteiligten.

Als Kontrastmotiv verhält es sich bei den Eltern der Freundin Katta gerade umgekehrt. „Meine Mutter ist ganz zu Hause. Sie töpelt und strickt, und nachmittags macht sie ihren

Kristen Boie:
Mein Leben wurde alles anders
Oetinger Verlag, Hamburg, 127 S., 14,80 Mark.

Schönheitsschlaf. Vielleicht sollte deine Mutter das auch mal versuchen.“ Das ist „bistig“ von Katta.

Aber das Hauptproblem in Neles Familie kommt noch. Mama wird immer gereizter, und sie gesteht ihrem Mann endlich, daß sie wieder schwanger ist. Der sehr einsichtsvolle und gegenüber seiner Frau liebevolle Papa will sich als Lehrer ein paar Jahre beurlauben lassen und den Haushalt führen und später trotzdem wieder arbeiten. Dafür gab es ein Gesetz.

Die erste Zeit mit dem Säugling Jakob ist Mama noch zu Hause. Papa füttert und wickelt ihn, und am Wochenende steht er sogar nachts auf, damit Mama ausschlafen kann. Dazu kommen neue Probleme mit dem sonst gutartigen Gussi, der sich neben dem zweiten Brüderchen vernachlässigt fühlt.

Nele kommt eines Tages aus der Schule, wo sie sich neben allen familiären Problemen auch noch unglücklich in einen gutaussehenden Klassenkameraden verliebt hat, und zu Hause findet sie Papa in einer reichlich komischen Situation: Über seiner Schulter hängt der bruckende Jakob, vor sich her schiebt er den Staubsauger, und hinter



Entscheidung zwischen Beruf und Familie: Wo führt die Frau besser? FOTO: DPA

ihm läuft der lamentierende Gussi, der laut verkündet, daß er nie mehr in den Kindergarten gehen werde.

Die praktische und feinfühlige Nele entwirrt die Situation mit raschen Griffen. Papa kann sich in der Küche dem Mittagessen widmen, das ausgezeichnet gelungen ist, und die Stimmung ist vorläufig wieder gut, zumal Mama „vergütet und voller Energie“ nach Hause kommt.

Kattas Mutter findet plötzlich, daß ihre Hobbys wie Sprachen lernen, Teppiche knüpfen und anderes sie nicht ausfüllen. Sie will auch beruflich arbeiten. Der Vater Kattas wirft der Mutter Emanzipationsagel-sie vor. Die Bekannten würden denken, sein Geschäft gehe schlecht.

Bei Neles Eltern ergeben sich ebenfalls neue Komplikationen, da der Vater mal wieder Freizeit braucht für seinen lange vernachlässigten Tennissport. Mama wird einsichtig. „Wir haben ganz vergessen ... daß diese Art zu leben unserer eigenen Erziehung und Erfahrung und allem, was wir ganz tief innen von uns selber erwarten, widerspricht, und akzeptieren, daß es nicht so einfach ist, plötzlich anders zu leben als es Familien seit Jahrhunderten gemacht haben ... Aber ich würde plötzlich, daß Papa und Mama es wieder versuchen würden, und daß ich es auch so wollte.“

Die Erzählung ist pädagogisch sehr wertvoll, da sie in humorvoller Weise mit wertvollem Kenntnis der heutigen Sprache der Jugend ein ernstes Problem gemütvoll – nicht in der kalten, intellektualistischen Sprache anderer moderner Jugendbücher – darzustellen versucht.

H. Heines Nilpferd

Die Helden sind bekannt. Maus und Huha und Schwein sind in vielen Bilderbüchern von Helme Heine zu Hause. Und in dem neuesten Band geht es keineswegs nur um die titelgebenden „Sieben wilden Schweine“ (Middelhaue Verlag, Köln, 120 S., 39,80 Mark). Es ist vielmehr eine Sammlung von elf Geschichten und Gedichten, mal kurz, mal lang, stets voll komischen Lebens und zugleich auch eine Begegnung mit neuen Protagonisten. Einem hungrigen Krokodil zum Beispiel, dem sich der Magen erst zu füllen beginnt, nachdem es zuvor eine Riesenschlange, einen Elefanten, ein Nilpferd samt Missionar, „der leider zäh und knochig war“, sowie als Nach-tisch einen Walch verspeist hat.

Helme Heines Geschichten, die in Bildern erzählt und mit den Worten akzentuiert werden, erheben keinen Anspruch auf Realismus und „soziale Relevanz“ in vordergrün-

Anzeige

Fremdsprachige Bücher

engl., franz., ital., span.
kaufen Sie preiswert bei
KOSE BUCHIMPORT
6600 Saarbrücken 30
Kästricher Str. 40
Verlangen Sie Gratiskatalog
(unbedingt gew. Sprache
angeben)

dig plattem Sinne. Sie helfen den Kindern vielmehr bei der spielerischen Aneignung der Welt durch Phantasie. Dabei wird bewußt auf das Vertraute spekuliert – nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen, wenn etwa der alte Spotvers auf den Minimax-Feuerlöcher in der Apfelsaft-Geschichte variiert wird: „Apfelsaft ist großer Mist, wenn er ausgesoffen ist.“ Oder wenn die „verkehrte Welt“-Gedichte kurios aufleben. Oder wenn die alten Geschichten vom Mäler, der in sein Bild steigt, oder von der Maus, die es der Kätz endlich heimzulaufen will, amüsant parodiert werden. Dabei bleibt das Ende stets offen, so daß die Geschichte in der Phantasie weiterlebt, weitergesponnen wird. Ein Buch also als Kinderlust gegen Elternfrust.

PETER JOVISHOFF

Georg Bitter Verlag

Deutscher Jugendbuchpreis
Sonderpreis
„Ausblicke auf Morgen“



Willen Capteyn
SANNE
Aus dem Niederländischen von Julia und Theodor Knust, 216 Seiten, geb. 24,90 DM
Ein aktueller Roman zum Thema Raketen-aufstellung, in dem die Ängste und Sorgen der Jugend ernst genommen werden. Ein Buch des Gesprächs zwischen den Generationen.

Das neue Bilderbuch von Eric Carle



Ein Bilderbuch, bei dem Kinder die Geschichte noch begreifen können.
Eric Carle: Die kleine Spinne spinnt und schneit. Ein Bilderbuch. 32 S., mit thematischem Eindeut, durchg. farbig, Pappband, Gerstenberg Verlag, ISBN 3-8067-4051-8, DM 29,80.



Wie das Leben beginnt
Poppenzang und Bräutigam
in Tierreich
Dieses ungewöhnliche und gut fotografierte Bilderbuch für Kinder von 7 bis 12 handelt vom Beginn des Lebens und den vielfältigen Möglichkeiten der Tiere, für die Erziehung ihrer Art zu sorgen.
Die hervorragenden Fotos von Oxford Scientific Films und der einfache, doch informative Text werden in dem jungen Leser das Interesse an Tieren und die Achtung vor ihnen wecken.
84 Seiten mit 121 Farbfotos.
Tasch Verlag, Hamburg, DM 34,-



Laßt euch den Mond nicht rauben
Fried Noxius
In einem tiefen Krater, wert im Innern der Erde, findet sich eine ungewöhnliche Gesellschaft zusammen. Die schillerndsten Gestalten sind darunter – herbeigezaubert vom Drachen Morobou.
240 Seiten – DM 21,80 – erschienen im ENSLIN-Verlag



Ben Blathwayt
Und Bruno spielt die Geige
... wenn der Mond aufgeht und am Abendhimmel die Sterne funkeln, setzt sich Bruno unter die alte Korkleiche und spielt auf seiner Geige. Wunderschöne Musik, die alle Gäste des kleinen Gartenlokals lieben – genau wie Bruno, den musikalischen Kater.
32 S. Farbig, Ab 4 J. DM 17,80



Sollte der Fuchs einmal wiederkommen
Rolf Kretzer
Sollte der Fuchs einmal wiederkommen ...
Roman
190 Seiten
Format 13,8x20,5 cm
DM 15,80
ISBN 3-7976-1426-6
Spectrum Verlag

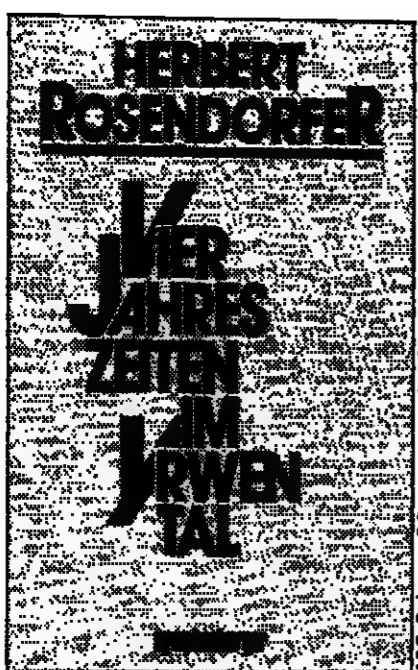
Heut nacht steigt der Mond übers Dach

Hrsg. Dorothee Kreusch-Jacob
mit meist farbigen Illustrationen von Renate Seelig, DM 29,80
Ein Gutenachtbuch mit Geschichten, Gedichten, Liedern, Träumen, Märchen und Reimen für Kinder. Neu in jeder Buchhandlung.

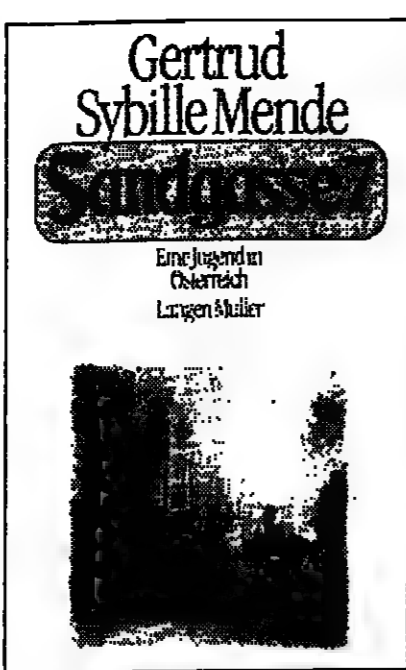


Ellermann Verlag • 8000 München 19

Ein »sagenhaftes« Buch.
Wolfgang Hohlbein
Hagen von Tronje
444 Seiten, 29,80
Ein Nibelungen-Roman
Erfährlich in jeder Buchhandlung.
Ueberreuter



Der neue Rosendorfer:
Literatur von zeitgeschichtlicher
Brisanz.



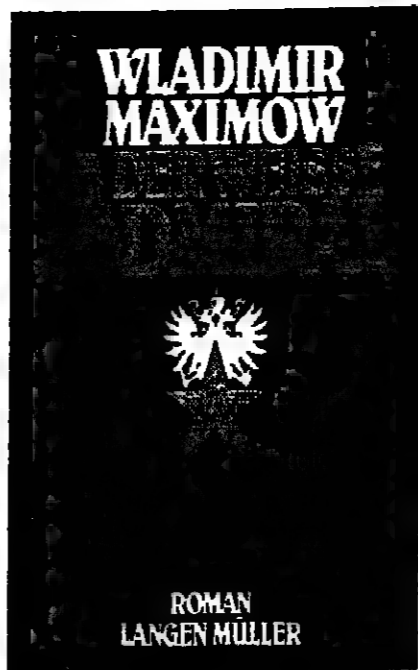
Der Roman einer Kindheit in
schwerer Zeit, 1928-45 aus der
Sicht einer Heranwachsenden.



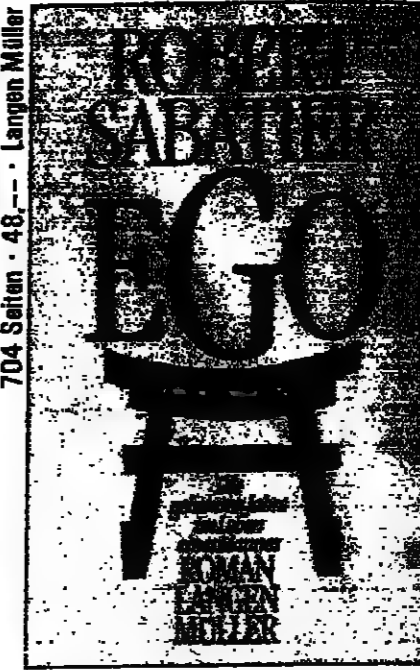
Phantastisch, humorvoll und sinnlich
wie ihre Filme: der erste Roman
der erfolgreichen Regisseurin.



"Memoiren, die an Henry Miller
oder Casanova erinnern."
Paris Match



Ein großer historischer Roman um den
obersten Befehlshaber der Weißen Armeen
während der russischen Revolution.



"Schelmenroman, allegorische Odyssee,
moderne Fassung der Gattasche ... der
Roman schlechthin." Le Monde, Paris

Zahlenmeister Ifrah oder die Erfindung des Hammelsprungs

Von DIETER THIERBACH

Die Geschichte der Ziffern und der Zahlen ist ein umfangreiches Kapitel in der intellektuellen Entwicklung der Menschheit. Sie bildet wie die Geschichte der Schrift den Dreh- und Angelpunkt der Humanwissenschaften. Was uns heute selbstverständlich ist, mußte erst entdeckt und mühsam ausgearbeitet werden. Jahrtausende lang haben die Menschen aller Epochen und Kulturen höchst unterschiedliche Darstellungsformen für Zahlen entwickelt und wieder verworfen, bis sie endlich bei der heutigen, gleichermaßen simplen wie vielseitigen Methode der arabischen Zahlenschriftsweise im Dezimalsystem angelangt sind.

Eine der Kardinalfragen im Verlauf dieser wechselvollen Entwicklung war, ob es eigentlich möglich sei, Mengen zu bestimmen, ohne sie abzuzählen? Tatsache ist, daß unsere natürliche Fähigkeit, Zahlen unmittelbar zu erfassen, oder unser Vermögen, konkrete Mengen zu trennen, selten die Zahl „Vier“ übersteigt. Unser Gesamtgedrueck verschimmt im allgemeinen, wenn wir darüber hinausgehen.

Nach Georges Ifrahs Ansicht kann es jedoch als erwiesen angesehen werden, daß der Mensch über viele Jahrhunderte hinweg größere Mengen „zählen“ konnte, ohne über einen abstrakten Zahlenbegriff zu verfügen. Ethnographische Untersuchungen über Afrika, Ozeanien und Amerika belegen, daß noch heute Völker, die sich auf einer relativ niedrigen intellektuellen Stufe befinden und

Bestätigt wird die Vermutung, daß sich die abendliche Kontrolle vom Prinzip her so abgespielt haben könnte, durch einen archaischen Fund, der 1928/29 durch eine amerikanische Expedition für Orientforschung in Mesopotamien gemacht und 1959 ausgewertet wurde. In den Ruinen des Palastes von Nuzi, einer Stadt in der Gegend von Kirkuk, südwestlich von Mosul in Irak, die etwa aus dem 18. vorchristlichen Jahrhundert stammt, wurde eine hohle, eiförmige Tonbörse ausgegraben, die auf ihrer Außenfläche folgende Keilschrift trug: „Gegensätze, Hammel und Ziegen betreffend, 21 Mutterschafe, sechs weibliche Lämmer, acht erwachsene Hammel, vier weibliche Lämmer, sechs Mutterziegen, ein Bock und zwei Jungziegen.“ Insgesamt also 48 Tiere.

Als die Archäologen die Tonbörse öffneten, fanden sie darin 48 kleine kugelförmige Gegenstände aus gebranntem Lehm. Die eiförmige Börse, heute im Harvard Semitic Museum in Cambridge zu bewahren, hatte einem Buchhalter der Stadt Nuzi gehört, der schreiben konnte und bei dem sich die Hirten melden mußten, ehe sie die Herde ihres Herrn auf die Weide führten. Wenn sie aufbrachen, formte der Beamte Kugeln aus ungebranntem Lehm, für jedes Tier eine, die er

Finger der einen Hand werden alle gestreckt und davon so viele wieder geschlossen, wie die darzustellende Zahl über 5 liegt – im Fall der Zahl 7 also zwei.

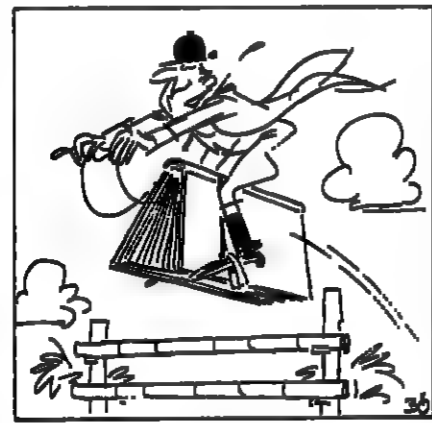
Mit der anderen Hand wird die zweite Zahl in derselben Weise ausgedrückt – bei 8 werden drei Finger abgeminkt. Nun wird die Summe der geschlossenen Finger mit 10 multipliziert $(2+3) \times 10 = 50$ und zum Produkt der Zahl der gestreckten Finger der beiden Hände hinzugefügt. Der komplette 7x8-Rechenvorgang lautet dann: $(2+3) \times 10 + 3 \times 2 = 50 + 6 = 56$. Ähnliche Rechenweisen findet man heute noch unter anderem in Indien, in Irak, in Syrien, in Serbien, in der Walachei und in Nordafrika.

Hand-weise wurden auch Geschäfte abgeschlossen. In orientalischen und asiatischen Ländern war noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine sehr alte Tradition verbreitet: Die Kaufleute und ihre Kunden benutzten bei ihren Geschäften eine Art des Fingerrechnens, die an ein eiförmiges Ritual gebunden war. Der deutsche Forschungsreisende Carsten Niebuhr erzählt davon in seinen 1772 in Kopenhagen erschienenen Reiseerlebnissen. „Beschreibung von Arabien“: Beide Parteien geben sich durch ihren bekannten Zeichen an den Fingern und Knöcheln der Hand, wovon jeweils einer 100, 50, 10, usw. bedeutet, zu verstehen, wie viel der eine verlangt oder der andere zu bezahlen gedenkt.

Der Franzose J. G. Lemoine hat noch zu Beginn dieses Jahrhunderts auf Bahrain im Persischen Golf Spuren dieses Brauchs gefunden. Er hat hierzu Pariser Perlenhändler befragt, die mit den Einwohnern Bahrains Handel betrieben haben: Die beiden Kontrahenten sitzen einander gegenüber und geben sich die rechte Hand. Mit der linken halten sie ein darüber ausgebreitetes Tuch, damit ihre Handbewegungen verborgen bleiben und der Handel einschließlich der unvermeidlichen Diskussion um den Preis ohne ein Wort aus dem Munde des Käufers oder des Verkäufers abgeschlossen werden kann.

Vom Zahlenbewußtsein, den konkreten Rechenverfahren, über Ziffern und Zauber, Mystik und Wahrsagung, bis hin zum letzten Stadium der Zahlenschrift – dem Ursprung der „arabischen“ Ziffern – hat Georges Ifrah alles zusammengetragen, was es über Zahlen und Ziffern zu sagen gibt. Beeindruckend sind die weit über 1000 Abbildungen, Zeichnungen und Tabellen: Sie stammen alle vom Autor. Ohne diese unterstützende Bildersprache wäre die Inhaltsvermittlung kaum zu schaffen gewesen.

Um sein Projekt gewissenhaft durchführen zu können, versicherte sich Ifrah neben der Beteiligung von Mathematikern, Logikern, Philosophen und Psychologen der tatkräftigen Unterstützung aus der Ethnologie, der Ur- und Frühgeschichte, der Archäologie, der Zivilisations-, Religions- und Wissenschaftsgeschichte für historische Texte und Werkzeuge. Herausgekommen ist ein Gebilde, wie es unter den wissenschaftlichen und populären Werken bisher noch nicht existierte.



In die Börse legte. Diese wurde verschlossen und so mit Keilschrift ausgezeichnet, daß sie die Zusammensetzung der Herde wiedergab und das Siegel des Besitzers trug.

Bei der Rückkehr des Hirten genügte es, das Behältnis zu zerschlagen und die Anzahl der Hammel und Ziegen mit der der eingeschlossenen Kugeln zu vergleichen. Ein Irrtum war nicht möglich; die eingetragene Schrift und das Siegel waren die Garantie für den Besitzer, die Kugeln bedeuteten die Sicherheit für den Hirten...

Die Rechenverfahren gestaheten sich im Laufe der Zeit immer einfälliger. Als erste Rechenmaschine der Welt diente unsere Vorfahren die Hand. Mit den Fingern wurde addiert, subtrahiert, multipliziert und dividiert. So gibt es Verfahren der Multiplikation mit den Fingern, die völlig ohne weitere Hilfsmittel auskommen und mit denen Zahlen zwischen 5 und 10 miteinander multipliziert werden können. Als Beispiel sei die Multiplikation von 7 mit 8 erläutert: Die

Georges Ifrah:
Universalgeschichte der Zahlen
Aus dem Französischen von Alexander
von Pletten, Campus Verlag, Frankfurt/M.,
620 S., 78 Mark.

keinen einheitlichen Zahlenbegriff besitzen, über Zähltechniken verfügen, mit denen sie bis zu einem bestimmten Grad „rechnen“ können.

Nehmen wir als Beispiel einen Hirten, der nicht „zählen“ kann und der eine Hammelherde zu hüten hat, die er allabendlich in seiner Höhle einschließt. Es handelt sich um 56 Hammel, aber unser Hirte ist nicht in der Lage zu begreifen, was die Zahl 56 bedeutet. Er weiß lediglich, daß er „viele“ Hammel hat. Da ihm diese Aussage aber zu ungenau ist, möchte er doch irgendwann gerne einmal wissen, ob seine Tiere auch jeden Abend vollständig zurückgekehrt sind.

So hat er eines Tages eine tolle Idee: Er setzt sich in den Eingang seiner Höhle und läßt seine Hammel einen nach dem anderen hinein. Jedesmal, wenn ein Tier an ihm vorbeikommt, macht er eine Kerbe in einen Wollknäuel. Auf diese Weise hat er mit dem Durchgang des letzten Tieres genau 56 Kerben geschätzt. Nun legt er jeden Abend, wenn seine Hammel wie immer einer hinter dem anderen brav zurücktröten, jedesmal seinen Zeigefinger in die Kerbe. Und das von einem Ende des Knäuels bis zum anderen. Wenn sein Finger dann bei der letzten Markierung angekommen ist, kann er zufrieden sein. Der „Hammelsprung“ ist geglückt.



Die Grundriss der Gegenwart sind bestimmt von der Informationstechnik: Rechenzentrum einer Großproduktion

FOTO: KARSTEN DE RIJSE

Frau Höhler will alles schnell

Von ULRICH LOHMAR

Dieser Zukunftsentwurf Gertrud Höhlers ist eine Einladung zum Mitdenken. Er legt die Grundriss unserer Gegenwart frei und beschreibt das Haus, in dem wir vielleicht wohnen und leben könnten. Die Grundriss sind bestimmt von der Informationstechnik, „deren Maschinen Geschwindigkeiten entwickelten, die jeden nächsten Schritt eiliger folgen ließen. Der Überwindung des Raumes folgte die Überwindung der Zeit“. Doch die Maschinen machten uns nicht zu Gefangenen einer neuen Dimension, meint die Autorin, sondern „setzen die menschliche Gehirnkapazität frei für Aufgaben, die der Computer nicht nachahmen kann; es sind die Verbreitung von Wissen in Erfahrungsvorräte und der schöpferische Umgang mit Wissen und Erfahrung für die Erneuerung der Kultur“. Die Technik, so ein erstes Fazit, verleiht ihren Charakter als berufliches Statussymbol, „sie wird zum Medium für Lebensvarianten“.

Diese tiefgreifenden Wandlungen in unserer Gesellschaft werden, so betont Gertrud Höhler, mit den üblichen Begriffen der Informationsgesellschaft zu kurz beschrieben, „weil sie nur Ausstattungsmerkmale, nicht aber die Befindlichkeit der Menschen in der zukünftigen Welt beschreiben. Sie vernachlässigen deshalb gleichzeitig die Chance der Menschen in der Zukunftsgesellschaft. Unsere Chance beruht eben darin, daß wir den Wissenstransport und die Wissensproduktion delegieren an die Maschinen; wir werden frei für die spezifisch menschlichen Varianten des Umgangs mit Wissen: Erfahrung und Kreativität“.

Kreativität – lapidar als „ausgeglichene Gegenwartsformel für schöpferisches Handeln mit der Lebenswelt“ definiert – erscheint der Autorin als die Zukunftstugend schlechthin. Doch weil alles so schnell über uns gekommen ist, erlebt der einzelne in der Arbeitswelt „zwar die Funken des Neuen, aber die Notwendigkeit der Entwicklungen wird für ihn nicht evident“. Mit großen Teilen unserer Alltagsexistenz lebten wir zwischen gestern und vorgestern, während uns beruflich und nachrichtentechnisch die Zu-

kunft umgibt. Die solidarischen Gruppen würden kleiner, Generationen würden klaffen, nur die Gleichaltrigen könnten einander noch zuverlässig verstehen, meint Gertrud Höhler.

„Wir leben mit verschiedenen Arten von Zeit: Die Zeit unseres Lebens, einmalig und nicht verkehrbar, unwiederbringlich in jeder Sekunde, steht in einem kaum fasslichen, bedrohlichen Gegensatz zu den Riesen-springen durch die Zeit, die Nachrichten von Satellit zu Satellit, zur Erde und um sie herum vollziehen.“ Es macht Mühe und Schwierigkeiten, das alles in unsere Werthild der einzigen, zumal wir über diese Bilder keine Übereinstimmung erzielen können, „weil wir unsere Gesellschaft pluralistisch

Gertrud Höhler:
Die Zukunftsgesellschaft
Econ Verlag, Düsseldorf, 275 S., 29,80 Mark.

organisiert haben“. Doch „ein besseres Konzept zur Organisation von Massengesellschaft wird sich schwerlich finden lassen“.

Die Autorin plädiert für eine neue Kooperation der Wissenschaften. „Diese Arbeit braucht“, so Gertrud Höhler, „ein anderes Instrumentarium, als die Biochemie, die Medizin und die Naturwissenschaften allein es bereitstellen können.“ Ihre Forderung: „Unser Denken über uns selbst muß auf den Stand des übrigen Wissens und Könnens aufbauen, das wir in den letzten Jahrzehnten erarbeitet haben. Dabei haben wir den Menschen selbst vernachlässigt.“

Daraus folgt, sagt Gertrud Höhler, daß wir wieder lernen müßten, unterwegs zu sein. Einverstanden. Doch möchte man hier ihre Ungeduld, daß dies alles möglichst schnell, ja umgehend geschehen müsse, ein wenig zügeln. Sie hat sich in eine ihrer Kernthesen verliert, die besagt, „wir lebten in einer Fugenzeit zwischen zwei Epochen, die den Wandel spürbar macht, weil die Ablösung zweier Zeitalter sich diesmal schnell voll-

zieht“. An anderer Stelle ihres Buches beschreibt sie die Situation treffender, wenn sie bemerkt: „So bewegen wir uns leise wie die Revolution, in der wir leben, hinter in neue Formen des Alltagslebens und des Umgangs miteinander, mit unserer Zeit, mit unserer Arbeit, mit der Natur. Der Mensch von morgen ... wird in jedem von uns geboren, während wir unser einziges Leben absolvieren ...“

Und genauso enthalten wir auch die Dinge, auf die Gertrud Höhler hofft und die sie durch mehr freigesetzte Kreativität fördern möchte: „Freiheit, die nicht über Reiselokometer zu erreichen ist, Wohlbefinden, das sich nicht über Wohlstand allein herstellt; Vielfalt, die nicht in Mengen gerechnet werden kann; Überraschung jenseits der Sensation; Staunen statt Aufregung; Freude statt Unterhaltung.“ Sie hat recht, wenn sie feststellt, diese Qualitäten des Lebens seien nicht käuflich. „Sie werden von uns selbst gemacht. Sie bezeichnen die Zukunftschance unserer Gesellschaft im Übergang.“

Gertrud Höhler setzt dabei vor allem auf junge Menschen und attestiert ihnen „neue Nachdenklichkeit, neue Behutsamkeit und Vorsicht“. Bei den jungen Leuten möchte ich ein Leises, „auch sie“ einfügen dürfen.

Dem Schlußsatz: „Solche jungen Menschen sind im Recht, denn ihnen gehört die Zukunft“, allerdings widerspreche ich. Gustav Heinemann hat einmal bemerkt, zwar habe die Jugend die Zukunft für sich, doch ihre eigene Zukunft sei das Alter. Das Leben verläuft nicht nach der Elle eines linearen Fortschritts – wohin immer –, sondern es ist ein Kreislauf. Handfester ist daher der Hinweis: „Das Handeln der schöpferischen Menschen läßt gut erkennen, welche Bedingungen die Innovation braucht: Fragen müssen dringlich werden, ein Engpaß muß sich zeigen, für dessen Durchquerung die bisher genutzten Methoden und Kenntnisse unzureichend erscheinen. Die Knappheit ist in der Geschichte aller Kulturen ein Innovationsmotor ersten Ranges gewesen.“ Was knapp ist, ändert sich, die Sache selber nicht.

+aktuell++

ISBN 3-8118-2398-1
DM 29,80

Patti Davis ist die Tochter des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan. In ihrem ersten – stark autobiographisch gefärbten – Roman zeigt sie das Leben einer Präsidententochter, die sich gegen ihre Eltern auflehnt und eigene Wege geht.

3 Bände im Schnäbel
Best.-Nr. 2428 DM 36,-

A. T. Hobart China-Trilogie
Die Geschichte eines Jahrhunderts während des Kampfes im Reich der Mitte.

Best.-Nr. 3723-0
3 Bände im Schnäbel
nur DM 24,80

Robert Silverberg
Die Majipoor-Chroniken
Die Geschichten von Lord Valentines phantastischer Heimatwelt mit all ihren Konflikten, Intrigen, Wundern, ist ein faszinierendes Epos, das neue Maßstäbe setzt.

Best.-Nr. 3246
3 Bände, Best.-Nr. 3246
DM 36,-

Rudolf Pörtner
Die Römer von der Völkerwanderung bis zum Reich Karls des Großen.

Best.-Nr. 3246
3 Bände, Best.-Nr. 3246
DM 36,-

Dieses Buch zeigt einen Hitler, der den Luxus liebte. Der alles andere als ein Asket war. Der – einmal im Besitz der Macht – Manipulationen von höchster Originalität erfand, um Geldquellen zu erschließen, aus denen viele Millionen auf seine privaten Konten sprudelten.

ISBN 3-8118-1010-3
DM 29,80

MOEWIG

Lübbe, Homo religiosus

Von F. W. KORFF



Hermann Lübbe
FOTO: RUGGENSTORFER

In Hermann Lübbes „Religion nach der Aufklärung“ besticht das seltene Talent, überkommene Gedanken so lange hin- und herzuwenden, bis sie provokativ in ihr Gegenteil verkehrt, ein ganzes Buch ausmachen. Nachdem die Aufklärung sich ange- maßt hatte, die Religion überflüssig zu ma- chen, und nachdem diese Prophezeiung nicht eingetreten ist und es der Aufklärung ebenfalls nicht gelang, sich an die Stelle der Religion zu setzen, entsteht jetzt das Dilem- ma der Wiederanerkennung. Die „auctori- tas“ bloßer Geschichtsstrümpfe hebt die Religion über ihre „veritas“ hinaus, die über- gens nie bestätigt wurde und auf die jetzt sogar lüftig verzichtet wird.

Dies ist die erste Antwort auf die Frage, warum die Religion, obwohl sie sich aus den Institutionen zurückzieht, trotzdem nicht ab- stirbt. Gegenwärtig ist sie attraktiv genug, die Konkurrenz zur Wissenschaft zu meiden, und deshalb ist das „religiöse Interesse nicht mehr auf wissenschaftliche Weltbilder bezo- gen, und eben deswegen haben auch die revolutionären Veränderungen, denen diese Weltbilder unterliegen, ihren provokativen Charakter eingebüßt.

Obwohl er sich an den Folgen über die ursprünglichen Illusionen der Aufklärung zu amüsieren scheint, will Lübbe jedoch mit Ernst der Religion einen eigenständigen, un- angreifbaren geschichtlichen Ort geben, er will „nichts verabschieden!“ Um historisch

geringer als im kulturellen Durchschnitt ist.“ Sind fromme Menschen doch bessere Menschen?

Der Autor bleibt dem dialektischen Den- ken Hegels immer noch auf subtile Weise verbunden, wenn er, trotz grundsätzlicher Trennung der Religion von der Aufklärung, der Religion doch noch einen Aufgabenbe- reich zuschreibt, die diese von sich selbst am wenigsten erwartet hätte. Sie ist zur Erhal- tung der Aufklärung da: „Die Absicht ist, hier zu zeigen, daß die Religion, ohne deren Kritik der Aufklärungsprozess nicht zu den- ken ist, nach der Aufklärung zu den Bedin- gungen ihrer Erhaltung gehört.“ Wenn aber der Einfluß der Kirche schwindet und die Ideologie und die Wissenschaft in diesem Prozess ihre „Häresiefähigkeit“ verlieren, so kommt es zu merkwürdigen Konstellatio- nen; die Theologie übernimmt gegenwärti- che Rollen, die ehemaligen „Kampfesfronten“ vertauschen sich: „Nicht mehr die Wissen- schaft kämpft um ihre Freiheit gegen die Kirche, vielmehr die Kirche für diese Frei- heit gegen die sich ausbreitenden Zweifel am Sinn dieser Freiheit...“

Das Spießrutenfeld scheint eine Spezialität dieses ausgezeichneten Buches zu sein. Auch wird hier gern zugestanden, daß die „Dialektik der Aufklärung“ – zum Beispiel in der Behauptung, daß das Christentum „längst in die Rolle einer kulturellen Schutz- macht der Aufklärung eingetrifft ist“ – von je her die Gewandtheit prämierte, unsicher gewordene Positionen lieber elegant zu räu- men, als sie häßlich zu halten. Insofern ist Lübbes Buch nicht neokonservativ, sondern es zeichnet einfach nur jüngste Vorgänge nach.

Lübbe bezieht – humoristisch und nicht ohne Schadenfreude – in der Frage der zu- dem aufgeklärten Religion eindeutig Stellung: Religion ist keine „austauschbare Größe“. „Für die Religion gibt es kein Placebo!“ Dies scheint richtig, und ebenfalls richtig ist es, daß es wenig Sinn hat, mit diesem Nützlich- keitsargument in der Vielfalt der Religionen die einzig wahre auszumachen; das hieße nur, „in einen Streit darüber einzutreten, welches Placebo das beste sei.“

Wie auch immer die Kirche zu diesen Denkaufgaben stehen möge, die ihr die Auf- klärung immer noch stellt, über „Sinn“, „Kontingenzbewältigungspraxis“ – ein Syno- nym für „Glaube“ –, schreibt Lübbe mehr- ere religiöse Kapitel, und diese geben ein Kompendium dessen ab, wie bizzarr sich die religiösen Fragen gegenwärtig artikulieren. „Gott, laß uns beten, daß es nicht wahr ist, und, wenn doch, daß es nicht weiter bekannt wird“ – so soll die Frau des Bischofs von Worcester im 19. Jahrhundert ausgerufen haben, als sie Darwins neue Lehre begriff.

Im 20. Jahrhundert stellt sich das Problem harmlos, eher komisch: „Man kommt vom Hochamt, hat zu Pfingsten an einem posse- unbegleiteten Waldgottesdienst teilgenom- men, man ist Experte für barocke Stempel- bilder, man nimmt als Politiker vorwiegend an einer Fronleichnamspionette teil – und nun soll gelten, in allen diesen Fällen handle es sich um „Kontingenzbewältigungspraxis“!“

Einige amerikanische Ansichten über die Chancen der künstlichen Intelligenz

Von KLAUS HAEFNER

Am Anfang des Buches heißt es sicher zu Recht: „Die Leistungsfähigkeit des menschlichen Verstandes ist viel eindrucksvoller als die des Computers. Intelligenz ist eine unglaubliche, komplexe Kom- bination der Fähigkeiten, Ideen zu formulie- ren, Schlußfolgerungen abzuleiten und die Bedeutung anderer Folgerungen zu inter- pretieren, aus den eigenen Erfahrungen per- sönliche Überzeugungen zu entwickeln, Zie- le und Pläne zu entwerfen.“ Aber auch: „Computer werden die Weise verändern, wie wir die Welt betrachten und in dieser Welt leben. Sie werden unsere Diener, unsere Partner und unsere Lehrer sein. Wenn unse- re Maschinen beginnen, uns zu verstehen, sind wir vielleicht auf dem Weg, uns zu verstehen.“

Zwischen diesen beiden Polen schwingen die locker geschriebenen Ausführungen des amerikanischen Wissenschaftlers Schank. Im Vordergrund steht die Frage nach der Bedeutung und Beherrschung der Sprache. Sie ist für ihn der Schlüssel zur menschl- chen Intelligenz, zum menschlichen Verste- hen, zum menschlichen Handeln, für alles menschliche Sein.

So geht er davon aus, daß wir zwar – in Analogie zum Automobil – in der Lage sind, uns mit Computern psychisch mobil zu ma- chen, daß wir aber diese neue psychische

Mobilität erst nach vielen Irrungen und Wir- rungen erreichen werden. Leider nimmt das Buch zu den Ergebnissen der kognitiven Psychologie, die uns ja so viele Einblicke in die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns geliefert hat, kaum Stellung.

Wie groß die Distanz zwischen dem „in- telligenten“ Rechner und dem Menschen ist, wird wohl am deutlichsten in den Ausführun- gen über menschliches und „techni- sches“ Lernen. Wie weit sind wir entfernt davon, einen lernenden Computer zu bauen! Aber wie leicht fällt es uns auf der anderen

C. Schank, P. Childers: Die Zukunft der künstlichen Intelligenz. Aus dem Amerikanischen von Sacha Montscheff. Verlag DuMont, Köln. 274 S., 48 Mark.

Seite, Dinge, die wir einmal richtig verstan- den haben, auf den Computer zu übertragen, so daß praktische technische Intelligenz heute weit verbreitet ist. Es ist ein Defizit des Buches, daß es derartige reale Beispiele aus der Robotik, der Mustererkennung, den Expertensystemen, den vielen „intelligen- ten“ Programmen aus Verwaltung und Pro- duktion nicht würdigt.

Originell und lesenswert ist Schanks Es- say über einen fiktiven Roboter, der dem

Befehl „Hole mir einen Toast“ nachkommen soll und alle Stadien des Mißverstehens die- ser „einfachen“ Anweisung durchläuft. Schank belegt drastisch die Mehrschichti- gkeit der in dieser scheinbar simplen Anwei- sung vorhandenen sprachlichen Formulier- ung und deren Bedeutungen. Er demon- striert, wieviel der Mensch weiß, wenn er wirklich einen Toast bereitet. Nur wenig können wir davon bisher auf einen Rechner übertragen.

So skeptisch das Buch in weiten Berei-



chen bezüglich der Nutzbarmachung der künstlichen Intelligenz ist, so überraschend ist im neunten Kapitel die euphorische Ein- schätzung des Computers als Lehrsystem: „Wir könnten für die heutigen Grundschu- len hervorragende Unterrichts-Software schreiben. Warum geschieht das nicht? Weil die Computer-Wissenschaftler und die Erzie- her ihre gegenseitigen Bedürfnisse noch nicht verstanden haben. Genauso wenig ha- ben sie die Leistungsfähigkeit des Compu- ters in der Ausbildung richtig verstanden.“ Schank übersieht einen wesentlichen Faktor moderner Erziehung. Es kommt doch darauf an, gerade jenseits der Intelligenz des Com- puters das „Typisch-Menschliche“ im Stu- dierenden zu entfalten.

Schließlich weist das Buch deutlich auf ein Dilemma der ganzen Artificial-Intelli- gence-Forschung hin: Wann immer es – end- lich – gelingt, ein Stück geistiger Leistung des Menschen auf dem Rechner abzubilden, verschwindet das Mysterium der Intelligenz; Heute spricht niemand mehr von „intelli- genten“ Schach-Computern. – Insgesamt kann man das Buch als einen interessanten Anstoß zur Auseinandersetzung mit dem „denkenden Computer“ empfehlen. Über die Risiken einer computersierten Gesell- schaft erfährt man allerdings wenig.

Carl Sagan, ein Astronom auf Abwegen

Von LUDWIG KÜRTEN

Schon oft haben Naturwissenschaftler sich daran versucht, Romane zu schrei- ben. So mancher war es satt, immer nur Abhandlungen für ein kleines Publikum von Spezialisten zu verfassen, und hoffte auf die- se Weise, einen größeren Leserkreis zu errei- chen. „Ob er es nun schafft, Kontakt mit den „Aliens“ aufzunehmen oder nicht, er ist je- denfalls ein fantastischer Kommunikator mit den Erdlingen“, so schrieb das amerika- nische Magazin „Newsweek“ über einen der berühmtesten Vertreter dieser Spezies, den Astronomen, Sachbuchautor und Fernseh- star Carl Sagan, der jetzt endlich auch den deutschen Leser mit einem Roman beglückt hat.

Das Buch handelt, wie der Name schon erahnen läßt, von der ersten Begegnung der menschlichen Rasse mit den Außerirdi- schen. Wir erleben die Hauptdarsteller, ei- ne junge Amerikanerin und begnadete Astronomin, die, unterstützt von Kollegen aus der ganzen Welt, mühsamlich beugt von einigen finsternen Gestalten aus dem Pen- tagon, die BOTSCHAFT aus dem All auffangt. Das ganze entpuppt sich als die verschlei- serte Anleitung zum Bau der MASCHINE. Das ist ein merkwürdiger Apparat, mit dem

man – so stellt sich im Laufe der 500 Seiten heraus – durch kleine Wurmlocher im ge- krümmten Weltraum zu den „Aliens“ fahren kann, vorausgesetzt, diese wollen das auch.

Diese Geschichte dient Sagan dann als Gerüst für zahlreiche schlaue Exkurse über Verschiedenes. Von religiösen Fundamen- talen und Fernsehpredigten in den USA

Carl Sagan: Contact. Aus dem Amerikanischen von Melke Werner. Verlag Droemer/Knaur, München. 480 S., 56 Mark.

wird berichtet, von gleichermaßen genialen wie spleenigen Industrielassen und von der „Gemeinschaft aller Wissenschaftler“, die sich um das Wohl der Menschheit sorgt, wenig aber um die Niederlagen der großen Politik.

Das Ganze wird in Sätzen wie „Die zwei Frauen kauften bei einem Straßenhändler eine Tüte Kastanien und schweigten in de- ren Duft und Geschmack“ präsentiert. Die Protagonisten der Geschichte haben soviel Lebensnähe wie J.R. Ewing oder E.T. Die Dialoge scheitern aus einem Lexikon abge- schrieben, und wehe es kommen einmal Ge-

filhe ins Spiel. Dann zieht Sagan alle Kli- schee-Register.

Science Fiction lebt wie andere Genres nicht zuletzt von überraschenden Ideen. Bei Sagan hat man hingegen zu oft ein „deja vu“-Erlebnis, das Gefühl, „das kennst du doch irgendwo her“. Die Idee von der Bot- schaft, die Außerirdische per Radiowellen schicken, ist natürlich uralt. Die Beschreibung einer MASCHINE und der Reise zu den Fremden hat man andernorts schon bes- ser gelesen. Die Aliens tauchen gar nicht erst selbst auf, sondern verstecken sich in Abbil- dern von Personen, die die Weltraumreisen- den einst geliebt haben.

Sagans Stärke, und die soll hier nicht unerwähnt bleiben, liegt in der kurzen und prägnanten Erklärung schwieriger wissen- schaftlicher Zusammenhänge. Das gilt natü- rlich vor allem für sein Fachgebiet, die Astronomie, aber auch für andere Zweige der Naturwissenschaften. Diese Fähigkeit hat er in seinen früheren Werken unter Be- weis gestellt. Sein Buch „Unser Kosmos“, das zu einer in den USA und auch hier sehr erfolgreichen Fernsehserie verarbeitet wor- de, lebt von diesen faszinierenden Beschrei-

bungen aus dem Sonnensystem und dem Weltall.

Vor Jahrestreit erschien „Der Komet“, in dem Sagan die Geschichte des Halleyschen Kometen erzählt. Es gelingt ihm hier nicht nur, die astrophysikalischen Sachverhalte zu erklären, sondern auch die Vorstellun- gen des Lesers anzusprechen. Es war schon immer Sagans wahre Berufung, nach den Außerirdischen zu suchen. So initiierte er radioastronomische Hörfunktionen für Signa- le aus dem All und setzte durch, daß an Bord der Raumsonden „Pioneer“ und „Voyager“ Botschaften an fremde Zivilisationen ver- schickt wurden.

Obwohl Sagan selbst immer wieder davor gewarnt hat, vorschnell auf Ergebnisse die- ser Suche zu hoffen, scheint ihm selbst das Warten lang geworden zu sein. Da griff er dann zur Feder, ließ seine Phantasie spielen und schrieb sich seine Träume von der „Be- gegnung der Dritten Art“ von der Seele. Das Ganze verband er mit der Kritik am Wett- rufen, an der Zerstörung der Natur, der Ziel- und Sinnlosigkeit im Leben der Menschen in der westlichen Welt. Welch ein Glück, daß man dieses Buch nicht mit einer Raumsonde zu den Außerirdischen geschickt hat.

Politik bei NOMOS

Egon Bahr/Dieter S. Lutz (Hrsg.)

Gemeinsame Sicherheit

Bd. I, 1986, 280 S., 14,80 DM

„Beide Seiten müssen Sicherheit erlangen, nicht vor dem Gegner, sondern gemeinsam mit ihm (Olaf Palme). An die Stelle der Abschreckung muß zur Friedenserhaltung die gemeinsame Sicherheit treten. Vorgestellt werden die Ziele, Definitions- merkmale und Strukturelemente des neuen Kon- zepts der Gemeinsamen Sicherheit.“

Jens Hacker

Der Ostblock

Entstehung, Entwicklung und Struktur 1939-1980

1985, 1080 S., 49,- DM

„... Hacker hat die bisherige Entwicklung des Ost- blocks scharfsinnig nachgezeichnet. Ihm ist eine Analyse gelungen, die durch exzellentes Niveau, Klarheit und Präzision besticht. Bereits jetzt ver- dient diese Arbeit die Bezeichnung „Standardwerk über den Ostblock.““

Bernd Henningsen

Der Wohlfahrtsstaat Schweden

1986, 399 S., 100,- DM

Darstellung und Analyse des schwedischen Sozial- verses, der ökonomischen Strukturen und der Wirtschaftspolitik, des politischen Systems und der politischen Kultur mit ihren historischen Wurzeln.

Diskussion und Analyse der Kritik des sogenann- ten „schwedischen Modells“, dabei werden der wpo- litische Funktionalismus des Landes entwik- kelt und einige Aspekte zur Theorie des Wohlfahrtsstaates beigetragen. Die Arbeit wurde 1984 mit dem Theodor Eschenburg-Preis ausgezeich- net.

Gerhard Simon

Nationalismus und Nationalitäten-

politik in der Sowjetunion

1986, ca. 312 S., 1,- Vb.

Das russische Imperium besteht in der Gestalt des Vielvölkerstaates Sowjetunion bis heute fort. Auf- gezeigt wird, welche Instrumente die Bolschewiki eingesetzt haben, um den 1917 weit fortgeschrie- nen Verfall des Russischen Reiches rückgängig zu machen und wie es bis heute gelungen ist, die auto- nomistischen und separatistischen Bestrebungen unter Kontrolle zu halten.

Helga Haftendorn

Sicherheit und Entspannung

Zur Außenpolitik der Bundesrepublik Deutsch- land 1953-1985

1986, 2. Aufl., 767 S., 49,- DM

„... Ein Band, der rund drei Jahrzehnte westdeut- scher Sicherheitspolitik umfassend darstellt, Quel- len und Sekundärliteratur sind souverän herange- zogen und kritisch präsentiert... Der Aufbau des Gesamtwerkes wie der gut gegliederten Kapitel läßt jene Übersicht erkennen, die zeigt, daß hier- jemand am Werk ist, der weiß, wie man Bücher schreibt.“ Hans-Peter Schwarz, FAZ

E. Forndran/H.-J. Schmidt (Hrsg.)

Konventionelle Rüstung im Ost-

West-Vergleich

Zur Beurteilung militärischer Potenziale und Fä- higkeiten

1986, ca. 720 S., 1,- Vb.

Dieser Band versucht, wie der erste Band „Kern- waffen im Ost-West-Vergleich“, den Kern der Kontroverse um die Einschätzung militärischer Fähigkeiten herauszuarbeiten. Militärische Daten liefern machen zwar noch keinen Kräftevergleich aus, sind jedoch ein unverzichtbarer Bestand- teil.

Johan Galtung

Hilflosigkeit, Stalinsismus,

Resignation

Drei Variationen zu einem Thema von Orwell

1986, ca. 176 S., 1,- Vb.

Vor dem Hintergrund der Orwellschen Beschrei- bung eines sozialen Gefühls werden unterschiedli- che gesellschaftliche Erscheinungsformen des 20. Jahrhunderts analysiert.

U. Nehrlich/J. A. Thomson (Hrsg.)

Das Verhältnis zur Sowjetunion:

Zur politischen Strategie der

Verfahrenen Staaten und der

Bundesrepublik Deutschland

1986, 417 S., 39,- DM

Vor dem Hintergrund der empfindlichen Diver- genzen zwischen den USA und Westeuropa über die richtige politische Strategie gegenüber der Sowjetunion haben zwei renommierte Forschungs- einrichtungen – auf amerikanischer Seite die RAND-Corporation und auf deutscher Seite die Stiftung Wissenschaft und Politik – die jüngsten Erfahrungen mit dem Ziel der Klärung eines ge- meinsamen Grundverständnisses aufgearbeitet.

Thomas Laker

Ziviler Ungehorsam

Geschichte – Begriff – Rechtfertigung

1986, 330 S., 79,- DM

Zahlreiche Protestbewegungen der jüngeren Zeit haben sich demonstrativer Gesetzesübertretungen als gezieltes Protestmittel bedient. Seit etwa 1930 ist dafür in der Bundesrepublik der Ausdruck „zivi- ler Ungehorsam“ in Gebrauch gekommen. Dabei handelt es sich um eine Übernahme aus dem anglo-amerikanischen Bereich, in dem Theorie und Praxis des „civil disobedience“ eine lange Tra- dition haben. Die vorliegende Schrift – die erste deutschsprachige Monographie zum Thema – ar- beitet diese Tradition auf und zieht zugleich eine Summe der bisherigen Diskussion.

Siegfried Thielbeer

Revolution oder Kollektive Sicherheit

Stalin, Mao und die Großmächte

1986, ca. 244 S., 1,- Vb.

China, die Großmächte und die Zweifrontenle- ge – Moskau und die japanische Aggression in der Mandschurei – Die Umorientierung der sowjeti- schen Politik in Europa. Der Beginn der Kollekti- ven Sicherheit 1932-1934 – Kollektive Sicherheit oder Appeasement. Die sowjetische Politik in Fernost und Europa 1934-1936 – Entscheidung im Fernen Osten – Moskau, die chinesischen Kom- munisten und die Volksfront – Die Sowjetunion und der chinesisch-japanische Krieg – Probleme der Volksfront

Dieter Schröder/Die Elbe-Grenze

Rechtsfragen und Dokumente, 1986, 97 S., 24,- DM

Die Feststellung der innerdeutschen Grenze im Bereich der Elbe ist seit 1975 ein zentraler Streit- punkt zwischen den beiden deutschen Staaten. Es geht um die Auslegung des Londoner Protokolls von 1944. Da es sich um die Grenze der britischen Zone handelt, kommt es für die Bundesregierung auf die britische Auffassung an. Der Verfasser wendet sich dagegen, da Theorien verfochten werden, die die Dokumente gefälscht sind. Er kon- zentriert sich daher vor allem auf die Akten der britischen Archive und gelangt zum Ergebnis, daß nach britischer Auffassung die Grenze überwie- gend in der Mitte der Elbe verläuft.

Beate Kohler-Koch

Technik und internationale Politik

Versuch einer Bestandsaufnahme

1986, 320 S., 98,- DM

In neuzeitlichen Originalbeiträgen wird der Proble- mkreis von ausgewiesenen Experten sehr detailliert beleuchtet. Konfliktpotenziale aber auch Koopera- tionsmöglichkeiten, die sich aus diesem Verhältnis er- geben, werden für das westliche Wirtschaftssystem, für die Nord-Süd- und die Ost-West-Beziehungen an- hand verschiedener Technikbereiche ausge- führt und differenziert bewertet. Gleichzei- tig wird der Zusammenhang von Rüstungs- technik, militärischer Strategie und internationaler Sicherheitspolitik v. a. am Beispiel SDI einer kri- tischen Würdigung unterzogen.

Neue Medien bei NOMOS

Hans-Bredow-Institut (Hrsg.)

Internationales Handbuch für

Rundfunk und Fernsehen 1986/87

1986, 1024 S., 98,- DM

Martin Bullinger/Christoph Gödel

Landesmediengesetz

Baden-Württemberg

Kommentar

1986, 468 S., 89,- DM

Joachim Scherer

Telekommunikationsrecht und

Telekommunikationspolitik

1985, 797 S., 148,- DM

Gerhard Schricker

Unheberrechtliche Probleme des

Kabelrundfunks

1986, 114 S., 38,- DM

Jürgen Schwarze (Hrsg.)

Fernsehen ohne Grenzen

Die Errichtung des Gemeinsamen Marktes für den

Rundfunk, insbesondere über Satellit und Kabel

1985, 254 S., 77,- DM

Jürgen Schwarze (Hrsg.)

Rundfunk und Fernsehen im Lichte

der Entwicklung des nationalen und

internationalen Rechts

1986, 398 S., 98,- DM

Wirtschaftsrecht der interna-

tionalen Telekommunikation

herausgegeben von Ernst-Joachim

Mestmäcker

Stephen R. Barnett/Michael Botein/

Eli M. Noam

Law and Economics of International

Telecommunications in the United

States

1986, ca. 192 S., ca. 68,- DM, Subskr.-Preis 58,- DM

Nicolas M. Matte/Ram S. Jakhu

Law and Economics of International

Telecommunications in Canada

1986, ca. 128 S., ca. 49,- DM, Subskr.-Preis 42,- DM

K.D. Gaur

Law and Economics of International

Telecommunications in India

1986, ca. 208 S., ca. 69,- DM, Subskr.-Preis 59,- DM

A.W. Hins/P.B. Hugenholz

Law and Economics of International

Telecommunications in the

Netherlands

1986, ca. 240 S., 76,- DM, Subskr.-Preis 65,- DM

Die Subskr.-Preise gelten bei einer Abnahmever-

pflichtung für die gesamte Reihe.

Besuchen Sie uns auf der

Frankfurter Buchmesse

1. - 6. 10. 1986:

Halle 6.0 - B 424

NOMOS VERLAGSGESELLSCHAFT

Postfach 610 · 7570 Baden-Baden

Bitte auf Postkarte Lieben oder mit Umschlag versenden!
NOMOS Verlagsgesellschaft, Postfach 610,
7570 Baden-Baden
Bitte senden Sie mir
□ Verlagskatalog 1986/87 □ Spezialkatalog Politik
□ Spezialkatalog Wirtschaft/Recht/Medien
□ Neuerscheinungsprospekt
(Abstempelung nicht vergessen)

Peter Gay entlarvt Schauernmärchen

Von PETER R. HOFSTÄTTER

Zu schade, daß die seit 1939 unermüdlich nacherzählte Geschichte von dem Pianoforte, dessen Beine die sittenstrenge Leiterin eines amerikanischen Mädchenpensionats in „züchtige kleine Beinkleider“ steckte, nur ein Märchen ist. Sie paßt so gut zum Klischee eines Zeitalters, in dem – wie es heißt – Sinnlichkeit und Sexualität um jeden Preis verborgen bzw. verleugnet werden mußten. Die nach der Königin Victoria von England (1819–1901) benannte Epoche wird deshalb gern als eine solche der allgemeinen Pruderie betrachtet.

Gegenwärtig sind wir in Sachen der Sexualität samt und sonders Heuchler, Kranke wie Gesunde. Es wird uns nur zugute kommen, wenn im Gefolge der allgemeinen Aufrichtigkeit ein gewisses Maß von Duldung in sexuellen Dingen zur Geltung

Peter Gay: *Erziehung der Sinne*. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. Aus dem Englischen von Holger Fliebach. Verlag C. H. Beck, München. 572 S., 58 Mark.

kommt“, erklärte Sigmund Freud 1896, der sich allerdings selbst nicht dazu entschließen konnte, seine Söhne sexuell aufzuklären. Trotzdem sah er in vielen seiner Patienten den Beweis dafür, daß die bürgerliche Kultur seiner Zeit den Sexualtrieb über Gebühr gezügelt hatte.

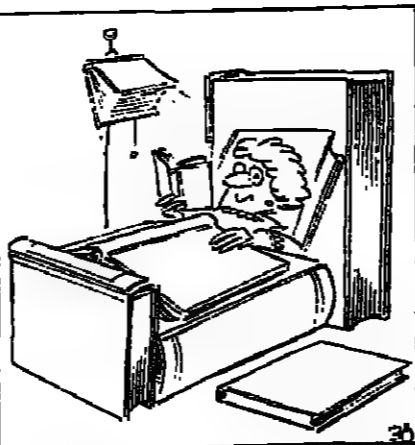
Solche „gängige Vorstellungen über das viktorianische Zeitalter zu revidieren – einschließlich einiger Ansichten von Freud selbst“, ist das Anliegen des aus Deutschland stammenden Kulturhistorikers Peter Gay (Jahrgang 1923), der an der Yale University lehrt. Er unterzieht sich dieser Aufgabe „nicht um der Revision willen, sondern um unseren Blick wieder freizumachen für die Konflikte, die Ambivalenz, die Mannigfaltigkeit der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts“. Dabei geht es allerdings zugleich um die bürgerliche Kultur unseres Jahrhunderts, die mißzuverstehen und der Heuchelei zu zeihen noch immer zum Programm ihrer verlorenen Söhne gehört.

Das auf drei Bände angelegte Werk beginnt im Anknüpfen an Gustav Flauberts bloß ironisch gemeintem Romantitel „L'Éducation sentimentale“ von 1869 mit dem grundsätzlichen Nachweis, daß „das öffentliche Leben im 19. Jahrhundert entscheidend dazu (beitrug), die Sinnlichkeit der Mittelschichten zu prägen. Die Welt wimmelte von Warnungen und Winken, von Niederlagen, durch welche Hemmungen verstärkt, und von Reizen, durch welche sie aufgehoben wurden“.

Die Formen der bürgerlichen Liebe sollen im zweiten Band und die Gedanken, die man sich über die Liebe machte, im dritten erörtert werden. Nach dem bisher Gebotenen darf man diesen Büchern mit Spannung entgegengehen, denn Peter Gay ist nicht nur ein ungemein belesener und gewandter, sondern auch ein äußerst scharfsinniger Autor, der als Historiker die psychoanalytische Betrachtungsweise zu nutzen weiß.

Tatsächlich sind viele der „Schauernmärchen vom verkommenen Geschlechtsleben oder von den anständig erzogenen jungen Männern und Frauen, die in puncto Sexualität von einer rührenden Unbedarftheit waren ... mittlerweile als reine Erdichtung oder unbegründete Verallgemeinerung entlarvt worden. Königin Victoria war, entgegen ihrem Ruf, keineswegs zimperlich; sie zeichnete und kaufte männliche Akte und machte ihrem Gatten Albert sogar eine solche Zeichnung zum Geschenk“.

Die Kritiker scheinen übersehen zu haben, daß „die sexuelle Aufklärungsliteratur ... im späten 19. Jahrhundert eine Blüte wie nie zuvor“ erlebte. Rechnet man dazu die Flut der „Sittenromane“ seriöser Art und die in großer Menge produzierte und für den, der sich auskannte, leicht erhältliche Pornographie, ferner die in aller Öffentlichkeit diskutierte Frage, ob Frauen oder Männer im Geschlechtsakt mehr Lust empfänden, sowie die von Dichtern, Malern und Zeichnern zum Idol erhobenen, männermordenden „femmes fatales“ – Delila, Salome, die Sphinx zum Beispiel –, so kann von einer Verborgenheit des Geschlechtlichen nicht die Rede sein. Von ihm war so viel zu sehen,



daß manche aus Angst davor in die Neurose flüchteten.

Insgesamt hatte „der charakteristische Standpunkt von Liebenden im 19. Jahrhundert“ etwas – wie ich meine – sehr Sympathisches an sich: „Sie leugneten nicht ihre mächtigen Gefühlsbewegungen – im Gegenteil, sie ergingen sich in ihnen –, aber das war etwas, was niemanden etwas anging.“ Der Beweis für diese These ist schwierig, denn „keine andere Klasse hat jemals so hohe Festungsmauern um das Selbst errichtet“, jedoch gelingt es dem Autor an Hand der Tagebücher, die amerikanische Archive in erstaunlicher Anzahl aufbewahrt haben. Sie stellen „den großen bürgerlichen Kompromiß zwischen dem Bedürfnis nach Reserviertheit und der Fähigkeit zum Gefühl“ dar und zeigen „das wenig beobachtete Talent des Bürgertums, erotische Erregung nicht nur zu erleben, sondern auch aufs Papier zu bannen“.

Die Selbstentblößungen gehen in der Tat so weit, daß man wohl annehmen muß, die Schreiber hätten sich auf die Vernichtung dieser Dokumente durch ihre Erben verlassen. Da dies nicht geschehen ist, repräsentieren die Tagebücher „Quellen“ – wertvolle Quellen, auch wenn es sie im Grunde so wenig geben dürfte wie die Gräberschändungen der Archäologie.

Die „Education sentimentale“ des Bürgertums ereignete sich in hohem Maße durch die Anregung zur meditativen Selbstreflexion in Tagebüchern, die „einem individualistischen, zur Innenschau und Verschlössenheit neigenden Jahrhundert wie dem neunzehnten ... besonders wesensverwandt (waren); sie wurden zum geradezu obligatorischen Begleiter einer Klasse mit einem Mindestmaß an Müßiggang, Lehrer machten das Führen von Tagebüchern zu einer lässlichen Aufgabe; Eltern schenkten ihren Kindern hübsch gebundene leere Bücher, um in ihnen die Freude an der Chronik ihrer Tage zu wecken“. – Diesen Zugang erschlossen zu haben, ist das Verdienst dieses wichtigen Buches, das ein tieferes Verständnis für die Mannigfaltigkeit der bürgerlichen Kultur vermittelt.

Die Liebesbriefe der Windsors, die England so erregten

Von JOACHIM NEANDER

Dieses Buch“, so beginnt das Vorwort des Herausgebers der englischen Originalausgabe, Michael Bloch, „erzählt die wohl berühmteste Liebesgeschichte der neueren Zeit“. Die Geschichte der zweimal geschiedenen Amerikanerin Wallis Simpson und des britischen Königs Edward VIII., der 1936 abdankte, um seine Wallis heiraten zu können.

Die Geschichte ist schon mehrfach erzählt worden. Die beiden Hauptpersonen haben Memoiren publiziert. Es gibt Biographien. Und nun die Briefe der Mrs. Simpson und späteren Herzogin von Windsor. Briefe an ihren Edward (oder auch an „David“, an „meinen Jungen“ oder den „kleinen König“, wie ihn gelegentlich nannte, aber auch Briefe an andere Personen, vor allem an ihre

Die Windsors: *Briefe einer großen Liebe*. Aus dem Englischen von Ingeborg Ebel und Gertrud Theiss. Droemer Knauer Verlag, München. 400 S., 29,80 Mark.

geliebte Tante Bessie in den USA, und natürlich auch viele von Edwards Antwortbriefen. Briefe zwischen 1931, als sie den damaligen Prinzen von Wales über eine Freundin kennenlernte, und 1937, dem Jahr ihrer glücklichen und doch nur durch den Thronverzicht möglich gewordenen Hochzeit.

Die Herzogin selbst wünschte die Veröffentlichung ihrer Briefe nach ihrem Tode. Sie sollten wohl den von ihr immer als tiefe Kränkung erlebten Vorwurf tilgen, sie habe sich an die Seite des Thronfolgers gedrängt. Im krankhaften Ehrgeiz, eines Tages Königin von England zu werden – in eine unmögliche Situation gebracht und so seine Abdankung unabwendbar gemacht.

Dieser Vorwurf läßt sich in der Tat so nicht halten. Die Briefe bestätigen: Im entscheidenden, dramatischen Augenblick Ende 1936 hat Wallis Simpson mehrfach vergeblich versucht, den Gordischen Knoten durch Verzicht auf den geliebten Mann und ihre eigene Rolle zu durchschneiden.

Die Briefe in diesem Buch zerstören viel von der Legende um das große Liebespaar,

das sich unter den Schlägen eines unerbittlichen Schicksals und den Verfolgungen einer mißgünstigen Umwelt gegen die Staatsräson und für das Glück zu zweit entschied. Das Bild schrumpft auf Kleinformat. Ein Fall für den Psychologen. Eine durchschnittliche, nicht besonders hübsche, mit einem gewissen Mutterwitz begabte, aber ansonsten in den höheren und wichtigeren Dingen der Welt und des Lebens kaum interessierte Bürgerfrau gerät durch Fügung oder Zufall an einen Prinzen, der irgendeinen Menschen sucht, an den er sich in seiner tiefen Unsicherheit und Einsamkeit hängen kann.

Es ist psychologisch sicher höchst interessant zu verfolgen, wie diese Frau, in deren Briefen bis dahin nie etwas anderes vorkommt als Geldsorgen, Probleme mit dem Küchenpersonal, Kleider, Parties, Dollars, Golf und Bridge in die Abhängigkeit des sensiblen Prinzen gerät. Auch in dessen Briefen spielt das Zeitgeschehen (immerhin politisch hochdramatische Jahre), spielen politische Utopien, die man Edward so oft andichten wollte, oder tiefere Gedanken über Gott und die Welt so gut wie keine Rolle. Es ist beinahe ein einziges Gestammel von Liebe, selbst in den Phasen, in denen die beiden mehrmals täglichendlose Telefongespräche führen. Das ist durchsetzt mit Elementen einer nicht mehr entschlüsselbaren Geheimsprache. Da werden Küsse des von beiden geliebten Hundes übermittelt. Da wimmelt es von drei- oder viermal unterstrichenen oder in Versalien geschriebenen Wörtern. Nur ein – allerdings besonders typischer – Satz als Beispiel (aus der Zeit kurz nach der Abdankung, aber noch vor der Verheiratung): „ALLE – jeder von UNS hier – senden allen bei EUCH Ochs, dicke Ochs zu Weihnachten, und jeder von UNS ist so traurig, weil wir einander keine Geschenke schicken können. ER (ich habe mir die Augen zu), Baum und Ferkelchen (halbe mir wieder die Augen zu) und alle Zwerglein vermissen EUCH ALLE in LOO VIEL mehr als sie sagen können.“

Das spielt, so seltsam das klingen mag, nur zwischen zwei Menschen. Dieser Mann

ist offenbar in eine kindliche Geheirnwelt geflüchtet. Auch ihre Briefe an den geliebten Mann haben am Schluß der in diesem Buch behandelten Lebensphase den Charakter kindlichen Stammelns. Man könnte auf die Idee kommen, das alles mit seinen Chiffren und Anspielungen habe einen eindeutig

Anzeige

Das besondere Geschenk

Die großen Begegnungen:
Konrad Adenauer – 14. Dala-Lama – König Friedrich IX. – Papst Paul VI. – Papst Pius XII. – Ferd. Sauerbruch – Mutter Teresa u. v. a. aus der Sicht einer großen Künstlerin
Yrsa von Leistner
398 S., 50 Abb., teils farb., Ln. DM 48,-



sexuellen Hintergrund. Dagegen spricht allerdings die Meinung von Winston Churchill, der von einem „eher seelisch“ als sexuell bestimmten Verhältnis gesprochen hat. Als Fazit läßt die Lektüre dieser Briefe, die natürlich in England großes Aufsehen erregt haben, die Erinnerung an zwei im Grunde bedauerenswerte, in ihrer Art liebenswerte Menschen zurück, die zu ihrem und zu Millionen anderer Menschen Glück nicht König und Königin geworden sind.

Unser Dankeschön für Sie: Wenn Sie für die WELT einen neuen Abonnenten gewinnen

Neuerscheinungen der Buchmesse 1986

Barr, Christopher: *Mago*
Baumann, Peter: *Das letzte Geheimnis der Inka*
Becker, Jurek: *Bronsteins Kinder*
Bear, Ulrich: *Ein lieber Mensch hat uns verlassen*
Bernhard, Thomas: *Auslöschung*
Binder, Gerhart: *Spione – Verräter – Patrioten*
Blaukopf, Herta und Kurt: *Die Wiener Philharmoniker*
Bumke, Joachim: *Höfische Kultur im Mittelalter*
Christie, Agatha: *Tödlicher Irrtum*
Colette: *Frauen*
Dali, Salvador: *So wird man Dali*
Danella, Ulla: *Die Unbesiegbaren*
Dasgupta, Alokaranjan: *Gelobt sei der Pfau*
Davis, Patti: *Mein Vater, der Präsident*

Doberer, Kurt K.: *Die Goldmacher*
Dourado, Autran: *Oper der Toten*
Duras, Marguerite: *Abahn Sabana David*
Dürr, Peter: *Physik und Transzendenz*
Dürrenmatt, Friedrich: *Der Auftrag*
Fekete, Julius: *Carl von Habsburg und die Stuttgarter Historienmaler*
Först, Walter: *Kleine Geschichte Nordrhein-Westfalens*
Frischmuth, Barbara: *Herrin der Tiere*
Fuentes, Carlos: *Der alte Gringo*
Gellermann, Günter W.: *Der Krieg, der nicht stattfand*
Gregor-Dellin, Martin: *Italienisches Tagebuch*
Gould, Glenn: *Von Bach bis Boulez*
Hahn, Otto: *Der Igel*
Handke, Peter: *Die Wiederholung*

Heller/Vogel: *Oberhaupt nicht komisch*
von Herzmanovsky-Orlando, Fritz: *Zwischen Prosa und Drama*
Highsmith, Patricia: *Elises Lebenslust*
Huntemann, Georg: *Der Himmel ist nicht auf Erden*
Italoalo, Ralf: *Vielvölkerstadt*
Kreisky, Bruno: *Zwischen den Zeiten*
Kreiser, Georg: *Worte ohne Lieder*
Kühn, August: *Meine Mutter 1907*
Kühn, Dieter: *Der Parzifal des Wolfram von Eschenbach*
Lasker-Schüler, Else: *Gesammelte Werke*
Leppmann, Wolfgang: *Gerhart Hauptmann*
Lessing, Doris: *Die Terroristin*
Lichtenberg, Hagen: *Sozialpolitik in der EG*
Loetscher, Hugo: *Die Papiere des Immunen*

Lottmann, Herbert: *Canus*
Mann, Golo: *Erinnerungen und Gedanken*
Mann, Golo/Müller, Konrad: *Adenauer*
Meyer-Leibnitz, Heinz: *Zeugen des Wissens*
Mohr, Reinhard: *Erfolg durch Partnerschaft*
Morita, Akio: *Made in Japan*
Morris, Desmond: *Körpersignale*
Murari, Timari: *Ein Tempel unserer Liebe*
Negretti/Nencini: *Die schönsten Armbanduhren vergangener Jahrzehnte*
Nestle, Klaus: *Die neue Höflichkeit*
Pasternak, Boris: *Geleitbrief*
Pulver, Corinne: *George Sand*
Purwin/Herles: *Eine Villa am Rhein*
Ruskin, Alexander S.: *Die Erzählungen*
von Rezzori, Gregor: *Kurze Reise über den langen Weg*

Rose, Peter: *Die Wolken*
Ross, Werner: *Tod der Erotik*
Roth, Philip: *Die Prager Orgie*
Sagan, Françoise: *Stehendes Gewitter*
Schädlitz, Hans Joachim: *Tallhoher*
Schütz, Bernhard: *Balthasar Neumann*
Schwarz, Hans-Peter: *Adenauer*
Sebestyén, György: *Die Werke der Einsamkeit*
Simon, Claude: *Anschaungsunterricht*
Solschenizyn, Alexander: *November sechzehn*
Steinbuch, Karl: *Schluß mit der ideologischen Verwüstung*
Swift, Graham: *Ein ernstes Leben*
Thamer, Hans-Ulrich: *Verführung und Gewalt*
Theis, e.o.: *Wissenstransfer zwischen Universität und Wirtschaft*

Thielicke, Helmut: *Das Bibellesebuch*
Tosini/Lazzari: *Goethe in Venedig*
Unruh, Karl: *Langemarck*
Updike, John: *Gedichte*
Vondenberg, Philipp: *Der Pompejaner*
Vidal, Gore: *Ich, Cyrus*
Winkler, Heinz: *Die große Küche und ihre kleinen Geheimnisse*
Wischnewskaja, Galina: *Galina*
Yourcenar, Marguerite: *Der Fangschuß*
Zeller, Eva: *Nein und Amen*
Zumbach, Frank T.: *Edgar Allan Poe*

DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Der neue Abonnent kann den Auktions innerhalb von 10 Tagen rechtzeitige Abmeldung gütigst schriftlich widerrufen bei: DIE WELT, Vertrieb, Postfach 30 58 30, 2000 Hamburg 36.

An: DIE WELT, Vertrieb, Postfach 30 58 30, 2000 Hamburg 36

Prämien-Gutschein
Ich bin der Vermittler. Ich habe einen neuen WELT-Abonnenten gewonnen (siehe untenstehenden Bestellschein).

Mein Buch-Wunsch _____

Vorname/Nachname: _____
Straße/Nr.: _____
PLZ/Ort: _____
Vorw./Tel.: _____ Datum: _____

Der neue Abonnent gehört nicht zu meinem Haushalt. Die Dankeschön-Prämie steht mir zu, wenn das erste Bezugsgeld für das neue Abonnement beim Verlag eingegangen ist.

Unterschrift des Vermittlers: _____

Bestellschein
Ich bin der neue WELT-Abonnent. Bitte liefern Sie mir die WELT mindestens 12 Monate ins Haus. Der günstige Abonnementpreis beträgt im Inland monatlich DM 27,10, anteilige Versandkosten und Mehrwertsteuer eingeschlossen. Die Abonnements-Bedingungen ergeben sich aus dem Impressum der WELT. Ich war während des letzten halben Jahres nicht Abonnent der WELT.

Vorname/Nachname: _____
Straße/Nr.: _____
PLZ/Ort: _____
Vorw./Tel.: _____ Datum: _____

Unterschrift des neuen Abonnenten: _____
Ich habe das Recht, diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen (rechtzeitige Abmeldung gütigst schriftlich zu widerrufen bei: DIE WELT, Vertrieb, Postfach 30 58 30, 2000 Hamburg 36.

Unterschrift des neuen Abonnenten: _____

Bestsellerautor

»Neokonservativ

ist der Widerstand

gegen die

ideologische

Verwüstung!«



Karl Steinbuch

SCHLUSS MIT DER
IDEOLOGISCHEN
VERWÜSTUNG

»Schluß mit der ideologischen Verwüstung!« - damit meint Karl Steinbuch die Beendigung eines politischen Zustandes, in dem lebenswichtige und unaufschiebbare Entscheidungen nicht auf der Grundlage rationalen Abwägens, sondern im Sog ideologischer Vorurteile getroffen werden - wie schlecht die Folgen auch sein mögen. Schluß mit der ideologischen Verwüstung ist nach Steinbuch das Gebot der Stunde, damit aus dem Land des Wirtschaftswunders nicht der kranke Mann Europas wird. Denn, so Steinbuchs Analyse: - Seit dem offensichtlichen Scheitern der Visionen der sozialliberalen Ära herrscht in weiten Kreisen der Gesellschaft der Bundesrepublik Rattlosigkeit, apokalyptischer Pessimismus und soziale Schizophrenie. - Die kulturelle Evolution, - lebenswichtig für eine freie Gesellschaft - funktioniert nicht mehr. Steinbuch weist dies insbesondere nach am Beispiel der gescheiterten Bildungsreform und verweist auf die Folgen: Die Kritik, wesentlicher Bestandteil einer freiheitlichen Demokratie, ist verwildert - Das Bildungssystem ist den heutigen Anforderungen nicht gewachsen - Rhetorik schlägt die Vernunft. Die Bundesrepublik Deutschland also ein Land ohne Hoffnung - ein Volk ohne Willen? Steinbuch meint nein. Allerdings schreibt er: »Neokonservativ ist der Widerstand.« Damit

meint er den dringlichen Anruf an uns alle, uns wieder auf den Gebrauch des Verstandes zu besinnen: »Eine Kultur hat ihr Ende beschlossen, wenn sie sich mit Amüsement begnügt und nicht mehr die Wahrheit sucht!« Dies gilt es nach Steinbuch zu tun: Den Verwirrungen des Zeitgeistes mutig zu widersprechen, sich Vorbilder zu suchen, Vorbild zu sein: Menschen zu sein und Menschen zu formen, die sich mit Disziplin und Mut für die Bewahrung, die Entwicklung und die Verteidigung unserer freiheitlichen Demokratie einsetzen.

Karl Steinbuch: Schluß mit der ideologischen Verwüstung
Pflöcker für die brachliegende Vernunft
208 Seiten, Format 14 x 21 cm, gebunden DM 34,-, ISBN 3-512-00761-9

BUSSE SEEWALD
Postfach 1344 · 4900 Herford · Tel. 0 52 21 / 77 50

Altmeister Grant
zeigt uns Rom

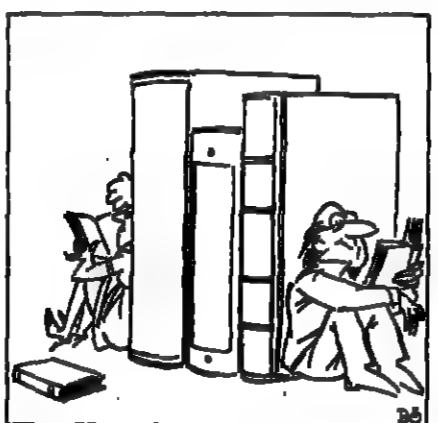
Von BERNHARD KYTZLER

Grant ist ein produktiver Autor, vielfach auch ins Deutsche übersetzt. Porträts so gegensätzlicher Gestalten wie Cäsar oder Jesus, Paulus oder Nero, Alexander oder Kleopatra, unterschiedliche Sujets wie das Heilige Land oder Pompei, Numismatik oder Erotik, Gladiatoren oder große Historiker oder die wichtigsten Wendepunkte der Geschichte der Alten Welt sind seine Themen. Dem Autor des »Who is Who in Classical Mythology« mangelt es auch nicht an Würden und Ehrenstellen: Präsident der Queen's University in Belfast und der Königlich Numismatischen Gesellschaft, Fellow in Cambridge, Professor in Edinburgh, Dr. jur. h. c. Er genießt nun seinen Ruhestand in der Sonne des Südens, in Gattaiola bei Lucca in Oberitalien.

Sein im Deutschen jüngstes Werk »Die Geschichte Roms«, ist nicht eigentlich neu. Es ist im englischen Original bereits 1976 erschienen. Ob an der Verzögerung der Veröffentlichung in »Greece and Rome« Schuld ist? Wie immer: Was dort, im Fachjournal, angekündigt wurde, könnte hier, für den Leser, vielleicht gar ein Vorzug sein: der Akzent auf

Natürlich finden auch die römischen Rebellien viel Aufmerksamkeit. Für Catilina sind etwa ebensoviel Seiten reserviert wie in der (im übrigen gleich langen) »Römischen Geschichte« von Alfred Heuss. Zellen. War der deutsche Althistoriker der Ansicht, Catilina könne für »die durch ihn dargestellte Episode keinen Anspruch auf eingehende Schilderung erheben«, so gibt das englische Werk ihm gerade umgekehrt reichlich Raum. Wo Heuss Phänomene kondensiert - wenn auch nicht gerade fesselnd - vorführt, läßt Grant Profile erscheinen, die Interesse wecken, auch wenn ihre historische Rolle eher gering geraten ist.

Als Anhang erscheinen am Ende drei Seiten Bibliographie, sechs Stammbäume, eine Zeittafel u. a. m. Lohnender in der Mitte die Bildbeigaben; die Aufgabe, mit 56 kleinformati-



Michael Grant:
Die Geschichte Roms
Von den Etruskern bis zum Untergang des Römischen Reiches. Aus dem Englischen von Hans Jürgen Baron von Koskull. Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach. 416 S., zahlr. Abb., 48 Mark.

dem Erzählischen, das Hervortreten des Faktischen und demgegenüber das Zurücktreten der gelehrten analytischen Diskussion. Grants Darstellung richtet ihr Interesse auf die großen Gestalten der Geschichte: Sie sind es, die scharf ins Licht gerückt werden, ihr persönliches Profil steht für Strömungen, Phasen, Entwicklungsvorgänge. Dabei sind nicht allein die bedeutenden Römer im Blick; auch die Welt der »Barbaren« ist einbezogen, die der Invasoren und Angreifer und Aufständische gegen Rom, von Hannibal bis Schapur, von Pyrrhus bis zu den Makhabeern. Auch der kulturellen Gegenwart ist gedacht, von Mani bis Mohammed. Unter den etwa vierhundert Gestalten nur ein Viertel hundert Frauen: wenige, die durch ihre herrscherliche Kontur auffallen, wie Kleopatra oder Boudicca oder Zenobia. Die meisten erscheinen als »Gattin des« oder »Tochter des« mit nur relativem Stellenwert.

und mehr politischer und kultureller Geschichte adäquat zu illustrieren, ist gewiß unlösbar. Doch ist sie hier mit viel Geschick angegangen und durch die Vielzahl der Münzbilder (ein Drittel) in eigener Weise akzentuiert. Freilich muß man die Beischriften mehrfach korrigieren: 24 ist kein »Gipsfinger«, sondern eine Gipsfigur, 55 feiert den Völkerring, Triumphator gentium, nicht rentium.

Roms geschichtliche Entwicklung als exemplarischer Fall europäischer Möglichkeiten bleibt ein unerschöpfliches Thema. Hier ist es leicht aufbereitet, faktenreich vorgeführt, fern jeglicher früheren Verhimmelung.



Michelangelo gerät in Rage: Sarkastisch nachempfunden von Ralph Steadman

Steadman persifliert Leonardo da Vinci

Von PETER DITTMAR

Sarkasmus, wenn er mit graphischer Brillanz und Einfallsreichtum gepaart ist, genügt vollumfänglich, um das Mißvergnügen an den Menschen in groteske Bilder zu fassen. Der Engländer Ralph Steadman hat das gerade mit »Ich, Leonardo« (Gerstenberg Verlag, Hildesheim. 128 S., 68 Mark) wiederum dekorativ praktiziert. Es ist eine Bilderfolge, die Leonardo da Vincis Repertoir

travestiert und mit einer fiktiven Autobiographie verbindet. Die Zeichnungen begnügen sich dabei mit der Häßlichkeit des Menschen, wie sie Leonardo in seinen Skizzen und Studien immer wieder umkreiste. Das ist von Steadman zweifellos subtil gezeichnet und koloriert. Aber da auch diese Bilder unisono von der Häßlichkeit der Welt tönen, wirkt das Ganze recht monoton. Szenen wie im Palazzo Vecchio, wo Leonardo

die eine Hauptwand des großen Saales, Michelangelo die andere bemalen sollte, und Steadman daraus eine Schlacht der Maler entwickelt, die sich angiften und mit Farben bewerfen, sind leider selten. Die Parodie ist eine Kunst, für die das Handwerk des Karikaturisten ganz offenbar allein nicht ausreicht.

Die Wunderwelt der Azteken

Der Katalog der Ausstellung »Glanz und Untergang des alten Mexiko« ist mit seinem Ladenpreis von 68 Mark nicht gerade billig, aber trotzdem sein Geld wert (Zabern Verlag, Mainz. 574 S., zahlr. Abb.). Die Farbillustrationen und Schwarzweißbilder auf Kunstdruckpapier verraten außer sorgfältiger Arbeit auch ein gehöriges Quantum an verlegerischem Ehrgeiz. Auch inhaltlich genügt der so hervorragend präsentierte Band allen Ansprüchen, die zukünftige Archäologen ebenso wie die Heere von Touristen, die alljährlich auf den Spuren der Azteken Mexiko durchstreifen, an eine aktuelle Publikation stellen.

nur der aztekischen Hinterlassenschaft, sondern auch der ihrer Vorgänger - der Tolteken und Chichimeken, der Olmeken, Zapoteken und Mixteken - gebührende Aufmerksamkeit widmen. Ebenso wird die Zerstörung und Wiederentdeckung der aztekischen Kultur durch die spanischen Eroberer sachverständig beschrieben.

Besonders hervorzuheben ist der Bericht des mexikanischen Archäologen Eduardo Matos Moctezuma über die erst 1978 bis 1982 erfolgte Freilegung des aztekischen Haupttempels in der heutigen Sechzehn-Millionen-Stadt Neu-Mexiko. Der zweite Teil des Katalogs kommentiert kurz, prägnant und mit steckbrieflicher Akribie die 357 Exponate der Ausstellung, von denen 119 aus diesem »Templo Mayor« stammen. Zeitfabel, Karten und Glossar sowie eine umfangreiche Bibliographie ebnen den Weg zu weiterer Beschäftigung mit der wunderbaren Welt der Azteken. RUDOLF PÖRTNER



Der Mensch schlechthin: Aztekische Skulptur eines stehenden Mannes

Becks
Erotikon

Christentum und Erotik: Wie extrem konfliktreich diese Beziehung in Byzanz war, in einer Gesellschaft mit festgefügtem, von einer Staatskirche sanktionierten Verhaltenskodex, schildert mit Hans-Georg Beck ein exzellenter Fachmann. Die Orthodoxie setzte gerade in der Erotik und Sexualität so hohe Ziele, daß für ein christlich verstandenes Leben inmitten der Welt nicht viel Raum blieb.

Beck bringt dies auf den anschaulichen Nenner: »Die Orthodoxie war am Höhenflug des Menschen interessiert, und sie vernachlässigte darüber die Sturzbahn.« So blieb der Christ, der sich diesen Höhenflügen nicht zu trauerte, vielleicht auch nicht zutrauen wollte, weithin auf sich allein gestellt, ohne Zuspruch durch die Theologen.

Die Kirchenväter Basileos von Caesarea und Johannes Chrysostomos formulierten bereits im vierten Jahrhundert die Regeln für ein vorbildliches Leben, das nur die strikte Alternative kennt: entweder ein dem Keuschheitsgebot geweihtes Dasein oder die Monogamie. Wobei Ehe allerdings hier

Hans-Georg Beck:
Byzantinisches Erotikon
Verlag C. H. Beck, München. 234 S., 45 Mark.

grundsätzlich eine moralische Unterlegenheit der Frau impliziert: Eva, die ewige Verführerin, ist dem Mann ein Hindernis auf dem beschwerlichen Pfad zur Tugend.

Liebe zwischen gleichwertigen Partnern? »Paar« ist eine heilige Vorstellung. Die Theologie hielt am archaischen Bild der Frau fest, solange es ging. Auf Dauer konnte die Orthodoxie freilich nicht verhindern, daß auch in Byzanz Weiblichkeit zur Waffe wurde - bei Kaiserinnen wie der hochgebildeten Eudokia oder der klugen Theodora, bei der herrschsüchtigen Irene oder der »Aufsteigerin« Theophano, die ihren Weg ziestrebig aus der väterlichen Kneipe auf den Thron von Konstantinopel ging.

Auch in der Literatur bebaute sich die »Natur« gegen allzu strenge kirchliche Normen, waren Liebe und Erotik ein Thema, zuweilen mit einem Schuß Frivolität. Vom Epigrammatiker Paulos Silentiarios aus dem sechsten Jahrhundert stammen folgende deutschen Verse: »Demos Kisse sind weich, lang küßt und laut Galateia; / Doris wiederum beißt. Wo ist der größere Reiz?« - Es kam, wie es kommen mußte: Der moralische Rigorismus endete in Rückzugsgefechten, und der »normale Byzantiner« arrangierte sich. BRIGITTE HELFER

»Ein außerordentliches
Buch: geschrieben hat
es ein einzigartiger
Autor, der einer unvergleichbaren Familie
entstammt.

GOLO
MANN
Erinnerungen
und Gedanken
Eine Jugend
in Deutschland

GOLO MANN
Erinnerungen und Gedanken.
Eine Jugend in Deutschland
576 Seiten. Leinen DM 48,-

S. Fischer



... Wir verdanken Golo Mann ein ungewöhnliches Deutschland-Buch. Es ist anregend, belebend und - das sollten wir nicht unterschätzen - in hohem Maße unterhaltend. Denn es triumphiert hier das Autors ausgeprägter Sinn für das Anschauliche und das Anekdotische, für das Pointierte und das Aphoristische. Und ob Golo Mann erzählt oder berichtet, meditiert oder polemisiert - er schreibt stets klar und genau, seine Sprache ist frei von Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit, und eben deshalb werden von diesem Autor schwierige und subtile Sachverhalte scheinbar mühelos einsichtig und durchsichtig gemacht. Das Buch »Erinnerungen und Gedanken« ist weise und, aller Bitterkeit zum Trotz, zugleich auf seine Art heiter. Marcel Reich-Ranicki

S. Fischer

S.F. – eine wahre Crux in Deutschland

Von JÖRG WEIGAND

Das Jahr 1985 war für die Science Fiction produzierenden Verlage in den USA das Rekordjahr schlechthin. Mit einer Steigerung der Produktion um fast 14 Prozent wurden kühnste Erwartungen weit übertroffen. Nach einer Statistik der Fachzeitschrift „Locus“ war gut jeder zweite Band – über 700 Titel – eine Erstveröffentlichung. Zu registrieren ist auch, daß erstmals, nach mehreren Jahren des Rückgangs, die reine Science Fiction die Fantasy wieder in der Zahl der Erstveröffentlichungen überholt hat. Dieser Trend scheint sich 1986 fortzusetzen zu haben.

Nachdem noch vor wenigen Jahren der Boom scheinbar kaum zu bremsen war, (es gab jährlich zwischen 400 und 500 Titel), sackte demgegenüber in der Bundesrepublik der Verkauf in den Keller ab. Die meisten deutschen Verlage mußten ihr Programm kürzen, die Auflagen wurden reduziert. Und mit weiteren Kürzungen muß wohl gerechnet werden. Ganz schlimm sieht es bei den Anthologien aus; praktisch alle Häuser erwerben hier keine Manuskripte mehr – und das ausgerechnet auf dem Kurzgeschichtenmarkt, auf dem gerade die Nachwuchsautoren traditionell ihr Talent erproben.

An den deutschen Schriftstellern kann die Misere schwerlich liegen. Denn selbst in den besten Verkaufsjahren stammte nur ein Bruchteil der veröffentlichten Titel von ihnen. Die meisten Manuskripte kamen aus dem Ausland. Die Verlage sollten ruhig die Hauptschuld bei sich selber suchen. Zum einen haben sie in den Zeiten der Euphorie die Programme ohne Rücksicht auf den Markt ausgedehnt; es wurde nicht analysiert, inwieweit er überhaupt aufnahmefähig war. Man pöbelte über den Damm, münkte von acht- bis zehntausend Stammlesern beziehungsweise Sammlern, die praktisch jeden Titel kauften würden. Jetzt weiß man, daß diese Schätzung viel zu hoch angesetzt war.

Dazu kam, daß so gut wie nichts getan wurde, der Science Fiction neue Leserkreise zu erschließen. Gewiß konnten Film-Bücher um „Star Wars“ oder „Alien“ mehr Käufer als gewöhnlich mobilisieren, doch das waren sporadische Erfolge, sie reichten bei weitem nicht aus. Die Masse der Titel wurde Monat für Monat am großen Publikum vorbeigepusht.

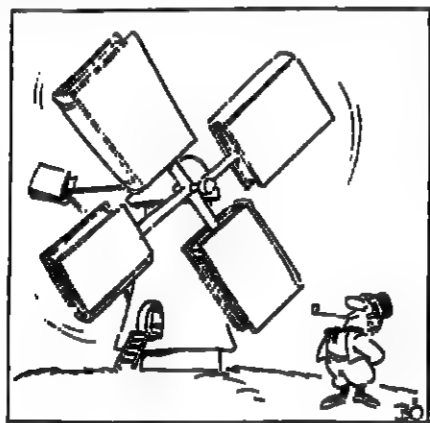
Und dann gab es parallel dazu eine unheilvolle Tendenz, die sich zeitweilig fast zur Hysterie in den Lektoren steigerte: Um der Konkurrenz das Wasser abzugraben, wurde aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten fast unbegrenzt eingekauft. Jeder Titel, jeder Autor, von dem auch nur vermutet wurde, er könnte drüben ein Erfolg werden (oder der ganz einfach einen geschickten Agenten hatte), wurde erworben. Schund gesellte sich neben Experimentelles und Beides erwies sich auf breiter Ebene letztlich als unsatzbar.

Eine weitere Kehrseite dieses Hamsterns von Verlagsrechten: Die Lizenzgelder schnellten in die Höhe. Eine vernünftige Kalkulation wurde zur Seltenheit, selbst bei einem weit offenen Markt wären die Kosten kaum in Grenzen umzuzäunen gewesen. Und da neben den Spitzentiteln auch die Durchschnittsware überproportional teuer wurde, war der Kollaps nur eine Frage der Zeit. Doch da versuchte man es in verschiedenen Verlagen lieber noch einmal mit einer Ausweitung des Programms, als ließe sich die Leserschaft zwingen, bei dieser Schreckensralley weiter mitzumachen. Die Krise war da.

Es gibt inzwischen Reihen, deren erste Auflage über sechs- bis siebentausend Exemplare nicht hinausgeht. Und da es in den meisten Fällen bei dieser ersten Auflage bleibt, immer öfter selbst bei prominenten Amerikanern die Verkäufe bei vier- bis fünftausend Stück stagnieren, verläuft der Weg ziemlich geradlinig in den Ruin.

Eine intensive Zusammenarbeit zwischen

Lektor und Autor hat es für den Bereich der deutschsprachigen Science Fiction kaum einmal gegeben. Auch noch nicht druckfertige Manuskripte wurden vielfach (fast) so veröffentlicht, wie sie abgeliefert worden waren. Warum hat sich eigentlich kaum jemand die Mühe gemacht, einen Stamm von Hausautoren in gemeinsamer Arbeit aufzubauen und sie dem Publikum nahezubringen? Die sattsam bekannte Überlastung der Lektoren in den Taschenbuchverlagen kann da nicht als Entschuldigung, allenfalls als Erklärung dienen. Der alte Verlegergrundsatz,

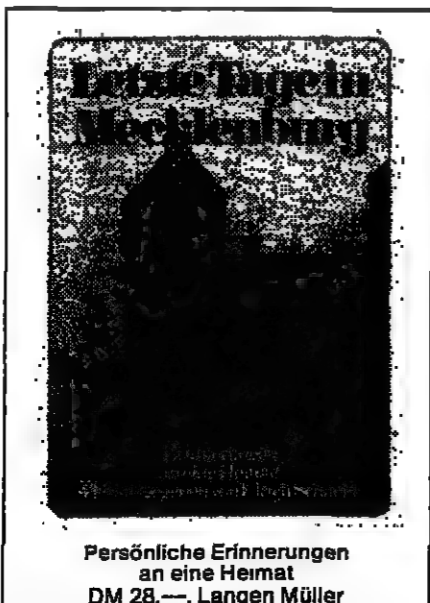


daß ein Manuskript, an dem gefeilt werden mußte, nicht unbearbeitet in den Satz gehen darf, gilt schließlich für den Taschenbuchbereich ebenso wie für jeden anderen Verlagssektor.

Wie sieht's auf der Kostenseite aus? Legen wir das Manuskript eines deutschen Autors (annehmbarer Qualität vorausgesetzt) mit einem Umfang von 200 Druckseiten zugrunde, bei einem kalkulierten Endverkaufspreis des Taschenbuchs von 7,80 Mark. Der Verfasser erhält, wenn er einen guten Vertrag hat, vielleicht ein Garantiehonorar auf 15 000 Exemplare, gleichgültig, wie hoch oder niedrig die Erstauflage aus sein mag. Das wären bei einem Autorenanteil von fünf Prozent am Verkaufspreis 5850 Mark.

Gegenrechnung: Ein Amerikaner mittlerer Qualität ist mit einem ähnlich umfangreichen Text ebenfalls kaum unter diesen rund 6000 Mark in Lizenz zu erwerben. Doch kommen dann allerdings Übersetzungskosten, die auf 2600 Mark veranschlagt werden können. Mehr gibt es von Taschenbuchverlagen kaum einmal – wenig genug, wodurch sich die oft mangelhafte Qualität erklärt. Die reinen Kosten für die Textbeschaffung belaufen sich somit bei einem amerikanischen Durchschnittsautor auf rund 8500 Mark, das sind also etwa zweieinhalbtausend Mark mehr als beim deutschen Kollegen. Wie soll sich das rechnen?

Das richtige Rezept müßte lauten: deutsche Autoren suchen und fördern, auch wenn dies arbeitsintensiver sein sollte als

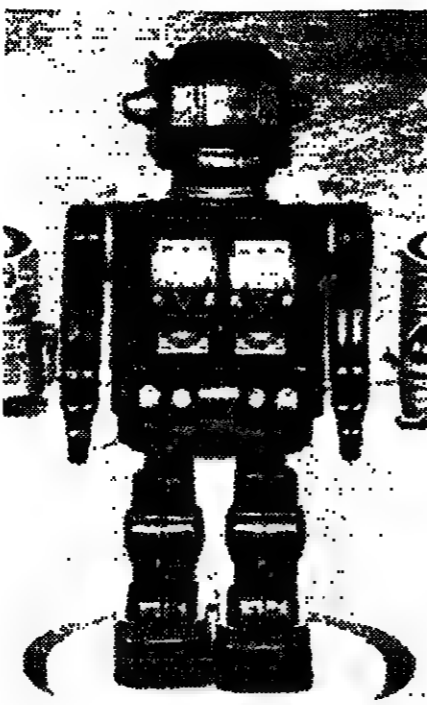


Persönliche Erinnerungen an eine Heimat
DM 28,—, Langen Müller

Alles über Kattowitz

Erst 1865 wurde der oberschlesische Industriestandort Kattowitz das Stadtrecht verliehen. Aus diesem Anlaß hat der jüngst verstorbene Helmut Kostorz unter Mitarbeit von Sigmund Karasi – beide Autoren sind gebürtige Kattowitzer – einen Sammelband „Kattowitz. Seine Geschichte und Gegenwart“ (Oberschlesischer Heimatverlag, Dülmen, 284 S., 46 Mark) herausgebracht, der 19 Aufsätze zur Geschichte, Kultur und Sozialstruktur dieser jungen Stadt und ihrer Umgebung enthält. Jedermann kann hier profitieren.

J.B.B.

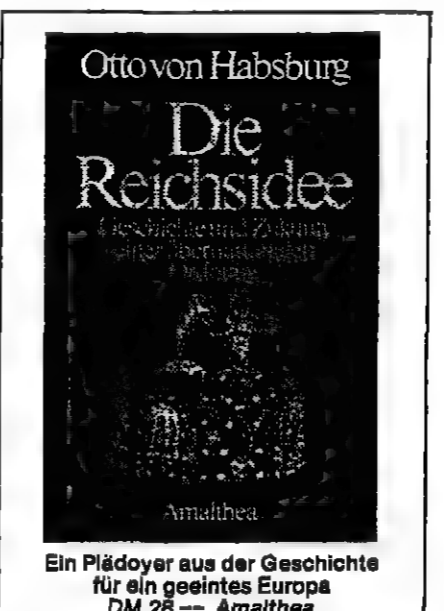


Zukunftsträume und Furcht: Der Roboter vor dem Menschen
FOTO: DPA

der Lizenzabdruck amerikanischer Titel. Da für gäbe es ein weiteres Argument: die Zweitverwertbarkeit. Zwar haben noch nicht viele deutsche Autoren den Sprung in eine Buchgemeinschaft geschafft, und auch der amerikanische Markt blieb ihnen meist verschlossen, doch die europäischen Nachbarn bieten interessante Möglichkeiten – von den Niederlanden über Frankreich bis Italien und Spanien, nicht zu vergessen die skandinavischen Länder. Auch Japan, wo die Science Fiction sich nach wie vor gut verkaufen läßt, böte Chancen.

Es gibt nur einen Verlag, der dies früh erkannt und konsequent genutzt hat: Mowig mit dem vielgeschmähten „Perry Rhodan“, der in diesem September seinen 25. Geburtstag feiern konnte. Mit Blick auf breite Leserschichten arbeiten hier Lektoren mit den Autoren intensiv zusammen. Taschenbücher und Hardcover ergänzen inzwischen die Heftserie. Der (auch internationale) Erfolg gibt dem Verlag recht.

Die anderen versuchen, was in tiefen Krisen immer versucht wird: Sie zetteln einen Preiskrieg an. Seit einiger Zeit gibt es die sogenannten „Zehn-Mark-Bücher“, dicke Schwarten von 500 und mehr Seiten Umfang, Nachdrucke zumeist, doch auch Erstveröffentlichungen. Gelegentlich ist die Zehn-Mark-Grenze schon unterschritten worden. Viel Buch für wenig Geld? Schön wäre es. In Wahrheit reduziert man dadurch die Chance empfindlich, dann noch ein normales Taschenbuch mit 200 Seiten für 7,80 Mark zu verkaufen. Die Verlage tun auf diese Weise alles, sich um die Kunden für reguläre Ware zu bringen. Sie machen den Taschenbuchmarkt zum Billigpreismarkt immerwährender Sonderangebote und nehmen sich selbst dadurch jede Chance der Innovation.



Ein Plädoyer aus der Geschichte für ein geeintes Europa
DM 28,—, Amalthea

Härtling will überzeugen

Zwei Uhr morgens in einem Hotelzimmer in Tübingen, Station eines „Vorlese-Marathons“. Aufgewühlt von einer Diskussion mit jüngeren Zuhörern, beginnt Peter Härtling einen „Brief an meine Kinder“ zu schreiben (Rastus Verlag, Stuttgart, 64 S., 16 Mark). Die Niederschrift wird über fünf Monate – bis April 1986 – fortgesetzt. Ihr ist zu entnehmen, daß der Autor und seine Kinder zwischen Wüten und Resignation schwanken, und zwar führender Politiker des Westens wegen, die sie für „amoralisch bis ins Mark“ halten. Überzeugt, daß seine Generation übliche Müßiggang hinsichtlich der neuen Technologien den Nachkommen hinterlasse, erwartet der Autor von seinen Kindern, daß sie Wandel schaffen.

Anhang des schmalen Bandes bildet die am 15. 11. 85 in Tübingen gehaltene Dankesrede Peter Härtlings für den ihm zugesprochenen Preis der „Stiftung zur Förderung der geistigen und künstlerischen Arbeit“. Der Preis ist von der Württembergischen Hypothekbank eingerichtet und vom Land Baden-Württemberg gefördert. – Erstausgabe ist in dem vorausgegangenen „Brief an meine Kinder“ zu lesen, daß der Redetext dem Verfasser Mühe bereite, weil er „gegen den Widerstand einer Zuhörerschaft“ schreibe; womöglich sitzen „Honoratioren“ im Publikum sitzen. Ja, wie? Hatte etwa die Hypothekbank Peter Härtling zur Annahme des Preises gepöpstelt? Das wäre wirklich ein finsternes Kapitalistenstück.

ESTHER KNORR-ANDERS

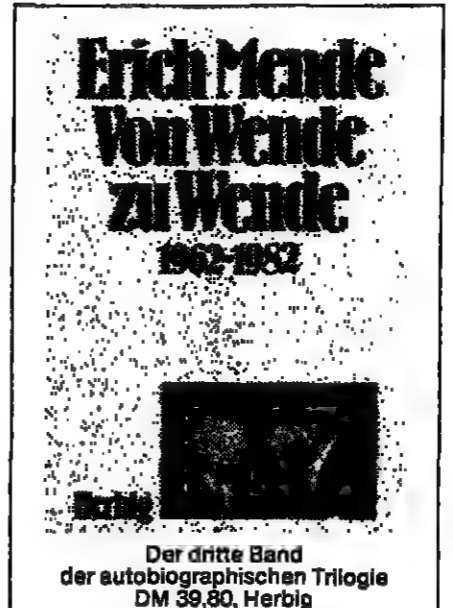
Messner verzichtet auf keinen Gipfel

Von WALTER-H. RUEB

Der berühmteste Bergsteiger unserer Zeit ist zu seiner längsten Expedition aufgebrochen: er will dem 9000 Kilometer langen Weg der Sherpas durch Tibet folgen, anschließend zwei Achttausender bezwingen. Gipfelsiege auf Makalu und Lhotse fehlen ihm noch, dann ist Reinhold Messner der erste und einzige Mensch, der alle 14 Achttausender der Welt geschafft hat. Vor dem Abflug zu seiner großen Reise hatte Reinhold Messner sein jüngstes Buch schon in der Tasche: „Wettlauf zum Gipfel“ (Strategie und Taktik meiner Höchstleistungen. Herbig Verlag, München, 160 S., zahlr. Abb., 38 Mark.). Messner bezeichnete seine Aufzeichnungen in diesem Band als Summe seiner Bergenerfahrungen; er sprach ganz offen von Abschied, wenn auch nur von einem Abschied vom Bergsteigen. Natürlich fehlt es im Buch nicht an Fotos, Berichten und Kommentaren über die neuesten und spektakulärsten Siege und Niederlagen des „Achttausendersassens“ bei der Gasherbrum-Überschreitung, Erstbesteigung der Annapurna-Wand, gescheiterter Makalu-Besteigung im Winter – schließlich gibt es ja auch Verpflichtungen gegenüber Sponsoren und Medien.

Am Schluß des informativen und spannenden Buches rechtfertigt sich Messner gegenüber jenen, die sein Tun als elitär, ja als verrückt bezeichnen. „Nicht wer die Grenzen überspringt, die in uns liegen, ist ver-

rückt, sondern wer sie negiert... Ich plädiere für Mut, nicht für Größenwahn, für Selbstforderung, die adelt, und nicht für jene hehren Phrasen, mit denen sich so viele beweihräuchern. Solange die junge Generation lebt, als habe sie keine Idee, und die alte, als habe sie den Schlüssel zum wahren Alpinismus, will ich weiter klettern.“



Der dritte Band der autobiographischen Trilogie
DM 39,80, Herbig



Von VERA ZYLKA

Nach seinem Welterfolg „Das Jahrhundert der Chirurgie“ widmet sich Jürgen Thorwald, gleichzeitiger Arzt und Philosoph, in seinem neuesten Werk wiederum seinem Lieblings Thema: der operativen Medizin. „Im zerbrechlichen Haus der Seele“ führt er Stein auf Stein zu grandiosen Gebäuden der Gehirnchirurgie. Unerschöpflich scheinen die historischen Quellen, die Thorwald freilegt. Er zaubert die Atmosphäre des Jahrhunderts.

Vor „seinem“ Jahrhundert prägte ein unbekannter Ägypter zur Zeit des alten Pharaonenreichs, in den Jahren um dreitausend vor Christi Geburt, in Hieroglyphen den Begriff „Gehirn“, als er die Geschichte von 27 Gehirnkranke und Schädelverletzten der Nachwelt hinterließ. Seine

Jürgen Thorwald: Im zerbrechlichen Haus der Seele. Moch und Ohnmacht der Gehirnchirurgie. Verlag Droemer Knaur, München. 352 S., 38 Mark.

damalige Aussage – „dies ist eine Krankheit, die man nicht behandeln kann“ – betraf einen Verletzten, dessen Sprachzentrum durch Zerschmetterung des Schädels in der linken Schläfe zerstört war.

Fast fünf Jahrtausende war die Feststellung, „man kann Hirnkrankheiten nicht behandeln“, ein Grundsatz, der keines Beweises bedurfte. Trotzdem hatten in dieser Zeit Mediziner, Zauberer, Barbieri, Steinsteher und schließlich Chirurgen das Gehirn zum Objekt ihrer Barbarei gemacht. Der Eindruck der Unheilbarkeit hielt bis in unsere Zeit vor. So erlitt ein Assistent des Briten Victor Horsley, des Vaters der Neurochirurgie, nach dreistündiger Operation eines schnell gewachsenen Hirntumors einen Zusammenbruch, den er mit den Worten quittierte: „Das war keine Operation. Das war eine Schlichterei.“ Horsleys Erwiderung auf die Reaktion seines jungen Kollegen: „So unvollkommen unsere Erkenntnisse aus dem Gehirn waren, die einzige Behandlung eines Gehirntumors besteht in der Operation.“ Dabei waren die Voraussetzungen für derartige Eingriffe am Gehirn noch völlig unzureichend. Zur Blutstillung gab es lediglich Wachs; Gefäßverbindungen und Infektionslehre waren unbekannt. Zur „Desinfektion“ begnügte man sich mit Karbol, was dem Operateur Horsley den Spitznamen „Karbol-Lord“ einbrachte.

Er war derjenige, der im Jahre 1875 die erste Hirnoperation durchführte, indem er vernarbtes Hirngewebe herauschnitt. Bereits 1887 entfernte er erstmalig aus dem Wirbelkanal eines Querschnittgelähmten einen Rückenmarkstumor, wodurch es ihm gelang, den Patienten endgültig zu heilen.

Der Name Horsley und seine empirischen operativen Leistungen mögen hier nur als ein Beispiel für die Vielzahl herausragender Leistungen von Neurochirurgen stehen, die Thorwald bis in die kleinsten Einzelheiten beschreibt. Eines der umfassendsten Kapitel widmet der Autor dem Gehirnchirurgen Wilhelm Penfield, der das erste allumfassende neurologische Institut im kanadischen Montreal errichtete.

Jürgen Thorwald offenbart in seinem Buch nicht nur ein umfassendes medizinisches Wissen, sondern auch fundierte historische Kenntnisse. Die schwierige Materie der Neurochirurgie vermag er durch Einflechtung menschlicher Tragödien wie Komödien packend zu gestalten.



Die Antwort auf Waltraut – mit den Texten der „Report“-Enthüllungen
DM 19,80, Herbig

Sagan und die Gräfin

Von H. J. SCHMELZER

Françoise Sagan neuer Roman dürfte die Leser in mancher Hinsicht überraschen. Wer sich auf die für Sagan-Geschichten typische Szenerie aus Spielbanken, Luxusstrandhotels und jaulenden Rennpisten gefaßt macht, muß sich gründlich umstellen: weit und breit kein Jet, keine Sportlimousine, nicht einmal eine Teerstreife. Wir schreiben das Jahr 1632, Zeitläufer des Bürgerkönigs Louis Philippe, dessen Untertanen von „Gesetzen, Vorurteilen und Schrecken verdrückt“ wurden. In den Mittelpunkt tritt Flora, blutjung und zum Verlocken schön, Witwe eines englischen

Françoise Sagan: Stehendes Gewitter. Aus dem Französischen von Arja Wilms. Bertelsmann Verlag, München. 224 S., 29,80 Mark.

Lords, die auf ihr aquitanisches Heimatschloß zurückgekehrt ist. Ihre große Liebe ist ein junger gefeierter Dichter von unwiderstehlicher Anziehungskraft, ein Bauernsohn, so lesen wir, der „seine Heugabel mit einer Harle und seinen Strohhut gegen einen Glorienschein vertauscht“.

In Paris erhebt der König ihn in den Ritterstand. Doch welcher Krautbaron in der Provinz erkennt den Parvenu schon an? Man rümpft die Nase, als Gräfin Flora mit diesem Ackerpoeten eine Liebschaft eingeht. Auf einem Schloßball kommt es zu Beleidigungen, es setzt Ohrringen, und am Morgen wälzt sich ein Marquis neben seinem mauteloten Bruder im Blut.

Aber es kommt noch viel schlimmer: denn nachdem der dichtende Bauernlummel einmal ins gräßliche Bett geschlüpft ist, berührt er die Dame mit einer Kammerzofe, die zur Stütze ihres Sexorgans außerdem noch zwei Knechte, den dicken Präfecten und einen Chevalier verschluckt.

Dieses Melodrama erzählt uns Nicolas Lomon, ein Star unter den Provinznoten. Die Tragödie, die er miterlebt und durchlitten hat, machte aus ihm einen einsamen, alten Mann, der seine Erfahrungen nur mit größtem Widerstreben zum besten gibt. Kein Kapital, in dem er nicht über die Abnehmung seines Beginns klagt und die Feder wegwerfen will („Dieses kindische Gefasel über meine Vergangenheit – Ende dieser Woche werde ich dies alles verbrennen“). Das Genie verliert an Schlagkraft. Weiß der Leser doch, daß das Buch fertig wird und der Verleger darauf wartet.

Der Mann, in dessen Seelenlabyrinth sich die Autorin stiehlt, lebt selbst die schöne Gräfin bis zur Verzweiflung, erwirbt ihre zärtliche Freundschaft, noch ehe der Rival auf den Plan tritt; den möchte er am liebsten erfordern. Wie abgeschmackt von diesem dem Ausgestochenen alle Einzelheiten seiner Bettenszenen mit Flora zu erzählen. Doch richtig neidisch wird der Notar erst, als er den Dichter mit der Sexzofe in einem Waffenkabuff des gräflichen Schlosses überrascht. „Der ganze Körper dieses Mannes strahlte Satisfaktion, körperliche Glückseligkeit, völlige und tierische Befriedigung aus.“ Als er anderentags vor verschlossenem Liebesversteck wieder zwei Körper „in schnellem Rhythmus gegeneinanderklatschen“ hört, versucht er die Tür einzurennen und holt sich Beulen an Stirn und Schädel.

Warum diese Wut und Eifersucht, fragt man sich, kennt der sonst so gesetzte Notar doch selbst genügend Huren, die er in Bordeaux regelmäßig aufsucht, um seine „aufgestaute Sinnlichkeit zu befriedigen“. Hätte es ihn nicht auch ein bißchen trösten können, daß Flora, die ihn als Lebensgefährten verschmäht hatte, mit dem Dichter letztlich kein Glück hat? Statt aber die Freundin hinter dessen Schliche zu bringen, will er ihr zweifelhaftes Glück sogar retten, indem er die liebste Zofe zur Rede stellt.

Eine aufschlußreiche Lektion erteilt uns hier die Autorin über die verschlungenen Maulwurfsgänge männlicher Psyche.

Weise ist Françoise Sagan nach dreißig Jahren Ruhm geworden. Auf Schritt und Tritt streut sie Belehrungen aus, oft von ruhender Banalität: „In der Liebe ist das Schweigen viel aufschlußreicher als alles Gerede.“ Oder: „Es ist leider wahr, daß sich in den Aussagen eines Mannes über eine Frau, die sich ihm nicht hingeben hat, der Sarkasmus beinahe unvermeidlich ist.“ Wer glaubt, die Sagan hätte der Welt nichts mehr zu zuteilen, irrt gründlich. Die Erfolgsautorin wird uns auch weiterhin mit ihrer Kunst in Atem halten.



Vom NS-Mitglied zum Widerstandskämpfer
DM 44,—, Langen Müller

Flurin Spescha kann über alle Hügel blicken

Von PAUL F. REITZE

Ein Volkslied aus Graubünden, in rätoromanischer Sprache, erzählt von der Grille und der Ameise, die heiraten wollen. Kaum haben sie den Ring getauscht, da schlägt das Schicksal zu, in der trivialsten und zugleich ungerechtesten Weise. Der zupende Bräutigam, der sein Glück kaum fassen kann, hebt vor Entzücken zu einem halbrecherischen Purzelbaum an. Er bricht sich das Genick. Die Ameise reist mit einer Hoffnung wider alle Hoffnung übers Meer, auf der Suche nach einer Arznei. Als sie zurückkehrt, ist die Grille längst vermodert. Die Ameise steht am Grab und weint, bis auch sie zerbricht.

Flurin Speschas Held Amadeus, also Amadeus, ist in den Bündner Bergen mit diesem Volkslied aufgewachsen. Es entwickelt sich zu einer Art Partitur für sein Leben. Er kommt zwar stets noch davon, doch es bleiben Blessuren, an Leib wie Seele. Als Kind erleidet er mehrere Unfälle. Eine Inkubation zur Migräne und ein verkürztes Bein sind die Erinnerungszeichen. Er lernt, daß es für

Ambivalenz, mit leisen, die Ironie nur eben streifenden Farbtönen.

Auf einer zweiten Erzählebene kommt die Familie des Helden ins Blickfeld, vor allem Mutter und Vater, „das ältere Duo“. Auch hier keine Abrechnungsprosa. Der Sohn schreibt sich an seinen Vater heran, der kurz vor Beginn des Romans gestorben ist. „Weißt du noch, Vater?“, fragte er immer wieder im Zwiegespräch mit dem Toten. Das ist alles andere als eine Lebensbeichte, als eine Rechtfertigung. Spescha gelingt die Beiläufigkeit einer Korrespondenz.

Die Schweizer Literatur mißtraut traditionell der Alpenstatur von Helden; sie bleibt gern im Tal, liebt wie die helvetische Staatsform der direkten Demokratie das Kleine als das Maß der Dinge. Dies ist nicht mit Kleinlichkeit zu verwechseln. In den Rückblenden in die Kindheit gelingt Spescha so – was kein Widerspruch ist – geradezu gewaltige Genrebilder, ob es sich nun um die Vorbereitung auf die Erstkommunion oder um Schulhofszenen handelt. Das geschieht, indem die Bedeutungsebenen übereinander montiert werden, etwa wenn der kleine Amadeus den Erstkommunionstag, den sogenannten Weißen Sonntag, mit Schnee und Winter assoziiert, das Letzte Abendmahl mit einem letzten Nachtessen. Da kann dann in kindlicher Sinnverrückung plötzlich Christus vom

Flurin Spescha:
Das Gewicht der Hügel
Roman. Verlag Nagel & Kimche, Zürich.
207 S., 27,80 Mark.

Kreuzesstamm herabsteigen und mitagieren, ohne daß blasphemische Bereiche nahe kämen.

Speescha verfügt über eine Sicherheit, die man in Erstlingsbüchern nicht oft findet. Was erzählt wird, ist ohne Ausnahme durch das Bewußtsein des Autors gegangen, in der Sprache eines reflektierenden Ichs gewissermaßen entschleckt worden. Dies ist so weitgehend gelungen, daß die zeitliche Abfolge des Dargestellten dann völlig ohne Belang ist.

Speescha erzählt nicht, indem er mehr oder weniger frei Masche an Masche fügt. Er verknüpft sehr Nahe mit sehr Fernem, nach einer inneren, fast immer plausiblen Ordnung. Er überläßt sich dem Bewußtseinsstrom des Helden, als gelte es, Tagträume in einem Fixierband zu bannen. In der Sprache des Fernsehens: Seine Bildsequenzen bedürfen nicht des nachträglichen Schnitts, sie sind so sendefähig, wie sie das Licht erblicken. Das ist für einen Debütanten eine beachtliche Leistung.

Speescha hat auch die Gefahren eines solchen Vorgehens gesehen. Die Perspektive kann sich zu sehr verengen, wenn ein in seiner Lebenserfahrung und Aufnahmefähigkeit notwendigerweise begrenzter Held Gegenwelten nicht mehr einzuordnen vermag, sie verkürzt.

Mit einigem Kunstverstand wechselt der junge Schweizer Autor aus der Ich- in die Er-Form, wo Distanzierung notwendig wird. Aber hier liegen trotzdem noch Mängel des Buchs. Zu oft wird nur kommentiert, nicht gegengehalten. – „Mein letzter Purzelbaum ist jetzt drei Jahre her“, sagt Speschas Held. Seinem geistigen Vater ist ein Debit fast ohne Sturz gelungen, Grille und Ameise sind nicht seine Wappentiere.



Kunterbunter Plunder: Auf dem Flohmarkt

FOTO: GERTRAUD BRACHAT-LIMMER

Meckels Plunder

Von HANS EGON HOLTHUSEN

Es geht in diesem Buch um die Entdeckung und Beschreibung einer Wunderwelt namens Plunder, die durch eine bis in die Kindheit zurückreichende Liebesbeziehung zu einem einzelnen Wort unserer Sprache vermittelt worden ist: „Es reichte sich auf Holunder und Wunder und war der unscheinbare unter den Reimen. Aber in seinem Innern – wer weiß, was dort lebte. Vielleicht ein Kobold in Gestalt des Froschs. Das Wort schien auf ungeschickten Füßen zu hüpfen – Plunder, Plunder. Es kam nur schwer vom Fleck und flog nicht gern. Fliegen hatte der Wortlaut nicht gelernt, das lag an dem U. Es hing mit dem U am Boden der Sprache fest, wo die ungeflügelten Wörter an Kricken gehen, sich krank sagen lassen und maulfaul verkümmern.“

Alles andere als „maulfaul“ erscheint uns dann aber der sprachliche Elan, das Aufgebot der künstlerischen Mittel, mit dem der einundfünfzigjährige Christoph Meckel seinen Gegenstand aufs Korn nimmt. „Fliegendes Zeug. Es ist eine lautlose Ware.“ Eine Ware? Es ist die „Weltmacht alles Zwecklosen, Überflüssigen und Ungezählten, Unordentlichen und Fallengelassenen, Nicht-nachgefragten und Aussortierten.“ Eine Art von „Aussteiger“, so will es scheinen, hat das Wort ergriffen, ein Enzyklopädist der

Christoph Meckel:
Plunder
Hanser Verlag, München. 136 S., 22 Mark.

Irrelevanten, ein Panegyriker des Unverständlichen, in dem er das eigentlich „Unbezahlbare“ erkannt hat – einer, der wie in Zungen redet und in Sätzen, die alle mit „Es ist“ beginnen.

Man hat sich da auf etwas eingelassen, das nicht nur unabwehrbar und allgegenwärtig, sondern auch grundsätzlich ordnungsfeindlich ist. Ein Chaos, eine höchst beängstigende Fülle der Gesichte. Aber der Autor wird damit fertig, indem er es durch syntaktische Maßnahmen zur Raison bringt. Das Viel-zu-Viel erscheint in gruppenweisen Verbindungen, als Zweier-, Vierer-, meistens als Dreiergruppe. „Es ist das Zahnstocherfächchen aus Settiniano, das gestohlene Handtuch aus dem HOTEL SENLES und die abgeschnittene Locke im Rauschgoldpapier.“

Eine zweite Spielart von Geschichten be-

schäftigt sich mit faktischen (oder möglichen) Zeitgenossen und ihrem Verhältnis zum Plunder, als welcher er nun unversehens zum „Maßstab“ erhoben wird, als wäre „Plunder“ nichts anderes als ein Tarnwort unter Eingeweihten für das Prinzip des Moralischen. Einerseits dieser sanfte, in sich gekehrte Stadtreicher, der Höllebewohner, der in den Abfallkörben der Boulevards „forscht“ und im „Sammeln und Verschubern“ sein Glück findet. Auf der anderen Seite also der plunderfeindliche Mensch. Er ist „der Zeitgenosse in allen Formen, der Aufsteiger, der Tycoon, der dynamische Mensch“, unter Umständen aber auch der Mensch von Kultur.

Schließlich die „Rahmenhandlung“, in der die autobiographischen Bewandnisse verarbeitet sind. Die Wintermonate in Berlin, genannt Babylon-City, die schönen Jahreszeiten in den Departements Vaucluse und Drôme im südöstlichen Frankreich. Erinnerungen an Aufenthalte auf Korsika, an Bombennächte in Freiburg („Ich war zehn Jahre alt und konnte glauben, die Zerstörung sei dem Plunder zuliebe geschehen.“), an das Frühjahr '45 im zerbrochenen Erfurt, an das Chaos, die Ratten, die Marodeure.

Die Rahmenhandlung spielt zwischen dem Erzähler und Caroline, die an das Wunder glaubt und an das bewußte Reinwort, das „unscheinbare“. Sie ist zum Fressen, diese Caroline, ein Fratz, ein Herzblatt, eine kluge, originelle, ständig dreinredende Person.

Es gibt oder gab doch noch vor ein paar Jahren in New York ein Etablissement namens „Serendipity“ (Manhattan-Ostseite in den „oberen Fünzigern“), das war die Sammelstelle für allen höheren Trödel und Plunder aus dem ganzen umliegenden Biotop, ein Kultobjekt für sensible Intellektuelle. „Serendipity“ ist ein Wort, das Horace Walpole, ein englischer Autor des 18. Jahrhunderts, in die Welt gesetzt hat. Das Wort ist in die Umgangssprache eingegangen und bedeutet so viel wie „die Gabe, durch Zufall unerwartete Entdeckungen zu machen“ (Langenscheidt). Paradigma ist der Plunder, von dem Meckel behauptet, er sei „das einzige, was wir von der Zukunft wissen: Sie stellt ihn her aus dem, was wir heute sind“. Er steht für das Offene, das ganz Andere, die Freiheit der Foesie, ja für Freiheit überhaupt.

Thomas Bernhards Held im Abseits

Von OTTO F. BEER

Mit seinen 651 Seiten ist dies der bisher längste Roman von Thomas Bernhard. Er stellt die radikalste Formulierung eines Themas dar, das auch sonst im Werk dieses Autors vorgebildet ist: die Abkehr von den Wurzeln, die Absage an die Herkunft, insbesondere die Loslösung von der österreichischen Heimat. An Invektiven dieser gegenüber mangelte es hier nicht. Es ist die altvertraute Bernhardsche Litanei von einem nationalsozialistisch-katholischen Österreich.

Wer in Österreich noch erlebt hat, wie Katholiken von den Nazis in die Konzentrationslager geschickt oder zum Tode verurteilt oder ins Gefängnis gesteckt worden sind, weiß allerdings nicht, wovon Bernhard spricht. Er erweist sich hier als terribler simplifikator. Auch die Sozialisten bekommen ihre Portion ab, es ist ein Rundumschlag, bei dem keine Opfer geschont werden.

Die Familie, die sich Bernhard zum Thema erkoren hat, paßt genau in das vorgefaßte Schema. Es handelt sich um Großgrundbesitzer, und auf ihrem schloßartigen Wohnsitz Wolfsegg gehen zu Kriegzeiten die Gauler ein und aus, aber ebenso die Erzbischofe. Die Familie ist sagenhaft reich, knausert jedoch an den einfachsten Dingen. Der Ich-Erzähler dieses Romans, der 46jährige Franz-Josef Murau, ist ihr immerhin entwichen. Er läßt den schwächlichen Vater, die betriebsame Mutter, die beiden unansehnlichen Schwestern zusammen mit dem Bruder, der dereinst die ganze Herrlichkeit leiten soll, zurück und geht nach Rom.

Auf der Piazza Minerva gegenüber dem Pantheon hat Franz-Josef sich eine Wohnung gemietet („viel zu teuer“, seufzt man daheim) und geht seinen vorwiegend literarischen Studien nach. Offiziell ist er der Lehrer seines Freundes Gambetti, in Wahrheit dessen Mentor in der Welt der Künste. Und er schildert diesem anschaulich die Stumpfheit und Verkommenheit seines heimatischen Wohnsitzes. Wolfsegg in sich auszurotten – das ist sein Bestreben, das ist auch das

Thomas Bernhard:
Auslöschung
Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 651 S., 48 Mark.

Anliegen eines Manuskriptes, das er „Auslöschung“ nennt. Bis dahin hat es seltsame Wege.

Die Mutter des Erzählers taucht in Rom auf. Nicht nur um nach ihrem Sohn zu sehen und auf der Via Condotti luxuriös einzukaufen. Sie treibt ihren Katholizismus so weit, daß sie ein Verhältnis mit dem vatikanischen Erzbischof Spadolini unterhält. Und dieser ist eine der faszinierendsten Figuren des Romans: ein Mann von hoher geistiger Beweglichkeit und Eloquenz, zudem ein Eleganter des Kirchenstaates, der auch dem Sohn als geistiger Mentor dient und ebenso dessen Freund Gambetti. Eine Schlüsselfigur, wie so oft bei Bernhard? Man weiß es nicht.

Jedenfalls taucht im römischen Umkreis eine österreichische Dichterin auf, in der wir wohl Ingeborg Bachmann vermuten dürfen (sie kommt ausnahmsweise gut weg). Und der Wiener Rabbiner Eisenberg kommt sogar mit vollem Namen vor.

Murau Weg fort von der Heimat und ihrer Stumpfheit hat ihn vorerst nach Oxford geführt (auch dies nutzlose Verschwendung in den Augen seiner Familie), ehe er sich sein geistiges Revier in Rom aufbaute. Von hier regnen seine Bannflüche gegen das verhaßte Wolfsegg und dessen geistige Umgebung nieder. Der Katholizismus „ist der größte Zerstörer der Kinderseele“ und mache aus Menschen stumpsinnige Kreaturen. Die Sozialisten verdienten ebenfalls ihren Namen längst nicht mehr, betrieben „eine ungeheuer-

re Vernichtungsmaschine“. Und von den Nationalsozialisten weiß er, daß sie in ihren Glanztagen in Wolfsegg ein und aus gingen und hernach vom Vater in einem Nebengebäude versteckt wurden, ehe sie wieder in voller Glorie hervortreten konnten: „Der österreichische Mensch ist durch und durch ein nationalsozialistisch-katholischer von Natur aus.“

Dies ist zum Teil die alte Bernhardsche Litanei. Sie wird in jenem System von Ringsätzen vorgetragen, die immerzu wiederholt und variiert werden nach dem System „Du mußt es dreimal sagen!“ – und so kommen eben 650 Seiten zustande. Dabei kriegt nebenbei auch Goethe sein Fett ab: Seine Philosophie sei die größte Scharlatanerie der Deutschen, sein Werk ein „philiströser



Thomas Bernhard
FOTO: BRIGITTE FRIEDRICH

philosophischer Schrebergarten“. Allerdings bekannt Murau später, er sei ein „Überlebenskünstler“, und das Geheimnis der großen Kunst sei eben die Überlebenskunst, der er sich verschrieben habe.

Doch in seinem Bestreben, Wolfsegg in sich auszulöschen, erleidet Franz-Josef Schiffbruch. Eines Tages erreicht ihn von dort ein Telegramm seiner beiden ungeliebten Schwestern. Die Eltern und deren vorsehener Erbe, der Bruder, sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er muß heim, um eine Beisetzung zu organisieren, die in ihrem Pomp und ihrem verschwenderischen Übermaß wahrhaft erdrückend wirkt. Hier muß er erkennen: Das verhaßte Wolfsegg ist ihm auf den Kopf gefallen, denn er ist der Alleinerbe. Wie soll er dem nun entgegen, wie die „Auslöschung“ ins Werk setzen?

Seine radikale Lösung des Problems erfahren wir erst auf den letzten Seiten des Buchs. Nachdem beim Begräbnis noch einmal die katholischen und die nationalsozialistischen Freunde der Eltern in breiter Front aufmarschiert sind und sogar aus Rom Erzbischof Spadolini, der Geliebte der Mutter, angerückt ist, kommt ihm die erlösende Idee: Er macht die ganze Pracht der israelischen Kulturgemeinde zum Geschenk. Zwar sieht sich der Leser hier der bange Frage gegenüber, auf welche Weise er dann sein luxuriöses Leben in Rom finanzieren will – aber das entnehmen wir der vorletzten Zeile des Werkes: Murau stirbt sehr bald, nachdem er sein Manuskript der Auslöschung vollendet hat. Wir nehmen es gern zu Kenntnis, denn andernfalls hätte dieser Schlußfakt noch gut und gerne weitere hunderte Seiten abgegeben.

Zwischen

Ein Mann erzählt Geschichten, die Geschichte sind.

Wie der Kaiser Franz Joseph starb
Als Königin Elizabeth gekrönt wurde
Ich sollte für Adenauer in Moskau
die Chance einer deutschen Neutralisierung
herausfinden · Wie Chruschtschow
der Abzug der Roten Armee abgerungen wurde



den Zeiten

Bruno Kreisky: Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten

»Bruno Kreisky – das ist überhaupt der beste Mann für alles.« Anwar-el-Sadat

»Kreisky spricht oft aus, was andere nicht einmal zu denken wagen.« Otto Graf Lambsdorff

496 Seiten, 125 Abbildungen, Leinen, DM 46,-

Siedler

Die neue Cordes



Unverwechselbar – und doch wie neu geboren.

Eine kühne Geschichte, das Porträt einer ungewöhnlichen Frau, die unter Gestrandeten landet und doch ihre Würde bewahrt. Ein Glanzpunkt im Werk der Autorin. Entdecken Sie mit diesem Buch eine Erfolgsautorin von neuem.

DM 26,-

Schneekluth der Romanverlag



HILDE DOMIN

Gleichgewicht

Wir gehen
jeder für sich
den schmalen Weg
über den Köpfen der Toten
– fast ohne Angst –
im Takt unsres Herzens,
als seien wir geschützt,
solange die Liebe
nicht aussetzt.

So gehen wir
zwischen Schmetterlingen und Vögeln
in stauendem Gleichgewicht
zu einem Morgen von Baumwipfeln
– grün, gold und blau –
und zu dem Erwachen
der geliebten Augen.

Entstanden in San Rafael de la Sierra, September 1955. Aus: „Nur eine Rose als Stütze“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1959.

KARL KROLOW

Musik

Musik: das ist Gesumm
von drüben, verstehst du?
Du hängst noch etwas herum.
Dann gehst du.

Musik: das heißt, ich warte
daß es brennt,
setze auf eine Karte,
was man „alles“ nennt.

Eine Briefstelle lang
dieser Sound, der dich schmelzt,
daß du nichts als den Drang
hast, der aufreißt

ein Mädchen, einen Blick.
Musik, das ist Gesumm
von drüben, ein Todesstich.
Und du hängst weiter herum.

Aus: „Herbstsonett mit Hegel“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1981.

ELISABETH BORCHERS

Beständige Dinge

Des Goldschmieds Gold, das nicht
verkommt
Des Malers Bild aus Kunst gemacht

Lyriker stellen die Lieblingsgedichte aus ihrem eigenen Schaffen vor

Die Logik des Lichts am Ende des Tunnels.

Die Mauern sind hart ehe sie fallen
Das Haus steht fest ehe es stürzt
Was soll ich mehr sagen
Die Zeit ist kurz

Aus: „Wer lebt“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1986.

HANS-JÜRGEN HEISE

Arbeitsteilige Welt

Ende Oktober die Sonnenstrahlen
sind schon geschient Und wo früher
Forstarbeiter das Laub zusammenlegten
faucht jetzt ein Gebälge
die Waldwege frei

Die Drosseln
längst angepaßte Verkehrsteilnehmer
lassen sich – schöne arbeitsteilige
Welt – in der Caprivistraße
die runterprasselnden Flüsse
von Autos aufknacken

Entstanden 1980. Aus: „Der Phantasie Segel setzen“, Verlag Kiehl/Bardor, Freiburg 1983.

WALTER HELMUT FRITZ

Robert Minder

Jung und alt,
das Gesicht rheinaufwärts,
rheinaufwärts.

„Ich blieb immer zwanzig,
weiche Annäherung.“

Er will gehen,
gehen.

„Die Ein-Bildung,
dieser Leib.“

Die Gegend der Zuversicht
noch immer erreichbar.
Er wird ans Meer fahren.

„Den Verstand verlieren
und zu Sinnen kommen.“

Am Bahnhof.
Die Augen sind Muscheln.

„Das Leben zurückgeben.
Mich zu beklagen,
habe ich keinen Grund.“

Er nimmt Platz

Aus: „Wunschtraum, Alptraum“, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1981.

REINER KUNZE

Rouge et Noir

Edvard Munch: Rouge et noir,
Farbholzschnitt, 1898

Wir sind ausgeschlossene
von Geburt

Und jeder schließt jeden aus

Deshalb umarmen wir einander

Umarmung schließt alle aus
außer einem

Entstanden 1982. Aus: „eines jeden einzigen
Leben“, S. Fischer Verlag, Frankfurt 1986.

WALTER HÖLLERER

Untergrund II

Es tickt und tickt im Untergrund.

Es fährt dahin, daher von Ort zu Ort im
Untergrund.

Statt Filzen spritzt Rakete aus dem Wald.
Statt Blocksberg, Hexensabbath:

Sprengkopf-Untergrund.
Und Erdgas nach Befruchtung ruft, vom
Himmel hoch.

Entsorgung sorgt sich, tickt und tickt.
Chemie im Wasser tickt im Untergrund.

Und kommt Atom geflogen, setzt sich auf
Atomkraftwerk.

auf Brennstab-Aufbereitung und
Atommüll-Untergrund.

Wer hat dich hier, du schöner Wald, so sehr
durchwühlt,

nicht Wildschwein, Fuchs und Dachs
und auch nicht Rübezahl und Schöne Lau
und Drachenbrut.

Marschkörper, SS 20, Pershing sitzt im
Märchenwald,

im Westerwald, und Schwäbisch Alb, im
Fläming auch, wer weiß, demnächst,

und warte, beide bist auch du –

Es tickt. Du
hörst es nicht?

Du –

Aus: „Gedichte 1942–1982“, Suhrkamp Verlag,
Frankfurt 1982.

HEINZ PIONTEK

Wie sich Musik durchschlug

Mittags kam ein Mädchen
in den Eßraum
der Gemeinschaftsküche
(Armenküche).

Von der Front im Norden war sie
zu der im Süden gepüßert,
mit nichts
als einem staubigen Geigenkasten.

Gern nahm sie einige Löffel
Graupensuppe,
den Kasten auf den Knien.

Jeder sah den Zusammenhalt
ihrer geraden Schultern.

Bevor sie verschwand,
strich sie für uns
alle vier Seiten an;

kleine Narben in ihrem Gesicht
wurden dabei hellrot.

Anerkennend schlugen wir lange
mit den Knöcheln
auf den Tisch –

ahnungslos begrüßten wir
das Überleben eines
klassischen Themas.

Aus dem Zyklus „Im blauen Juni 45“.

KARL ALFRED WOLKEN

Sizilienreise

Als ich mir selber einmal nicht sehr nahe
stand

und Huchel grade zu Besuch war, meinte er:
Dann komm doch mit mir auf den Ätna
für den Aufstieg reicht mein Atem noch
dort machen wir es wie Empedokles
der Agrigenter, lassen unsere Schuhe
etwas abseits stehen – und sind weg!

Ach, Huchel, gab ich zu bedenken:
der Krater ist zu groß für uns als Grab!

Dann laß uns wenigstens mit dem Gedanken
spielen

meinte er, und wir spielten mit ihm
ein paar Stunden in der Sonne

er Campari trinkend, ich Chianti.
Gut anzusehen war die junge Frau im
Blumenkleid

ih ab und zu bei uns vorbeikam
mit mit den Augen folgend, seufzte er:

Ich dachte immer, einmal hört das auf
aber es hört nie auf. Also gut, ich bleibe.

Langsam auf dem Rasen, das Gesicht
der Sonne zugekehrt, verbarnte sie so lange

bis er am Kraterand die Schuhe wieder
anzog
und weiterlebte wie es sich gehört.
Entstanden 1984. Erscheint im Frühjahr in der
Münchener Edition des Schneekluth Verlags.

JÜRGEN BECKER

Odenthal

Summende Nachmittage auf den Leitern
Fachwerk Fensterläden und endlich
die Schattenmorellen
es gäbe auch stille Hänge jenseits
der Kurven

der fliegenlernenden Mövse
aber die Mädchen lachen in den Fenstern
die zuckenden Kinder der Bee Gees im Heu
abends warnen die Amselein
alte Tische wandern umher in der Scheune
die Hitze hält nun besetzt
die Zone der Schatten
hald kommen die kleinen Bomben
vom Birnbau

nachts bündend und fern einige Pferde
keins war im Krieg
im Sofort-Bild erscheint der kleine Traktor
im unteren Blau der Wiesen
du erzählst wo hinter den Feuerbohnen
am Zeun die Gefangenen anmarschierten

Aus: „In der verbleibenden Zeit“, Suhrkamp
Verlag, Frankfurt 1979.

BERND JENTZSCH

In stärkerem Maße

Zapfenrommler Wald grüner Landsknecht
Mehrfach getarnt: dich erkenn ich am Tritt
Deiner Bäume, ruhelos stampfen sie auf
Auf mich zu, in stärkerem Maße, verdoppeln
Das ist mir bekannt, ihre Besuche, nichts
Oder dienstags, zu Ostern, zu jeglicher
Stunde

Erscheinen, wer weiß das nicht, die kürzlich
im Waldgrab verblühen: Erschlagne,
Gehentke.

Die Drossel sahs, bot Widerstand, sang ein
Lied

Sang keins, erdrosselt, wer da in die Grube
fiel

So ging er hin, blieb hier in den Bäumen
Kommt, in stärkerem Maße, auf mich zu,
warmend

Vor dem, was in mir ist, beharrlich, und sagt:
Wald grünes Bläserrohr Geräusche

1985 entstanden. Aus: „Quartiermachen“, Carl
Hanser Verlag, München 1978.

...jetzt überall
wo es Bücher gibt!

Aktuell '87 Das Lexikon
des Jahres!

PAPERBACK
504 Seiten farbig

DM 14.80

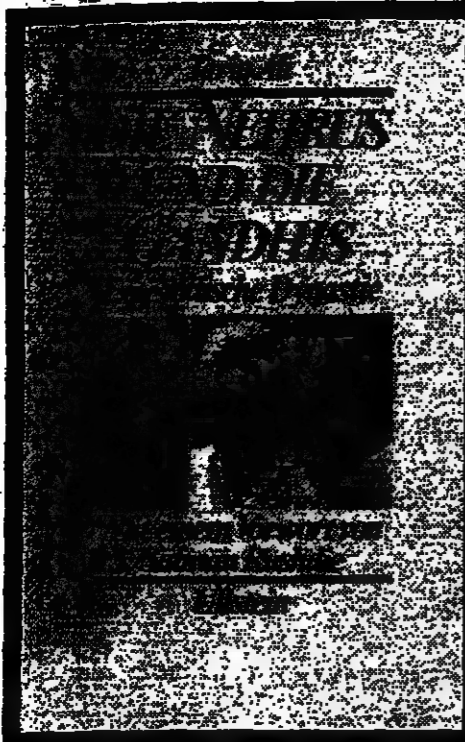
CHRONIK VERLAG
Postfach 13 05
4600 Dortmund 1

KUNSTPREIS
JAHRBUCH 1986

2000 Seiten Auktions-ergebnisse



Bestellungen bitte an: B. L. F. Kunstpreis Jahrbuch 1986, Postfach 13 05, Dortmund 1, 4600 Dortmund 1, 4600 Dortmund 1.



Der Werdegang der größten Demokratie der Welt

Ein ebenso sachkundiger wie farbiger Abriss der indischen Geschichte dieses Jahrhunderts, vom Kampf um die Unabhängigkeit über das Ringen zwischen Nehru und Mahatma Gandhi um den einzuschlagenden Weg bis hin zum Aufbau der Republik und ihrem Gewicht in der Welt-politik.

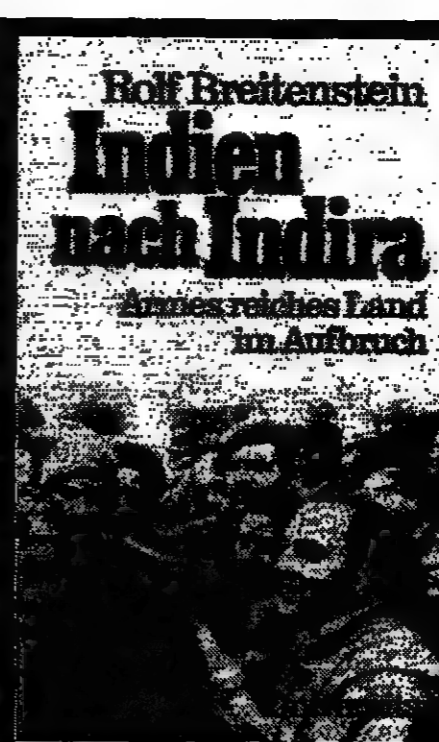
336 Seiten mit 12 s/w-Abb., DM 38.--, Ullstein



Zum ersten Mal in deutscher Sprache - Die Geschichte der Sikhs

Immer wieder machen sie von sich reden, die Sikhs. Was steckt hinter dieser Gemeinschaft? Der Autor schildert die Entstehung und Entwicklung dieser Religionsgemeinschaft, die Versuche zu ihrer Unterdrückung und den Wandel zu einem auch politisch nicht mehr zu übergehenden Machtfaktor im bunten Gewühl der indischen Welt.

302 Seiten mit 19 s/w-Abb. und Karten, DM 32.--, nymphenburger



Indien: Geschichte und Gegenwart

Ein sehr persönlicher, lebendiger Erlebnisbericht, der Land und Leute, Geschichte und aktuelle politische Gegenwart nahebringt. Aus seiner langjährigen Tätigkeit als Diplomat in Indien, aus Begegnungen mit Politikern, aber auch mit den einfachen Menschen des Landes berichtet der Autor über jeden, der Indien kennenlernen will.

260 Seiten mit 23 s/w-Abb., DM 32.--, Universitas

Mozart wußte ganz gut Haus zu führen

Von REINHARD BEUTH

Mozarts dritter Frühling ist angebrochen. Der Weiterfolg von Peter Shaffers „Amadeus“ muß da eher als Indiz für das neue Mozart-Fieber gelten denn als dessen Auslöser. Die aktuelle Konfrontation mit Mozarts Leben und Werk reicht tiefer als in die seichten Schichten eines Broadway-Erfolgs. Beginnend sollte ein solches neues Mozart-Verständnis da, wo am meisten gestützt worden ist: in der Literatur über Mozart. Sie hat lange genug der Bildung von Legenden Vorschub geleistet und kritische Forschung vernachlässigt. Aber auch damit scheint nun Schluß zu sein, denn gleich drei Werke atmen den Geist jener neuen Mozart-Forschung, die zuvörderst die Fakten von den Märchen trennt und dann die Hypothesen der Vita gewichtet.

Hypothese muß alles bleiben in jenem Kapitel, das da heißt: Mozarts Tod. Eine Vergiftung, die von der doch vorgebildet so

Volkmann Braunbehrens: Mozart in Wien. Piper Verlag, München. 508 S., 48 Mark.
Francis Carr: Mozart und Constanze. Aus dem Englischen von Dietrich Klose. Reclam Verlag, Stuttgart. 266 S., 15,80 Mark, broschiert 6,90 Mark.
Heinz Görtner: Mozarts Requiem. Langen Müller Verlag, München. 320 S., 34 Mark.

aufgeklärten Mozart-Forschung vergangener Jahre noch in den Bereich der Sensationskolportage verwiesen wurde (statt dessen wurde uns die Geschichte einer zu radikalen Syphilisbehandlung aufgetischt), wird zumindest von Francis Carr wieder für möglich, ja wahrscheinlich gehalten, wenngleich auch er den armen Salieri exkulpert. Wenn tatsächlich Gift im Spiele war, dann hat es wohl eher mit der Affäre Hofmeier zu tun als mit Musiker-Rivalitäten. Die angelsächsische Mozart-Forschung jedenfalls scheint an der These, daß mit Mozarts Tod etwas nicht stimmt, festzuhalten.

Sie endet damit den heftigsten Widerspruch des Freiburger Literaturwissenschaftlers Volkmann Braunbehrens, dessen Buch zu einer großangelegten Sittengeschichte und Soziologie des josephinischen Wien ausholt. Braunbehrens hat mit größter

Akribie recherchiert und liefert eine Darstellung von überzeugender Sachlichkeit.

Vielleicht ist Braunbehrens ein bißchen zu faktizitätsförmig. So stellt er das Verschwinden Mozarts in einem Massengrab bei Abwesenheit aller Freunde und Angehörigen als den Normalfall dar. So weit, so gut. Nur weist Carr in diesem Zusammenhang darauf hin, daß dieser Normalfall bei den vergleichbaren Sterbefällen in zeitlicher Nachbarschaft, etwa nach dem Ableben von Bittersdorf und Michael Haydn, nicht praktiziert wurde. Die Wahrheit kann eben auch zwischen den Fakten liegen.

Das mindert nun keineswegs das Verdienst von Braunbehrens, über die zehn entscheidenden Jahre in Mozarts Leben ganz wesentliche Erkenntnisse aufbereitet zu haben. Mozart - das verkante Genie, das sich in Armut seiner Kunst wehrte: diese rührige Geschichte ist nun nicht mehr zu verbreiten. Mozart führte ein großes Haus in Wien. Ganz verschwenderisch war er in seiner Garderobe und seiner sonstigen persönlichen Ausstattung, wie sie aus den Rechnungen und den Nachlaßverzeichnissen zu rekonstruieren sind. Ebenso offenkundig ist, daß Constanze mit ihren persönlichen Ausgaben nicht minder großzügig war: die beiden erinnern durchaus an (gleichaltrige) junge Großstädter von heute, die ihre gutbemessenen Einkommen bis zur Neige auskosten in einem flotten, genußvollen Leben und selbst nicht die bescheidenste Reserve bilden.

An diesem Punkt setzt Heinz Görtners Geschichte „Mozarts Requiem und die Geschichte der Constanze M.“ ein, die sich, obgleich vom Thema her ein musikalisches Sachbuch, fast wie ein Kriminalroman liest. Dabei ist Görtner durchaus keiner von jenen „puritanischen Historikern, die schon immer gern Mozarts Frau am Zeug flicken wollen“ (Braunbehrens), denn moralische Entrüstung ist ihm zumindest so lange fremd, bis die Witwe mit Lug und Trug immer noch mehr Kapital schlägt als dem Namen ihres Mannes.

Constanze Mozart stellt sich hier geradezu als das klassische Vorbild jener Künstlerwitwen dar, die mit untrüglichen Geschäftssinn ihr Erbe verwalten und der seriösen Forschung mehr verschleiern als eröffnen. Die Mozarts fürwahr Zeitgenossen aus dem 20. Jahrhundert.



Zeitliebes umjault: Schostakowitsch an seinem 68. Geburtstag

Schostakowitsch war kein reicher Mann

Von DETLEF GOJOWY

Seehaus berücksichtigt in seinem Buch die meisten Schostakowitsch-Veröffentlichungen in westlichen Sprachen. Das ist schon deshalb sehr berechtigt, weil die von sowjetischer Seite behauptete Unschicklichkeit dieser Publikation seitens irgendwelcher mit triftigen Argumenten belegt wurde. So kreist das Buch um den Grundwiderspruch, wie er sich aus allen Erinnerungen und Erfahrungen und eben aus diesen Publikationen ergibt: War Schostakowitsch

Lothar Seehaus: Dmitri Schostakowitsch. Leben und Werk. Noetzel Verlag, Wilhelmshaven. 224 S., 29,80 Mark.

parteitruer Staatskomponist oder „Gottessohn“ in der inneren Emigration? Waren seine staats- und parteitruen Reden, unter denen zumindest sein Name stand, eine „Maske“?

Seehaus nimmt diese Dokumente gebührend ernst, doch läßt er unerörtert, daß die öffentlichen Auftritte, zu denen sich Schostakowitsch ja drängte, nicht unbedingt eine „Maske“ waren, sondern eher der freilich vergebliche Versuch, als Sowjetbürger ein gewisses Maß von Mündigkeit zu behaupten

und an der Besserung von Zuständen mitzuwirken.

Ungeachtet der Anfeindungen, denen seine Musik ausgesetzt war, erhielt Schostakowitsch Stalinpreise, und Seehaus rechnet aus, wie gut es ihm nach den Verdammungen des Jahres 1948 gegangen sein müsse. Bei seiner sowjetischen Biographin Sophia Chentowa hätte er anderes nachlesen können: Die Geldbeträge solcher Preise nahmen nicht an, sondern stiftete sie in irgendwelche wohltätigen Fonds. Aber nach 1948, als seine Werke nicht mehr gespielt und verlegt wurden, ging es ihm in Wahrheit schlecht. Er mußte wieder Konzerte geben, um die Haushaltskasse aufzubessern, und einmal tauschte er westliche Tantiemen bei der Sowjetischen Staatsbank in Rubel, um Schulden zu bezahlen. Daß seine Frau fern vom Gatten im Kaukasus starb, hatte nichts mit einem ehelichen Zwist zu tun, sondern damit, daß sie für die Familie Geld verdienen mußte, was in Moskau nicht gelang.

Das Buch beschränkt sich nicht auf biographische und politische Aspekte; unter Mitwirkung des Komponisten Jacques Wildberger geht es intensiv auf Schostakowitschs Musik ein, und das nicht im trockenen Gelehrtenstil.

Was Burger über Liszt herausfindet

Von KLAUS GEITEL

Gedenkjahre verbreiten oft mehr Schrecken als Freude. Der Ruhm wird noch einmal frisch umgepflügt, das wohlbekannte Alte mit stillem Seufzen als das, was es war, wieder zur Ruhe gebettet. Anders bei „Franz Liszt“, dem Ernst Burger eine Lebenschronik in Bildern und Dokumenten widmet (Vorwort von Alfred Brendel. List Verlag, München 330 S., zahlr. Abb., 148 Mark). Liszt 100. Todestag wurde mit einem heisspiellosen Respekt begangen. Hinter dem Salonhelden des Klaviers trat allmählich der Mann hervor, der von sich sagte: „Mein höherer Beruf ist: frei empfinden und frei schaffen.“ Beides betrieb Liszt

unwiderstehlich. Nur sieben Jahre zuvor hatte ihn Hanfstaengl erstmals abgelichtet: den Feuerkopf mit dem gespannten Vogelgesicht, voller Temperament und Grandezza, ein Mann wie eine Sarazener Klinge.

Liszt alterte offenbar früh, schnell und erschreckend. Daher wohl auch kam es, daß der nur um zwei Jahre jüngere Wagner den Schwiegervater immer wieder als Vaterfigur empfand. Die Story des Alters blättert Burger schonungslos und anschaulich auf. Man sieht geradezu, wie es zu den späteren Kompositionen kam: diesen musikalischen Fluchtwegen ins Nichts durch Aufhebung der Tonalität; diese

Selbstauslöschung und Selbstbescheidung. Keine neuen Wege werden eingeschlagen, alle werden gelöscht. Burger verfolgt das bei nahe makabre Geschehen in voller Deutlichkeit: Von den späten Photos Nadars bis zu denen Hanfstaengls und den unglaublichen Weimarer Bilddokumenten Louis Hells, die soviel von der traurigen Haltung des alten

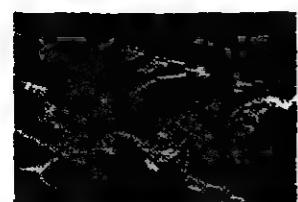
Mannes erzählen, den die Fürstin Sayn-Wittgenstein zum „dirty old man“ verkommen sah - den Elegant von einst nun in die Soutane gewandelt, im Trampelschuh.

Burger weiß alles über Liszt, und er breitet es in einer chronologisch geführten Kolumne Jahr für Jahr, Monat für Monat, Tag für Tag aus. Dazwischen flüht er Augenzeugenberichte, Briefexzerpte, eigene Anmerkungen, die sich mitunter etwas komisch lesen, aber bei näherer Betrachtung geradezu genial formuliert sind. Es versteht sich von selbst, daß Burger die vornehmen Reisen des Musikers genau verfolgt. Nur Rilke vielleicht hat später auf noch mehr Schlössern genächtigt als Liszt. Aber meist fand sich kein kecker Tuschpinsel wie der des kleinen Maurice Sand, der Mama George und den auf seinem Klavierstuhl kauern den Liszt aufs Possenreichste hinkarikierte. Liszt liebte übrigens Karikaturen nicht. Darin war er fast Staatsmann.



Schlage die Trommel und fürchte dich nicht

Der ungewöhnliche Lebensbericht einer ungewöhnlichen Frau



»In meiner schlesischen Heimat gibt es das schöne Wort: »Besser kurz gelebt und gut.« Dem habe ich nicht entsprochen, aber eins kann ich sagen: Ich habe mich keine Minute gelangweilt.«

So endet der ungewöhnliche Lebensbericht einer ungewöhnlichen Frau, die vielfach ihr Leben riskierte, um andere zu retten: Maria Gräfin von Maltzan. Aufgewachsen in der Herrschaft Militsch, in einem 93-Zimmer-Schloß inmitten von achtundvierzigtausend Morgen Land, ging die rebellische Komteß nicht den vorgezeichneten Weg, sondern machte gegen den Willen der Familie in Berlin das Abitur und

studierte Naturwissenschaften.



»Mein Kampf« hat sie offenbar genauer gelesen als andere; gleich nach der »Machtergreifung« schloß sie sich einer Widerstandsgruppe an. In geradezu tollkühnen Aktionen rettete sie mehr als 60

Juden das Leben.

Szenenwechsel. Mitten in Berlin-Kreuzberg, wo Freaks, Punks, Türken, Arbeiter, Arbeitslose und Künstler das Bild beherrschen, ist in der

Oranienstraße ein Türschild zu entdecken: »Dr.



Maria von Maltzan - Tierärztin«. Hier lebt und praktiziert die heute 77-jährige. Eine Frau von ungebrochener Vitalität, humorvoll, selbstsicher, tolerant und immer ein bißchen rebellisch. Hier hat sie endlich ihr Leben aufgeschrieben.

Was für ein Leben.



Maria Gräfin von Maltzan. Schlage die Trommel und fürchte dich nicht. Erinnerungen. 272 Seiten, 24 Abb., geb. DM 38.-- Jetzt in Ihrer Buchhandlung

Ullstein



So zeichnet Lagerfeld: Schwingende Röcke für ein Wochenende in Rom

Lagerfeld setzt die Piaggi groß in Szene

Von MICHAEL MEYRING

Erstaunen Sie mich! So beschwor einst Diaghilev, der Impresario der Ballets Russes, Jean Cocteau, an dessen mannigfachen Talenten er sich sehr genüsslich zu delectieren pflegte. Wäre Karl Lagerfeld ein Zeitgenosse Diaghilevs gewesen, wie überreich hätte er dem Herzenswunsch des russischen Anführers, immer aufs neue von der künstlerischen Vielseitigkeit seiner Freunde erstaunt zu werden, entsprechen können!

Lagerfeld begnügt sich nicht damit, als Kreator stilbildender Prêt-à-porter, Haute-Couture, Sportswear- und Pelzkollektionen, als Parfümeur und Entwerfer von Film- und Bühnenaussstattungen zu interkontinentalen Ehren gelangt zu sein, „Kaiser Karl“

Karl Lagerfeld: Creations mit Anna Piaggi Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 224 S., zahlr. Abb., bei Subskription bis Ende des Jahres 128 Mark, danach 148 Mark.

(wie ihn die New Yorker Moderezeitung „Women's Wear Daily“ gern nennt) refüssiert nun auch noch als Modezeichner, und zwar als einer von besonderen Größen. Bielebe keiner der langweiligen Kleider-Abmalen, handhabt Lagerfeld Ölkreide, Tuschepinsel, Filzschreiber und Buntstift mit der gleichen Spontaneität, die solchen Meistern ihres (ausstehenden) Fachs wie Sir Cecil Beaton, dem Amerikaner Ericson, Marcel Vertès, Bouché und vor allem Christian Bérard zu eigen war.

Gleich diesen hält er in präzisen Momentaufnahmen, oftmals Ambiance und private Stimmungen miteinfangend, den flüchtigen

Augenblick der uneinstudierten Pose und Gestik seines in immer überraschenderen Maskeraden auftretenden „Modells“ fest. Er skizziert stets dieselbe Frau, gelegentlich auch deren Begleiter, einen rotbärtigen englischen Modelhistoriker namens Vern Lambert. Auf jeder Zeichnung vermerkt er Stunde, Tag und Jahr der Entstehung.

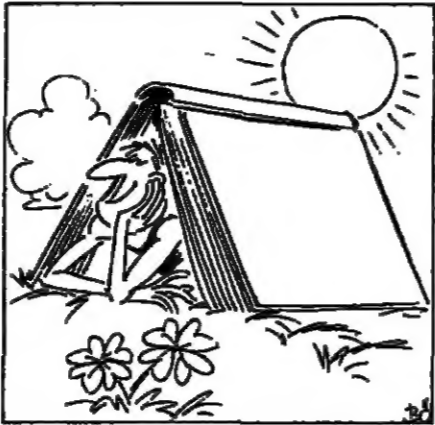
Die Notizen und Zeichnungen dieses ungewöhnlichen und ungewöhnlich amüsanten, manchmal abstrusen, energiegeladenen, sich immer ein wenig selbst persifizierenden „Mode-Tagebuchs“, wie der Band im Untertitel heißt, spiegeln einige der typischen Qualitäten Karl Lagerfelds und insbesondere seine sich hoffentlich nie abnutzende „Sturm-und-Drang“-Power. Wenn die Namen heute so unbekannter Größen wie der

exzentrischen Londoner Autorin Elinor Glynn, die gegen Ende der zwanziger Jahre Hollywood „heimsuchte“, auftauchen oder jener der Kleidungsfragen zu Weltanschauungsproblemen hochspielenden amerikanischen Multimillionärin Millicent Rogers, dann ist auch No-Stalgie mit im Spiel.

Zeichnen ist für mich wie atmen“, bekannt Lagerfeld: das Objekt seiner

nun nicht mehr heimlich darstellerischen Begierde ist die Mailänder Modejournalistin Anna Piaggi, eine auf ihrem Gebiet hoch geachtete Autorität, verheiratet mit dem italienischen Porträt- und Modelfotografen Alfa Castaldi. La Piaggi, weder als bildhaft schön noch gertenschlank zu bezeichnen, macht seit langem schon als Verkleidungskünstlerin mit schauspielerischen Können von sich reden. Sie schreibt sich ihre „Rollen“ selbst auf den Leib, begibt sich unter keines Regisseurs Fuchtel und tritt auch nie auf Theatern auf. Die Bretter, die ihr die Welt bedeuten, sind die Laufstege zwischen den Orchestersesseln der Modeschauen in Paris und Mailand und die Stadtpalais, Appartements und Schlösser ihres Seelenfreundes Karl.

In dessen Louis-Quinze- oder Memphis-Interieurs – bevorzugt auch nach eigenem Eingeständnis in der Küche seiner Pariser Beletage – setzt sich Anna Piaggi am liebsten in Szene. Gewandete in neue oder historische Kleider, die sie auf Flohmärkten oder Wohltätigkeitsbasaren, bei Antiquitätenhändlern, in Berufsbekleidungs- und Auktionshäusern, in Ar-



Die Belle Époque ist niemals fern: Studie in Crêpe-de-chine mit modernem Pfiff

my-surplus-Shops, in Opernkostümwerkstätten und deren Funduskammern aufstöbert oder den Kollektionen zeitgenössischer Couturiers entnimmt, mündet sie mal die „Nijnska“ (des Tänzers Tochter), dann einen „Backisch der zwanziger Jahre“, putzt sich à la Vuillard oder Watteau heraus, verkörpert heute „Die Amazone aus der Suite 417“ (des Hotels Hassler zu Rom), morgen eine „sich bewegende Kerze“ und tags darauf die monströse „Sarah Bernhardt“. Dann wieder erscheint sie im „Baseball-Look“, als kriegsrische „Kaiserin Fedora Bokassa“ oder stellt die „Frau eines venezianischen Fischers in der Lagune beim Anbruch der Dämmerung“ dar.

Bei der Kostümierung ihrer Impersonationen, die sie nur veranstaltet, um sich und ihre Freunde zu amüsieren – und um vielleicht ihren Feinden, zu denen der Pariser Alles-Entwerfer Pierre Cardin gehört, Sottisenstoffe zu liefern –, geht Signora Piaggi eigene Wege. Sie ahmt nicht nach, was die Modehistorie lehrt, sondern kreiert, indem sie unverfälschten Stilepochen durchdringt und sich in sie einlebt. So trägt sie zum Beispiel ein tourmirengelocktes Jackett von 1895 mit Jodhpurs, wie sie britische Kolonialoffiziere zu tragen pflegten, paart Überkleidungsmäßige Ständesunterschiede setzt sie sich hinweg.

Kein Wunder, daß Karl Lagerfeld, der selbst weit davon entfernt ist, das Thema „Mode“ tierisch ernst zu nehmen, den Travestien Anna Piaggis mit Haut und Haaren, will sagen: mit Pinsel und Zeichenstift, so freudig verfiel. Connaisseurs sollten eben, einander Karls Hymne auf die respektlose Mailänderin zu schenken.

Zeichnungen mit der linken Hand

Von PETER DITTMAR

Das alles wurde mit der linken Hand gemacht. Denn Seymour Chwast kann nicht mit der rechten zeichnen. Deshalb nennt er den Band mit einem Überblick über seine Arbeiten „The Left-Handed Designer“ (Verlag Harry N. Abrams, New York, 144 S., 161 Abb., \$5 Dollar). Und der Umschlag, der sich sechs- bis siebenmal drehen läßt, zeigt tielgerecht jedesmal eine zeichnende Linke in den unterschiedlichsten Stilen. Seymour Chwasts große Stärke ist nämlich, daß er für seine Plakate, Illustrationen und alle die anderen werbegraphischen Entwürfe Anregungen aus allen Epochen der Kunstgeschichte aufzunehmen und zu einem eigenen Stil zu komprimieren weiß.

In den Texten seines Buches erzählt er freimütig, wer ihn jeweils inspirierte. Mal war es Frankreichs berühmtester Plakatkünstler der dreißiger Jahre, Cassandre, mal sein deutscher, nicht minder geschätzter Kollege Ludwig Hohlwein. Mal borgt er sich einen Gedanken bei Frans Masereel aus, ein andermal stehen ihm Beardsley und „The Yellow Book“ Pate. Dann greift er auf die naiven Vorbilder zurück, lehnt sich an Reklametiketten des 19. Jahrhunderts an, weiß Jugendstil, Art Deco oder die schwungvollen Linien der barocken Schreibmeister zu nutzen.

Die Werbegraphik war zwar nie zimmerlich mit Anleihen bei den künstlerischen Moden ihrer Zeit. Aber es war doch ein Novum, als Seymour Chwast zusammen mit Ed Sorel und Milton Glaser 1954 das Push Pin Studio gründete, das einen intellektuellen Werbestil, voller Witz und Anspielungen, kultivierte. Mit scheinbar naiver Farbigkeit und einer Häufung von Motiven, gerahmt von viktorianischen Ornamenten und Schriftbändern wie auf alten Blechloren oder Zündholzschnitten, wurde die Aufmerksamkeit auf ein Puccini-Festival oder einen Kuchen, ein Motorrad oder ein Bier gelenkt. Das ergab damals ungewöhnliche optische Effekte.

Nun war die Werbung in Amerika – oder besser: in New York und an der Ostküste – auch vorher nicht so betörend wie in Europa

(die Schweiz ausgenommen). Aber Mitte der fünfziger Jahre zeichnete sich ein Wandel ab. Es war einerseits die „Nierentzeit“ mit ihren wuchernden unsymmetrischen Formen, die Amerika wahre Kriegsschiffe auf Rädern in den allerschönsten Bonbonfarben bescherte. Auch begann sich damals die erste Nostalgie-Welle abzuzeichnen, die Wiederentdeckung des Jugendstils, ohne zwischen Kunst und Kitsch der Jahrhundertwende zu differenzieren. Andererseits startete damals Tomi Ungerer mit seinen frechen Zeichnungen eine ungewöhnliche Karriere in der Madison Avenue, denn die Werbeleute fanden Geschmack an ein wenig provozierender Selbstironie.

Das alles griffen die jungen Leute des Push Pin Studios – Chwast, zwei Jahre zuvor an der Cooper Union School of Art und Architecture graduiert, war bei der Gründung gerade 23 – auf und verflochten es zu einem Stil, der nostalgisch schien, obgleich er höchst modern war. Inzwischen wurden ihre Arbeiten vielfach preisgekrönt und in berühmten Museen ausgestellt. Denn im Gegensatz zu den meisten Werbezeichnungen, die sehr schnell veralten, gelangen Chwast immer wieder Entwürfe, die sich sozusagen von ihrem eigentlichen Zweck – der Werbung – lösen und in höhere Sphären – der Kunst – aufsteigen.

Das gab es natürlich auch schon vorher, wie die Beispiele von Toulouse-Lautrec und Cassandre, Leupin und Lenica, François und Folon, um nur einige zu nennen, zeigen. Chwast kann sich in dieser Reihe behaupten. Beispielsweise mit seinem Entwurf für ein Festival erotischer Filme, für das er auf weißem Untergrund die schwarze Kontur eines Frauenkörpers mit einer Teufelsmaske, die die Zunge herausstreckt, als Schoß zeichnet. Oder mit dem Magazintitel zum Thema „Was geschah mit dem Vater?“, bei dem vor einem gestreiften Sessel scheinbar die Schuhe und die Hände mit Pfeife und Zeitung schweben, weil das Anzugmuster mit dem Sessels zusammenfällt. Angesichts dieser fröhlichen Kunst wünscht man sich mehr linkschändige Zeichner.

„Früher war ich die Frau von Heinrich George, heute bin ich die Mutter von ›Schimanski‹.“

Die Schauspielerin, die so charmant untertreibt, ist für ihr Publikum »die Drews«. Geliebt, verehrt, bejubelt. Und das seit fast sechs Jahrzehnten. Im Film und im Fernsehen gab sie erfolgreiche Gastspiele, doch ihr Herz gehört der Bühne. Ob sie die Spelunkenjenny in Brechts »Dreigroschenoper« oder die Prinzessin Eboli in Schillers »Don Carlos« spielte – »tritz sie aus der Kulisse, kann das Drama beginnen.« (Friedrich Luft)

Berta Drews erzählt und reflektiert. Humorvoll, wach, nachdenklich, ganz uneitel. Ihre Jugend, die schönen und schwierigen Jahre mit Heinrich George, die Begegnungen mit berühmten Kollegen und Regisseuren. Glanzvolle Zeiten deutscher Theatergeschichte werden hier lebendig. Als ob der Vorhang aufgehe...



Berta Drews
Wohin des Wegs

Langen Müller

Berta Drews
Wohin des Wegs
384 Seiten, 75 Abb., geb., DM 36,-

Jetzt in Hartmann-Buchhandlung

Buchmesse '88
Halle 5.1
Stand Nr. 0165

Politik und Geschichte

Karl Urruh
Langemarck 1914
1986, 160 Seiten, Abbildungen und Skizzen, Leinen, DM 48,-
ISBN 3-7637-5466-5
Dem Mythos „Langemarck“, von den jungen deutschen, freiwilligen Soldaten, die unter dem Gesang des Deutschlandliedes, isländische Stellungen einnahmen, wird die ungeschönte Wirklichkeit gegenübergestellt.

Heinz Magenheimer
Die Verteidigung Westeuropas
1986, 208 Seiten, 18 Skizzen, Geb., DM 28,50
ISBN 3-7637-5345-1
Doktrin, Kräftebestand und Einsatzplanung im westlichen Verteidigungsgebiet.

Heinz J. Nowarra
Die deutsche Luftflotte 1933-1945
1986, 11.4 Bände, ca. 1100 Seiten, ca. 700 Fotos, ca. 1400 Skizzen, Leinen, Nur komplett lieferbar, DM 312,-
ISBN 3-7637-5464-4
Das Werk enthält alle militärischen Flugzeugtypen, die zwischen 1933 und 1945 in Deutschland gebaut oder geplant wurden mit ihrer Entwicklungsgeschichte und allen technischen Daten.

Heinz J. Nowarra
Die deutsche Luftflotte 1933-1945
1986, 11.4 Bände, ca. 1100 Seiten, ca. 700 Fotos, ca. 1400 Skizzen, Leinen, Nur komplett lieferbar, DM 312,-
ISBN 3-7637-5464-4
Das Werk enthält alle militärischen Flugzeugtypen, die zwischen 1933 und 1945 in Deutschland gebaut oder geplant wurden mit ihrer Entwicklungsgeschichte und allen technischen Daten.

Heinz J. Nowarra
Die deutsche Luftflotte 1933-1945
1986, 11.4 Bände, ca. 1100 Seiten, ca. 700 Fotos, ca. 1400 Skizzen, Leinen, Nur komplett lieferbar, DM 312,-
ISBN 3-7637-5464-4
Das Werk enthält alle militärischen Flugzeugtypen, die zwischen 1933 und 1945 in Deutschland gebaut oder geplant wurden mit ihrer Entwicklungsgeschichte und allen technischen Daten.

Buchmesse '88
Halle 5.1
Stand Nr. 0165

Luftfahrt und Technik

Fritz Tronke
Bordfunkgeräte — Vom Funkensender zum Bordradio
1986, 264 Seiten, 630 Fotos und Skizzen, Leinen, DM 68,-
ISBN 3-7637-5269-7
Reihe: Die deutsche Luftfahrt, Band 7
Die Entwicklung dieser Geräte von den Anfängen bis zum heutigen Stand wird aufgezeigt. Die Erklärung von über 400 Bordgeräten vervollständigt diese Spitzentechnologien.

Bruno Lange
Typenhandbuch der deutschen Luftfahrttechnik
1986, 416 Seiten, 558 Abbildungen, Leinen, DM 78,-
ISBN 3-7637-5264-6
Reihe: Die deutsche Luftfahrt, Band 9
Großformatiges Standardwerk, das ausführliche Informationen zu allen in Deutschland gebauten Motorflugzeugen, Hubschraubern, Flugmotoren, Triebwerken und Flugkörpern liefert.

Theodor Benedek
Karl-Heinz Hedwig
Joachim Hermann
Flugkörper und Lenkkraketen
1986, 300 Seiten, zahlreiche Fotos und Skizzen, Leinen, DM 78,-
ISBN 3-7637-5261-6
Die Entwicklungsgeschichte der deutschen gelenkten Flugkörper vom Beginn dieses Jahrhunderts bis heute. Reihe: Die deutsche Luftfahrt, Band 10

Ausgewiesene Fachleute berichten über aktuelle Themen der Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften.

Es gibt Leute, die schon 1946 den Wert der UNIVERSITAS erkannt haben. Andere werden dieses Erlebnis erst 1986 haben.

UNIVERSITAS
Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur

Ihr Name ist gleichzeitig Programm: universaler Einblick in die Wissenschaften.

UNIVERSITAS Coupon
WELT
Bezugsbedingungen
Monatlich erscheint 1 Heft. Preis im Abonnement je Heft DM 6,-. Vorrangpreis für Schüler, Studenten, Referendare und Assistenten je Heft DM 4,60. Einzelheft DM 7,-. Probeheft kostenlos.
Sind Sie ein kostenloses Probeheft an:
WISSENSCHAFTLICHE VERLAGSGESELLSCHAFT MBH
POSTFACH 40, BIRKENWALDSTR. 44, 7000 STUTTGART 1

Das große WELT-Preisrätsel zur Frankfurter Buchmesse 1986



1



2



Am Strand liegen, dort, wo die Gewässer noch so klar und sauber sind wie kaum irgendwo in der Welt: Der Hauptgewinner unseres Preisrätsels wird mit Partner oder Partnerin in Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, eine Woche verbringen und von Bestseller-Autor Arthur Hailey zum Tee eingeladen werden.
FOTO: DIE WELT



Autor von erfolgreich verfilmten Bestsellern wie „Airport“ und „Hotel“: Arthur Hailey
FOTO: DIE WELT



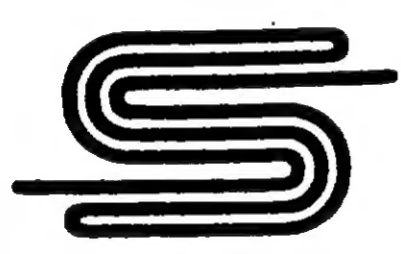
9



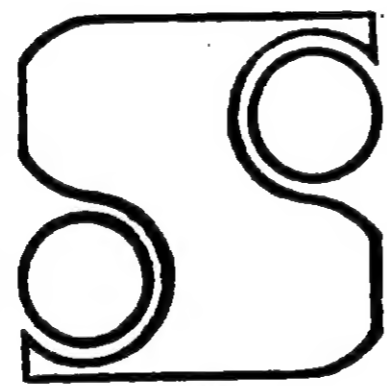
10



3



5



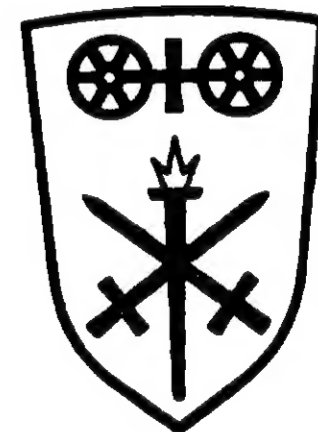
6



7



8



11



4



Wo Autoren sich treffen: Das Literaturhaus in Berlin
FOTO: ULLSTEIN

Und so wird's gemacht!

Auf dieser Seite sind Signets von bekannten und weniger bekannten deutschen, österreichischen und Schweizer Buchverlagen abgebildet. Es gilt, die Namen der Verlage, die diese Signets tragen, herauszufinden und uns mitzuteilen. Ein kleiner Hinweis als Hilfe: Alle Verlage, deren Markenzeichen wir hier vorstellen, sind entweder mit einer Rezension oder mit einer Anzeige in unserer Messebeilage vertreten. Ein weiterer Tip: In Zweifelsfällen wird Ihr Buchhändler Ihnen bestimmt Auskunft geben. Andererseits erschweren wir Ihnen die Lösung dadurch, daß die Verlagsnamen in der richtigen Reihenfolge anzugeben sind, also nach der Nummerierung auf dieser Seite. Angaben in der falschen Reihenfolge können nicht berücksichtigt werden. Senden Sie Ihre Lösung bitte nur auf Postkarten ein. Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1986 (Poststempel). Und hier die Preise: 1. Preis: Eine einwöchige Reise für zwei Personen nach Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, mit

einem Besuch bei dem Schriftsteller Arthur Hailey. Unterbringung in einem führenden Hotel inklusive angemessenem Taschengeld. 2. Preis: Ein Wochenende für zwei Personen in einem exklusiven Hotel in Berlin, mit einem Besuch in dem neuen Schriftstellerhaus in der Fasanenstraße, ebenfalls mit angemessenem Taschengeld. 3. bis 6. Preis: eine 22bändige Ausgabe der berühmten Propyläen-Kunstgeschichte im Wert von je 1980 Mark. 11. bis 100. Preis: Interessante Neuerscheinungen vom Buchherbst 1986. Schicken Sie Ihre Postkarten an folgende Adresse:
DIE WELT
Stichwort Messe-Quiz
Godesberger Allee 99
5300 Bonn 2
Die Verlosung findet unter Aufsicht eines Notars statt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Angestellte des Verlagshauses Axel Springer und ihre Familienangehörigen dürfen nicht teilnehmen.

Propyläen Kunst Geschichte
Herbert Härtel
Jeannine Auboyer:
Indien und Südostasien

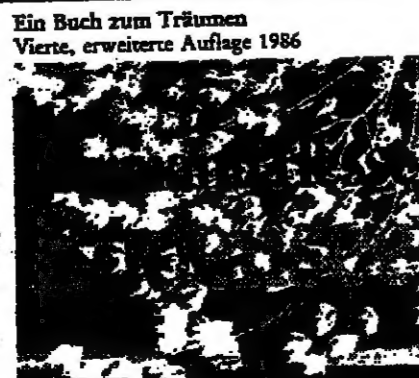
22 Bände über die Kunst der Welt: Die Preise drei bis sechs unseres Rätsels



12



Band I (Aufsatzband): 272 Seiten, 70 Abb. DM 38,-; Band II (Katalog): 496 Seiten, 12 farbige Karten und 238 Abb. DM 48,-; beide Bände zusammen DM 70,-

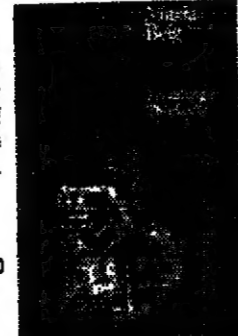


Ein Buch zum Träumen
Vierte, erweiterte Auflage 1986
IV, 284 Seiten, 129 Abb., Ln. DM 49,-



247 S., 60 Abb., Kt. DM 32,-
339 S., Ln. DM 38,-
Friedrich Michael: Gesammelte Schriften
So ernst wie heiter. 406 Seiten DM 39,50
Der Leser als Entdecker. 296 Seiten DM 34,-
Die gut empfohlene Frau. Roman. 145 S. DM 20,-
Flucht nach Madras. Roman. 143 Seiten DM 20,-
Silvia und die Freier. Roman. 162 Seiten DM 20,-

Ein neuer Roman von Maria Beig
Minder. Oder zwei Schwestern DM 20,-
102 Seiten. Leinen.
Nach ihren Romanen „Rabenkrähen“ und „Hochzeitslose“ sowie den Erzählbänden „Hermina. Ein Tierleben“ und „Urgroßelternzeit“ stellt Maria Beig ihre literarische Virtuosität erneut unter Beweis.



396 S., 136 Abb., Ln. DM 68,- XIV, 107 S., 3 Abb., Ln. DM 18,-
Jan Thorbecke Verlag
Postfach 546 - D-7480 Sigmaringen



Herrn Maria Gubler
Johann Caspar Bagnato
und die Stetten des Deutschen Ordens
in der Welt Elbst-Kapitel im 16. Jahrhundert



454 S., 345 Abb., Ln. DM 148,-

Ausgewiesene Fachleute berichten über aktuelle Themen der Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften.

Es gibt Leute, die schon 1946 den Wert der UNIVERSITAS erkannt haben. Andere werden dieses Erlebnis erst 1986 haben.

UNIVERSITAS
Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur

Ihr Name ist gleichzeitig Programm: universaler Einblick in die Wissenschaften.

UNIVERSITAS Coupon
WELT
Bezugsbedingungen
Monatlich erscheint 1 Heft. Preis im Abonnement je Heft DM 6,-. Vorrangpreis für Schüler, Studenten, Referendare und Assistenten je Heft DM 4,60. Einzelheft DM 7,-. Probeheft kostenlos.
Bitte senden Sie ein kostenloses Probeheft an:
WISSENSCHAFTLICHE VERLAGSGESELLSCHAFT MBH
POSTFACH 40, BIRKENWALDSTR. 44, 7000 STUTTGART 1

Das große WELT-Preisrätsel zur Frankfurter Buchmesse 1986



1



2



Am Strand liegen, dort, wo die Gewässer noch so klar und sauber sind wie kaum irgendwo in der Welt: Der Hauptgewinner unseres Preisrätsels wird mit Partner oder Partnerin in Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, eine Woche verbringen und von Bestseller-Autor Arthur Hailey zum Tee eingeladen werden.
FOTO: DIE WELT



Autor von erfolgreich verfilmten Bestsellern wie „Airport“ und „Hotel“: Arthur Hailey
FOTO: DIE WELT



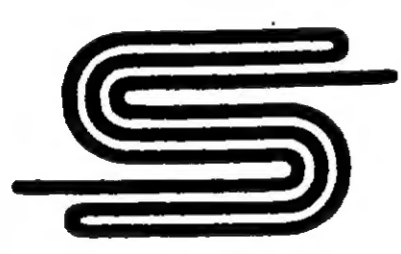
9



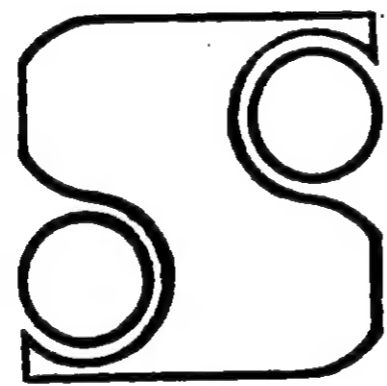
10



3



5



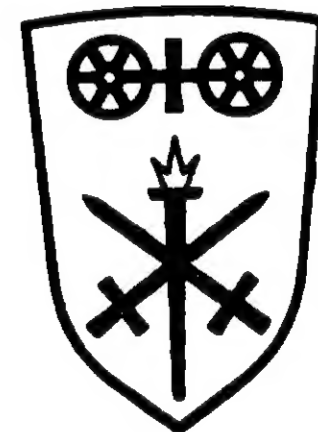
6



7



8



11



4



Wo Autoren sich treffen: Das Literaturhaus in Berlin
FOTO: ULLSTEIN

Und so wird's gemacht!

Auf dieser Seite sind Signets von bekannten und weniger bekannten deutschen, österreichischen und Schweizer Buchverlagen abgebildet. Es gilt, die Namen der Verlage, die diese Signets tragen, herauszufinden und uns mitzuteilen. Ein kleiner Hinweis als Hilfe: Alle Verlage, deren Markenzeichen wir hier vorstellen, sind entweder mit einer Rezension oder mit einer Anzeige in unserer Messebeilage vertreten. Ein weiterer Tip: In Zweifelsfällen wird Ihr Buchhändler Ihnen bestimmt Auskunft geben. Andererseits erschweren wir Ihnen die Lösung dadurch, daß die Verlagsnamen in der richtigen Reihenfolge anzugeben sind, also nach der Nummerierung auf dieser Seite. Angaben in der falschen Reihenfolge können nicht berücksichtigt werden. Senden Sie Ihre Lösung bitte nur auf Postkarten ein. Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1986 (Poststempel). - Und hier die Preise: 1. Preis: Eine einwöchige Reise für zwei Personen nach Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, mit

einem Besuch bei dem Schriftsteller Arthur Hailey. Unterbringung in einem führenden Hotel inklusive angemessenem Taschengeld. 2. Preis: Ein Wochenende für zwei Personen in einem exklusiven Hotel in Berlin, mit einem Besuch in dem neuen Schriftstellerhaus in der Fasanenstraße, ebenfalls mit angemessenem Taschengeld. 3. bis 6. Preis: eine 22bändige Ausgabe der berühmten Propyläen-Kunstgeschichte im Wert von je 1980 Mark. 11. bis 100. Preis: Interessante Neuerscheinungen vom Buchherbst 1986. Schicken Sie Ihre Postkarten an folgende Adresse:
DIE WELT
Stichwort Messe-Quiz
Godesberger Allee 99
5300 Bonn 2
Die Verlosung findet unter Aufsicht eines Notars statt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Angestellte des Verlagshauses Axel Springer und ihre Familienangehörigen dürfen nicht teilnehmen.

Propyläen Kunst Geschichte
Herbert Härtel
Jeannine Auboyer:
Indien und Südostasien

22 Bände über die Kunst der Welt: Die Preise drei bis sechs unseres Rätsels



12



Band I (Aufsatzband): 272 Seiten, 70 Abb. DM 38,-; Band II (Katalog): 496 Seiten, 12 farbige Karten und 238 Abb. DM 48,-; beide Bände zusammen DM 70,-



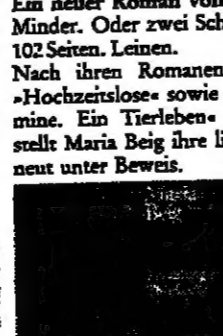
Ein Buch zum Träumen
Vierde, erweiterte Auflage 1986
IV, 284 Seiten, 129 Abb., Ln. DM 49,-



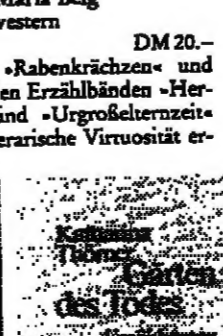
247 S., 60 Abb., Kt. DM 32,-



339 S., Ln. DM 38,-



144 S., Ln. DM 20,-



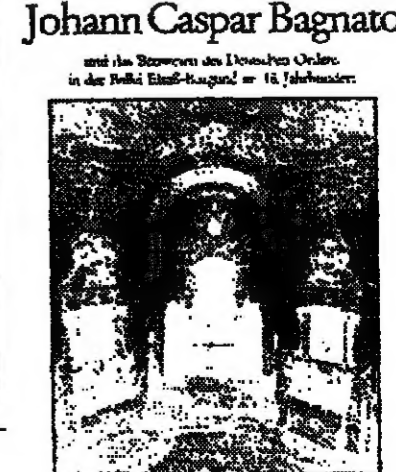
288 S., Ln. DM 28,-



396 S., 136 Abb., Ln. DM 68,-



XIV, 107 S., 3 Abb., Ln. DM 18,-



454 S., 345 Abb., Ln. DM 148,-

Jan Thorbecke Verlag
Postfach 546 · D-7480 Sigmaringen